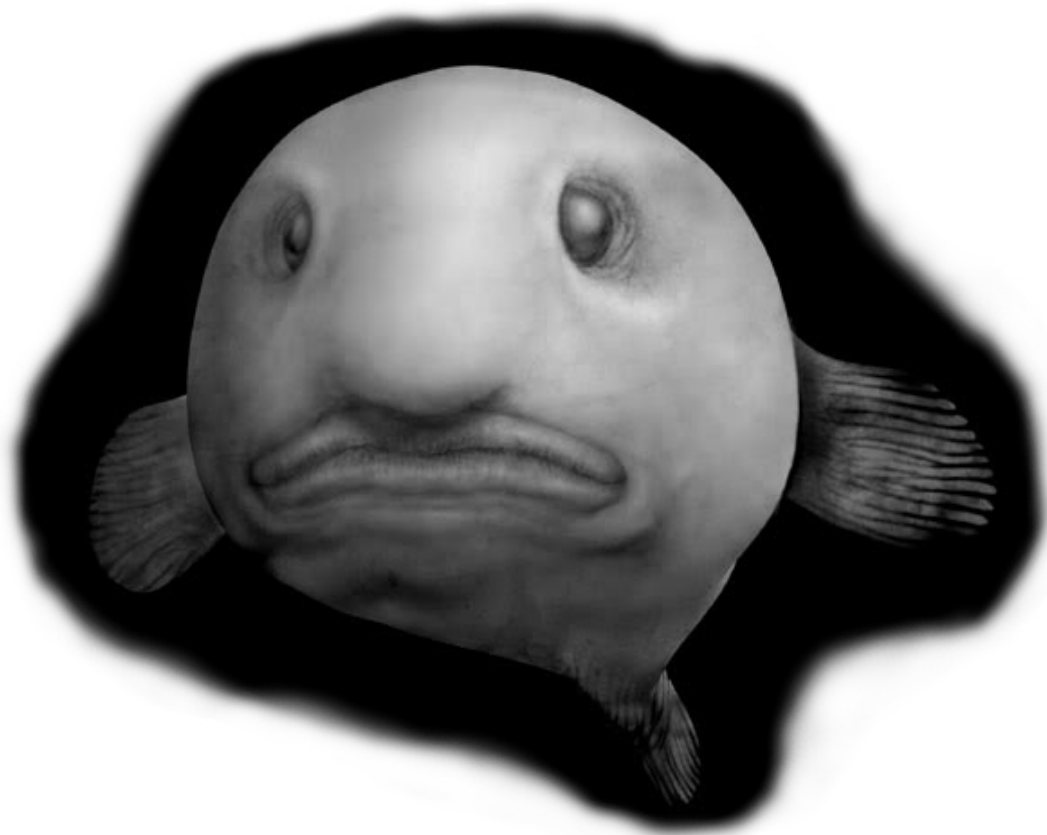


Hajo Seng



Unwirklich wirklich

Die Welt aus einer autistischen Perspektive

Hajo Seng
Unwirklich wirklich
Artikel und Aufsätze 2010 – 2017
zweite Auflage, 2018

Kontakt: autSocial e.V., Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg
hajo.seng@autsocial.de
www.hajoseng.de

Inhaltsverzeichnis

Was ist Autismus?.....	9
Ein historischer Abriss.....	9
Wildes Menschsein.....	11
Der Begriff Autismus.....	13
Der Kühlschrankschmütter-Diskurs.....	17
Asperger: Eine Wiederentdeckung.....	21
Autisten melden sich zu Wort.....	27
Zur Geschichte „meines“ Autismus.....	33
Literatur.....	41
Bildnachweis.....	46
Begabt & behindert.....	49
Ist das Asperger Syndrom eine Krankheit?.....	49
Autismus zwischen Behinderung und Begabung.....	51
Autismus und Kreativität.....	55
Merkmale autistischen Denkens.....	56
Sprache und Denken bei autistischen Menschen.....	58
Zur Bewertung kommunikativer Fähigkeiten.....	60
Im Spiegel der Autismusforschung.....	63
Ein schwieriges Verhältnis.....	63
In zwei Welten leben.....	65
Zur Desintegration autistischer Menschen.....	67
Im Spiegel des Bewusstseins.....	69
Im Spiegel oder als Spiegel?.....	73
Negatives Spiegeln.....	74
Sind Autisten Menschen?.....	76
Über das „wir“: Ausschließende Anthropologien.....	77
Autismus im Spiegel der Autismusforschung.....	80
Die historische Natur der Empathie.....	82
Das Fehlen von Ausgrenzungserfahrungen in der Forschung.....	84
Über die Blindheit bildgebender Verfahren.....	86

Anregungen.....	89
In Bildern denken.....	90
Sprache, Macht und Computertechnologie.....	91
Die eigene Perspektive.....	94
Ein Plädoyer zum Schluss.....	95
Autistische Intelligenz.....	99
Eine verwirrende Vielfalt an Autismen?.....	99
Spezifische Interessen und autistisches Denken.....	101
Autistische Kommunikationsweisen.....	103
Zur Dynamik in autistischen Lebensläufen.....	105
Psychische Stabilität zwischen Stereotypen und Spezialinteressen.....	106
Die Klangfarbe des Autismus: Wohlklang oder Dissonanz?.....	108
Quellen.....	109
Wundersame Fähigkeiten.....	113
Ein kurzer historischer Abriss.....	115
Hans Asperger und Leo Kanner.....	115
Leere Festungen.....	119
Exkurs: Empathie und Desintegration.....	122
Autisten melden sich zu Wort.....	126
Autistische Fähigkeiten.....	128
Begabung oder Behinderung?.....	128
Theory of Mind.....	129
Exekutive Funktionen.....	131
Zentrale Kohärenz.....	132
Zum Charakter autistischen Denkens.....	134
Spezielle Interessen.....	138
Exkurs: Autistische Psychologie.....	141
Die richtige Umgebung zählt.....	148
Anhänge.....	152
Empathie und Autismus.....	152
Semantisches Spiegeln.....	160
autWorker-Workshops „Autistische Fähigkeiten“.....	167
Drei Beispiele aus den Fähigkeitenworkshops.....	173
Literatur.....	176
Bildnachweis.....	177

... zu Höchstleistungen motiviert.....	181
Hintergründe: Über die Desintegration autistischer Menschen.....	181
Die Potenziale autistischer Menschen.....	184
Autistische Menschen und der Arbeitsmarkt.....	188
Literatur.....	193
Bildnachweis.....	194
Arbeit anders denken:.....	197
Ein beispielhafter Berufseinstieg.....	197
Eine andere Intelligenz.....	200
Die eigene Biographie als Spiegel.....	201
Der inklusive Weg.....	203
Arbeit anders denken.....	204
Das autWorker Projekt: Zu exklusiv für Inklusion?.....	205
Fähigkeiten und Potenziale auf dem Weg ins Berufsleben.....	208
Autistisches Denken und autistische Fähigkeiten.....	208
Merkmale autistischer Persönlichkeiten.....	214
Wie Berufseinstiege gelingen können.....	216
Ein Gewinn für alle Seiten.....	218
Literatur.....	220
Text- und Bildnachweis.....	223

Was ist Autismus?

Ein historischer Abriss

Auf die Frage, was ist Autismus, gibt es unterschiedliche Antwortstrategien, die am Ende zu mehr oder – meist – weniger befriedigenden Antworten führen. Meistens besteht die Strategie in dem Versuch, eine irgendwie geartete Definition für Autismus heranzuziehen, etwa die im ICD oder DSM dargelegten Diagnosekriterien. Dies ist aber mit der Schwierigkeit behaftet, dass die Grundlagen solcher Definition sehr unklar oder gar fragwürdig erscheinen. Manchmal wird auch an Hand der Fülle von gängigen und fast schon mythischen Vorstellungen versucht, Autismus zu charakterisieren. Durch die beständige mediale Reproduktion halten sich solche Mythen bemerkenswert hartnäckig. Autistische Menschen haben darüber hinaus die Möglichkeit, Autismus an Hand ihrer eigenen Erfahrungen zu erklären, die aber oft mit der Schwierigkeit behaftet sind, dass die autistischen Merkmale aus der eigenen Biographie nur schwer, wenn überhaupt, herauszulösen sind. Ich kenne unzählige solcher Versuche, Autismus zu erklären, die alle samt sehr unbefriedigend sind, sei es, weil sie wesentliche Aspekte unberücksichtigt lassen, sei es, weil sie im Widerspruch zu meinen Erfahrungen als autistischer Mensch oder mit anderen autistischen Menschen stehen. Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dar, eine umfassende Erklärung des Phänomens Autismus darzulegen und dabei Aspekte zu beleuchten, die ansonsten nur schwer zugänglich erscheinen. Um am Ende dahin zu gelangen, werde ich mich behutsam dem Phänomen und der Thematik der Arbeit, autistische Kommunikation, anzunähern. Für eine erste Annäherung scheint mir eine historische Betrachtung am besten geeignet zu sein, um eine erste Einordnung des Gegenstands dieser Arbeit zu finden.

Ende der 1980er Jahre, mit etwa Mitte 20, habe ich die Platonischen Dialoge „entdeckt“. Sie hatten mich in einer besonderen Weise angesprochen, indem ich mich in einigen Aspekten des Sokrates wiederfinden konnte; es kommt sehr selten vor, dass ich mich in einer anderen Person, sei sie literarisch oder aus dem „realen Leben“, wiederfinden kann. Was mich an Sokrates angesprochen hatte, war aber nicht seine Weisheit oder seine bis in die heutige Zeit kaum übertroffene Gedankentiefe. Es war vielmehr der Sokrates, der unterwegs in Gedanken versunken „verloren ging“, wie im Symposion, der Sokrates, der sich außerhalb der

Gesellschaft am wohlsten und am sichersten fühlte, wie im Lysias, oder sich Dinge, die anderen selbstverständlich erschienen, mit Hilfe der Logik erschloss, wie im Timaios. Und nicht zuletzt der Sokrates, der selbst vor unkonventionellsten Ideen nicht zurückschreckte und sich da zu Hause fühlte, wo er ganz bei sich war – fern ab von anderen Menschen und gesellschaftlichen Normen, wie im Phaidros. Die Platonische Philosophie, ausgestattet mit dem Werkzeug der dialektischen Methode, steht an der Schwelle zu einem Selbst, das sich unabhängig von Geschichte, Mythen, Religionen und gesellschaftlichen Überlieferungen behaupten kann; was etwa im Timaios an Hand der Halbierung des Quadrats sehr schön dargestellt wurde (Picht 1986 und 1990; Platon 1970). Platon hat mit der Figur des Sokrates diesem neuen Selbst ein eindringliches Bild verliehen: Ein Mensch, der die Gesellschaft scheut, ihre Normen nicht versteht, ausgestattet mit einem reichen und bewussten Innenleben, nicht nur für die damalige Zeit ganz und gar unkonventionell und mit einem deutlichen Hang zur Mathematik und zu logischem Denken.

Mit seiner Philosophie skizziert Platon nicht nur ein Denken, sondern auch eine Form des Menschseins, das zur Zeit der griechischen Antike erstmals in Erscheinung tritt; wohl nicht nur im antiken Griechenland, sondern in unterschiedlichen Variationen auch in Indien, China oder anderen kulturellen Kontexten. Dieses Menschsein prägt seither bis heute die menschliche Geschichte; es bildet quasi den Horizont, in dem Geschichte in Erscheinung tritt. Ein Horizont, der mit der Figur des Sokrates (und vermutlich auch anderen ähnlich starken Figuren aus jener Zeit) eröffnet wurde. Dieser Horizont, in dem dieses Selbstbewusstsein auftritt, schließt sich nach einer wechselvollen Geschichte wieder in der Konzeption einer Psyche, in dessen Zentrum ein wie Sprache und damit auch wie Mathematik strukturiertes Unbewusstes die Geschichte der Individuen steuert; ob er sich hier endgültig schließt oder lediglich eine Engführung erfährt, wird sich aus heutiger Sicht kaum klären lassen. Es ist sicherlich kein Zufall, dass mit Sigmund Freud hinter diesem Konzept ein Mensch steht, der wiederum deutlich auf sich selbst bezogen und verwiesen war; wenn auch auf andere Weise, nämlich als „narzisstische Persönlichkeit“ – wie er sich selbst eigentlich hätte analysieren müssen (Kollbrunner 2001). Diese Arbeit soll nun keine philosophische Abhandlung werden, aber ich halte es für hilfreich, bildhaft ausgedrückt auch die Bühne zu skizzieren, auf der sich das abspielt, worüber ich schreiben werde. Ich bin davon überzeugt, dass Autismus nur vor dem Hintergrund dieser Engführung des auf sich selbst bezogenen Menschseins wirklich verstanden werden kann.

Wildes Menschsein

Jean Itards Beschreibungen von Victor de l'Aveyron, dem „wildem Jungen“, aus den Jahren 1801 und 1807 betrachtet Uta Frith als eine sehr frühe Beschreibung eines autistischen Kindes (Frith 2003; Itard 1807). Diese Beschreibung ist nicht zuletzt durch den daran angelehnten Film „L'enfant sauvage“ von Francois Truffaut bekannt geworden und immer wieder aufgegriffen worden. Itard verfolgte einen für seine Zeit recht fortschrittlichen, aufklärerischen Anspruch, motiviert von Rousseaus Vorstellungen, dass eine „natürliche Sozialisation“ durch einen freien und gleichen Umgang zwischen Menschen geprägt ist und dass die kulturelle Zivilisation die Moral natürlicher und freier Menschen korrumpieren würde. Auch wenn er in seinem Umgang mit dem beschriebenen „unzivilisierten“ Jungen diesen Ansprüchen nur teilweise gerecht wird, gilt er als einer der Begründer der Sonderpädagogik und wurde insbesondere auch im Kontext der Reformpädagogik, etwa von Maria Montessori, erörtert (Montessori 1949; Habermann 2007). Seine recht unbefangenen und – im Kontext seiner Zeit – vorurteilskritischen Beschreibungen schaffen ein lebendiges Bild von Victor, dem Jungen, der mit 11 oder 12 Jahren nach vielen Jahren des Lebens alleine im Wald in die Zivilisation zurückgekehrt war. Itard beschreibt den Jungen als einen der deutlich selektiv wahrnahm, irrelevante laute Geräusche etwa ignorierte, aber dafür auf für ihn relevante leise Geräusche ansprach, und dem kalter Schnee oder kochendes Wasser kein Unbehagen oder Schmerz zu verursachen schienen. Er beharrte auf gleich bleibende Abläufe, stellte verschobene Möbel wieder an den ursprünglichen Platz und lernte durch Wiederholung, Neues zu akzeptieren. Victor schien völlig ignorant gegenüber sozialen Reizen zu sein und auch nicht besonders interessiert an sprachlicher Kommunikation, obschon er etwa von Buchstaben fasziniert war. In seiner Zeit wäre ihm alleine schon deswegen, weil er nicht sprach, menschliche Intelligenz abgesprochen worden, aber Jean Itard beobachtet eine deutliche Alltagsintelligenz, die er in seinen Handlungen zeigte. Itard spricht hier von einer „language of action“, mit der Victor kommunizierte und bemerkt außerdem, dass „whenever his wants are concerned, his attention, his memories and his intelligence seemed to raise above himself [...]“ (Itard 1807, S. 104, 111). Er zeigte dabei neben einer ausgeprägten methodischen Intelligenz ein bemerkenswert gutes Gedächtnis, etwa für die Anordnung von Buchstaben.



Eine zeitgenössische Abbildung Victor von Aveyron

Jean Itard legt aus seinen Beobachtungen dar, dass Victor etwa die Zeit zwischen seinem vierten und elften bzw. zwölften Lebensjahr alleine im Wald verbracht haben musste. Eine Schnittnarbe am Hals legte die Vermutung nahe, dass man versucht hatte, ihn zu töten, und schwer verletzt aussetzte. Vielleicht war er bereits da als „anders“ aufgefallen und deswegen erst ausgesetzt worden. Ganz im Sinne seiner Zeit wirft Itard die Frage auf, ob dieser Junge von seiner intellektuellen Reife als Mensch gelten konnte oder eher als Tier oder als ein „Idiot“, der intellektuell nicht einmal das Niveau von Tieren erreichte. Er schreibt, dass der „Idiot“ die Kategorie wäre, in die Victor die meisten seiner Zeitgenossen eingeordnet hätten. Itard

aber legt dagegen in seinen Beschreibungen dar, dass keine dieser Kategorien richtig passte; mit einem heutigen begrifflichen Hintergrund würde man den Jungen wohl am ehesten als „Alien“ beschreiben, einen Menschen, der einem anderen, fremdartigen kulturellen Kontext entsprungen zu sein scheint. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts dominierte eine im Vergleich zu heute sehr enge Vorstellung des Menschseins, die die kulturelle Teilhabe, insbesondere auch die Sprache, ins Zentrum dessen stellte, was menschliche Intelligenz ausmacht. Es ist kein Wunder, dass gerade dann, wenn eine solche Verengung des Menschenbildes insgesamt zunehmend fragwürdig erscheint, Aspekte des Menschseins zu Tage treten, die ansonsten nicht so auffällig gewesen wären. Dass dies ein Hintergrund ist, vor dem autistische Menschen überhaupt erst als solche sichtbar werden, erscheint durchaus nachvollziehbar. Sie stellen – in Anlehnung an ein quantenmechanisches Begriffssystem – eine komplementäre Größe zu einem sprachlich-kulturell konzipierten Menschenbild dar, das umso mehr an Konturen gewinnt, je mehr dieses Menschenbild an Schärfe verliert. Der Blick auf den Menschen als ein im Wesentlichen durch Sprache und Sozialisation geprägtes Wesen schafft offenbar einen Horizont, in dem Menschen, die ein nicht sprachlich und sozial geprägtes Menschsein verkörpern, nicht als solche wahrnehmbar sind. Es bedarf also eines Perspektivwechsels, um das Menschsein solcher Menschen, insbesondere auch ihre spezifische Intelligenz, in Erscheinung treten zu lassen.

Der Begriff Autismus

Der Begriff „Autismus“ wird erst viel später, 1911 in Eugen Bleulers Werk „Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien“, aktenkundig (Bleuler 1911). Er ist nach Hans Aspergers „Erachten[s] eine der großartigsten sprachlichen und begrifflichen Schöpfungen auf dem Gebiet medizinischer Namensgebung“ (Asperger 1944, S. 84). Eugen Bleuler lehrte in Zürich und war der erste europäische Klinikleiter, der sich mit Sigmund Freuds Psychoanalyse auseinandersetzte. Ähnlich wie Itard verfolgte er in der Psychiatrie Ansätze, die für seine Zeit ziemlich modern wirken und eine Grundlage für moderne Psychiatrie bilden. Er war bekannt für seine Anteilnahme an seinen Patienten, mit denen er einen menschlichen Umgang pflegte, für sein Interesse an den Wirklichkeiten, in denen sie lebten, und für seine Vorstellung, dass sich psychische Krankheit und Gesundheit nicht klar voneinander trennen lassen (Möslí 2012). Damit setzte er sich klar in einen von Sigmund Freud eingeleiteten Paradigmenwechsel im Umgang mit psychischen Abweichungen. Dazu zählt insbesondere auch sein Ansatz, psychische Krankheiten durch ein Abwarten ihrer Verläufe von selbst heilen zu lassen – und den Betroffenen statt fragwürdiger Therapien ein akzeptierendes Umfeld zu bieten, die von ihm so genannte „Udenustherapie“.

Eugen Bleuler sieht im Autismus eine Kernsymptomatik der – von ihm 1908 so benannten – Schizophrenie, wo er eines der vier „konstituierenden A's“ bildet:

1. Assoziation (d.h. die Auflösung von sinnvollen und kognitiv kontrollierten Bedeutungsverknüpfungen)
2. Affektivität (d.h. die Dominanz von Gefühlen und Trieben)
3. Ambivalenz (d.h. das Nebeneinander von gegensätzlichen Gefühlen und Gedanken)
4. Autismus

Bleuler sieht in dem Autismus-Aspekt den Kern der Schizophrenie, den Aspekt, von dem aus er glaubt, Schizophrenie als Phänomen verstehen zu können. Vor diesem Hintergrund erscheint es bemerkenswert, dass er offensichtlich Schwierigkeiten hat, schizophrenen Autismus klar zu umreißen. Vielmehr subsummiert er darunter Kontaktschwierigkeiten und Rückzugstendenzen, Gleichgültigkeit, rigides Verhalten, Verschiebungen von Werten und unangemessenes Verhalten, eigenwilliges und tendenziell wahnhaftes Denken. Dies sind alles Kriterien, die

sich am Verhalten festmachen und daher eher zur Diagnostik als zur Erklärung eignen. Dadurch könnte man sich leicht vorstellen, dass sie durchaus auch geeignet waren, im heutigen Sinne autistische Menschen als schizophren zu diagnostizieren. Insbesondere dann, wenn die betreffenden autistischen Menschen obendrein depressive Symptome oder psychotische Episoden zeigen, wie sie etwa bei besonderen Belastungen auftreten können, und damit auch zeitweilig die anderen drei A's der Schizophrenie festgestellt werden können.

Um einer Erklärung des schizophrenen Autismus und der Schizophrenie näher zu kommen, versuchte Eugène Minkowski 1927, ihn von den Aspekten des Rückzugs und Verträumtseins abzulösen und vor dem Hintergrund eines zentralen Verlustes des Realitätskontaktes zu verstehen. Er verknüpft ihn mit der Triade Beeinträchtigung der zielgerichteten Handlungsfähigkeit, Beeinträchtigung des Selbstgefühls und Störung der Intersubjektivität. Damit sind alle drei zentralen Aspekte der menschlichen Psyche, „das Ich“, „das Wir“ und „die Welt“, betroffen. Auch wenn er damit dasselbe beschreibt wie Eugen Bleuler, nur aus einer anderen Perspektive, verweist dieser Ansatz auf eine Störung eines tief liegenden Zusammenhang zwischen diesen drei Aspekten der Wirklichkeitswahrnehmung. Der schizophrene Autismus erscheint, durch den Wechsel der Perspektive von einer deskriptiven, diagnostischen Beschreibung hin zu einer erklärenden als eine fundamentale Verschiebung der drei konstituierenden Aspekte des Subjekts. Darin unterscheidet er sich deutlich vom nicht-schizophrenen Autismus, wie er heute als eigenständiges Syndrom verstanden wird; ein Unterschied, der bei Bleulers Ansatz noch völlig nivelliert war (Bovet 2002).

Der Fokus auf eine Erklärung der Schizophrenie mit dem schizophrenen Autismus in ihrem Zentrum vor dem Hintergrund der psychoanalytischen Subjekttheorie lässt also einen Autismus als Phänomen in Erscheinung treten, der vor dem Hintergrund der Psychoanalyse äußerst unscharf erscheint. Daher erscheint es nicht verwunderlich, dass mit Leo Kanner, der als Begründer der Kinder- und Jugendpsychiatrie gilt, und Hans Asperger zwei Mediziner diejenigen waren, die zuerst Autismus als eigenständiges Syndrom in einer deutlichen Abgrenzung zum schizophrenen Autismus beschrieben haben (Kanner 1943; Asperger 1944).

Leo Kanner, der ab 1930 die Kinder- und Jugendpsychiatrieabteilung am John Hopkins Hospital in Baltimore aufbaute, gilt als Begründer der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Sein Werk „Child Psychiatry“ aus dem Jahr 1935 gilt als das erste englischsprachige Buch über Kinderpsychiatrie. In seinem Aufsatz „Autistic

Disturbances of Affective Contact“ aus dem Jahr 1943 beschreibt er elf Kinder, an Hand deren Fallbeschreibungen er Autismus als ein eigenständiges Syndrom postuliert. Als zentrale Kriterien arbeitet er dabei zum einen den Hang zu Stereotypen, repetitive Handlungen und eine Abneigung gegen Veränderungen, und zum anderen eine Distanziertheit als Desinteresse an affektiven Kontaktaufnahmen zu anderen Menschen heraus. Seine Beschreibungen heben hervor, dass diese Kinder zufrieden und glücklich wirken, wenn sie sich mit sich selbst beschäftigen können und dabei nicht gestört werden. Er betont auch den nicht-kommunikativen Gebrauch von Sprache, etwa durch die Wiederholung von Wörtern, und die Neigung, sich auf sich selbst in der dritten Person zu beziehen. Weiterhin auch eine deutliche Neigung zu Wiederholungen von Handlungen und ein auffallend gutes Gedächtnis für Ereignisse oder Muster, selbst nach Jahren. Auf wenn sie an Menschen und Kommunikation nicht interessiert zu sein schienen, interessierten sie sich deutlich für ihre „leblose“ Umwelt, mit der sie ein „remarkable and not unskillful relationship“ entwickelten (Kanner 1965, S.1). Er schreibt, alle diese Kinder hatten eine „good intelligence in the sense in which this word is commonly used“ (Kanner 1943, S.247, 248). Fünf dieser Kinder hatte er bis in ein Alter von 9 bis 11 Jahren beobachtet, die alle bis auf eines, das eine Schule für geistig Behinderte besuchte, zeigten eine „bemerkenswerte Entwicklung“ zeigten: Der grundsätzliche Hang zum Alleinesein und zum Gleichbleibenden sei zwar geblieben, aber es gab hierin deutliche Veränderungen und eine zunehmende Akzeptanz anderer Menschen. Die Panikattacken nahmen ab und die Kinder spielten zunehmend auch in Gruppen und lernten schnell. Auch wenn die Kinder „anders“ blieben, zeigte ihr Verhalten deutliche Entwicklungen und Fortschritte (Kanner 1943, S.249). Kanner sah dies als eine klare Abgrenzung zur Schizophrenie: „While the schizophrenic tries to solve his problem by stepping out of a world of which he has been a part and with which he has been in touch, our children gradually compromise by extending cautious feelers into a world in which they have been total strangers from the beginning.“ (Kanner 1943, S.249).

1971 untersuchte Leo Kanner in einer Folgestudie die elf Kinder seiner ursprünglichen Fallstudie (Kanner 1971). Zwei von ihnen konnte er nicht mehr auffinden, zwei weitere litten unter schweren epileptischen Anfällen, von denen eines inzwischen gestorben war. Von den restlichen sieben lebten vier in Einrichtungen für geistig behinderte Menschen in einem „nahezu nirvana-ähnlichen“ Zustand, einer hatte sich gut in eine ländliche Gemeinschaft integrieren können, obwohl er nach wie vor nicht sprach, und bei zwei von ihnen konnte von einer Erfolgsgeschichte in dem Sinne gesprochen werden, dass sie regulären Berufen nachgingen. In Be-

zug auf die vier, die in Einrichtungen lebten, stellte Kanner fest, dass diese Verwahranstalten eine denkbar schlechte Umgebung für solche Menschen darstellten. Er stellte sich die Frage, ob nicht mindestens zwei von ihnen in einer förderlichen Umgebung nicht auch ein halbwegs selbstständiges Leben leben könnten, oder umgekehrt seine beiden „Erfolgsgeschichten“ in staatlichen Einrichtungen nicht ähnlich regrediert wären – und vermutete, diese Frage bejahen zu können. Nichts desto trotz stellte er hier die Frage, ob Autismus nicht in verschiedenen Schweregraden, von unvollständiger bis heftigster Ausprägung, auftreten kann. Bereits 1956 hatte Leon Eisenberg in einer Langzeitstudie mit 63 (frühkindlich) autistischen Jugendlichen festgestellt, dass die Prognose entscheidend davon abhängt, ob die Kinder im Alter von 5 Jahren eine sinnvolle Sprache entwickelt hatten oder nicht. Von den Jugendlichen, die er untersuchte, hatte etwa knappes Drittel (17) eine „mindestens mäßige“ soziale Integration erreichen können; die Hälfte derjenigen, die mit fünf Jahren eine sinnvolle Sprache entwickelt hatten, aber nur einer von den 31 anderen (Eisenberg 1956).

2010 hatten Reporter des Atlantic Magazins den inzwischen 77-jährigen Donald T. aufgesucht, einer der beiden „Erfolgsgeschichten“ Leo Kanners (Donvan 2010). Er wurde als Dreijähriger als geistig behindert und „hoffungslos krank“ in eine Einrichtung eingewiesen, bevor er auf Leo Kanner traf. Da wurde



Donald T.

er als ein Junge beschrieben, der überhaupt kein Interesse an menschlichem Kontakt zu haben schien, sich manisch mit drehenden Objekten beschäftigte und wenn überhaupt nur in Einwortsätzen auf Fragen antwortete. Er konnte bereits als Zweijähriger eine Reihe längerer Texte auswendig wortgetreu rezitieren. Als frühkindlich autistisches Kind besuchte er eine reguläre Schule, konnte außergewöhnlich gut kopfrechnen und hatte wohl ein absolutes Gehör. Er besuchte in der Folge ein Collage, das er in Französisch absolvierte, spielte gerne und gut Golf und ging danach einer regulären Arbeit als Angestellter in einer Bank nach.

In einem Brief aus dem Jahr 1970 schrieb seine Mutter, „While Don is not completely normal, he has taken his place in society very well“ (Kanner 1971, S.122). Diese Beschreibung bestätigt auf eindrucksvolle Weise die von Leo Kanner beschriebene Entwicklungsfähigkeit autistischer Kinder. Es kann davon ausgegangen werden, dass das völlig isolierte und stereotype autistische Kind lediglich eine Phase einer autistischen Entwicklung beschreibt, die unter günstigen Bedingungen in aller Regel überwunden werden kann; bis hin zu einer sozialen Integration, die für ein weitgehend eigenständiges Leben ausreicht.

Leo Kanner hatte die Einschätzung, dass das von ihm beschriebene Syndrom nur selten auftritt und hauptsächlich Kinder aus einem intellektuell geprägtem Elternhaus betrifft. Tatsächlich führte er die Gedächtnisleistungen, die er bei den Kindern beobachtete, nicht nur auf ihren Intellekt, sondern auch auf eine intellektuelle Umgebung zurück, in der sie aufwuchsen. Kanner beschrieb die Eltern alle samt als wenig emotional, distanziert und manchmal auch als eigenbrötlerisch. Er sah auch dieses Elternhaus als Ursache für den Autismus, den er bei den Kindern beobachtete. Dies steht in einem gewissen Widerspruch zu seiner Feststellung, dass die Kinder von Geburt an autistisch waren; ein Widerspruch, den er nicht auflösen konnte.

Der Kühlschrankmütter-Diskurs

Hier setzte der wohl nachhaltigste und problematischste Diskurs zum Thema Autismus an, der mit der Bezeichnung „Kühlschrankmütter“ bekannt geworden ist. Ihm liegt die Vermutung zu Grunde, dass Autismus eine Art Traumatisierung darstellt, die darauf zurück zu führen ist, dass autistische Kinder von ihren Eltern abgelehnt wurden und keine emotionale Zuwendung erhielten. Im Zentrum dieses Diskurses stand Bruno Bettelheim, der das Ausmaß dieser Traumatisierung mit einer akuten Todesbedrohung gleichsetzte und die subjektiv erlebte Wirklichkeit autistischer Kinder mit der von Kindern verglich, die in deutschen Konzentrationslagern aufwuchsen. Bruno Bettelheim war Psychoanalytiker, Schüler von Sigmund Freud, und in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald interniert, bevor er 1939 in die USA emigrierte. Auf der Grundlage seiner Erfahrungen modifizierte er die psychoanalytischen Grundsätze dahingehend, dass er der Umwelt, insbesondere auch der kindlichen Umwelt, eine entscheidende Rolle für die Entwicklung der Psyche zumaß. Auf dieser Grundlage entwickelte er seine Milieuthérapie. In seiner Arbeit als Professor an der University of Chicago gehörte

die Behandlung autistischer Kinder zu seinen Schwerpunkten; in der 1950-er Jahren galt er als eine der Kapazitäten im Autismusbereich. Die Diskussion, die er mit seinen Thesen auslöste, wurde in den USA recht populär und trieb die Eltern autistischer Kinder, insbesondere die Mütter, in eine außerordentlich schwierige Rechtfertigungsposition. Sein Versuch, seine psychoanalytischen Ansätze an Hand autistischer Kinder darzulegen, diskreditierten diese und auch ihn selbst als Person nachhaltig, nachdem nachgewiesen werden konnte, dass Autismus keineswegs auf die emotionale Kälte der Eltern zurückgeführt werden kann. Diese Diskreditierung geht so weit, dass ihm bis heute vorgeworfen wird, er hätte im Rahmen seiner Tätigkeit autistische Kinder misshandelt. Das durch ihn geprägte Bild autistischer Menschen als „leere Festungen“ hat ebenfalls seine prägende Wirkung bis heute nicht gänzlich verloren (Bettelheim 1967). Interessanter Weise wird in Bettelheims Beschreibungen der Autismusbegriff wieder bemerkenswert unscharf; so unscharf, dass die bei Leo Kanner noch deutliche Abgrenzung zum schizophrenen Autismus in Bruno Bettelheims Beschreibungen gar nicht mehr vorhanden zu sein scheint (Bettelheim 1959).

Bettelheims Menschenbild zeigt sich als ein absolut unfreies: Getrieben und aufgerieben zwischen Zwängen, Bedürfnissen und Ängsten, ständig von sozialer und subjektiver Desintegration bedroht. Anders als der wilde Junge bei Jean Itard, der fernab der Zivilisation ein eigenständiges und selbstbewusstes Menschsein behauptet, stellt das autistische Kind bei Bettelheim die Verkörperung eines Höchstmaßes an Verwahrlosung dar. Das von Platon als eigenständig, kreativ und weise dargestellte unabhängige Subjekt, das in der Lage ist, (mit Hilfe der Mathematik) aus sich selbst heraus die Begründungszusammenhänge seiner Welt zu erschließen, wird im Horizont der von Bruno Bettelheim skizzierten Psychoanalyse ein pathologisches, von seinem Unbewussten getriebenen und somit verwahrlostes Individuum; ein „mechanischer Junge“, eine „leere Festung“. In diesem Gegensatz zeigt sich die Dialektik einer Subjektconstitution, die die menschliche Geschichte seit der Antike bis heute prägt. Je nach Perspektive ändert sich der Horizont, in dem sie in Erscheinung tritt, und damit auch das, als was sie in Erscheinung tritt. Autismus und autistische Menschen scheinen in besonders zugespitzter Weise diese Dialektik darzustellen. Auch hier scheint die Perspektive der Betrachtung maßgeblich zu entscheiden, als was Autismus in Erscheinung tritt: Als ein kreatives, selbstbewusstes und eigenständiges oder als ein verwahrlostes, pathologisches und dissoziativ gefangenes Subjekt.



Mark Rimland: *The Secret Night*
World of Cats (Landalf 1998)

1964 veröffentlichte der Psychologe Bernard Rimland sein Buch „Infantile Autism: The Syndrome and Its Implication for a Neural Theory of Behavior“, in dem er darlegt, dass dem frühkindlichen Autismus eine neurologische und keine psychologische Ursache zu Grunde liegt (Rimland 1964). Dadurch, dass dieses Buch ein Vorwort Leo Kanners enthält, der inzwischen diese Einschätzung teilte, fand es in der Fachwelt schnell Beachtung. Bernard Rimlands ältester Sohn Mark, geboren 1956, bekam eine Diagnose „frühkindlicher Autismus“, als diese noch recht selten war. Laut seiner Schwester begann er erst mit acht Jahren zu sprechen. Er hat inzwischen als ausgebildeter Künstler mehrere Bücher illustriert und Ausstellungen gegeben und Dustin Hoffman auf den Film „Rain Man“ vorbereitet. Bernard Rimland gründete 1965 die „National Society for Autistic Children“, die inzwischen „Autism Society of America“ heißt, und 1967 das „Autism Research Institute“. Ab Mitte der 1960-er Jahre wurde in vielen anderen Ländern ebenfalls nationale Autismusvereinigungen als Elternvereinigungen gegründet, bereits sehr früh, 1962, in Großbritannien und 1970 mit der „Hilfe für das autistische Kind“ auch in Deutschland. Rimland wird heute hauptsächlich in dem Zusammenhang erwähnt, dass er die in Fachkreisen sehr umstrittene These vertritt, Autismus hätte quecksilberhaltige Lösungsmittel von Impfstoffen (Thimerosal) als Ursache. Auf dieser Grundlage entwickelte er biomedizinische Behandlungsmethoden. Anders als Kanners Autismusfälle äußern sich solche, biochemisch induzierte Fälle durch eine Regression der Entwicklung der Kinder nach einer ein- bis dreijährigen unauffälligen Entwicklung, etwa durch einen frühkindlichen Sprachverlust. Ob und mit welcher Berechtigung ein solcher „regressiver Autismus“ mit Kanners angeborenem Autismus sinnvoll in eine gemeinsame Kategorie zusammenfassen lässt, erscheint bis heute fraglich. Rimlands Motivation schien vorrangig dem Wunsch geschuldet zu sein, eine Therapie zu finden (Landalf 2007).

Noch im DSM-II, 1968, wird Autismus lediglich in der Rubrik kindliche Schizophrenie (259.8) erwähnt. Erst im DSM-III, 1980, taucht der frühkindliche Autismus als Rubrik 299 auf. Als sechs Kriterien, die für eine Diagnose erfüllt sein müssen werden genannt (APA 2012; Grinker 2008):

1. Auftreten innerhalb der ersten 30 Lebensmonate,
2. Umfassendes Fehlen einer Ansprechbarkeit durch andere Menschen,
3. Deutliche Defizite in der sprachlichen Entwicklung
4. falls Sprache vorhanden ist, zeigt sie sich in Echolalien, metaphorischer Sprache und pronomialer Umkehr (z.B. ich-er/sie)
5. Bizarre Reaktionen auf die Umwelt, z.B. Widerstand gegen Veränderungen, spezielle Interessen für Gegenstände
6. Fehlen von Imagination, lose assoziative Verbindungen und fehlende Zusammenhänge

Nur mit Mühe erkennt man hierin den Kannerschen Autismus wieder. Er scheint in einem frühkindlichen Stadium festgefroren zu sein, obendrein beraubt von den von Leo Kanner in allen Fällen festgestellten Gedächtnis- und Mustererkennungsfähigkeiten. Kanner selbst beschreibt die desolote Situation in der Diagnostik, wo unterschiedliche Formen geistiger Behinderung in den Sammelbegriff „Autismus“ einfließen. Er beschreibt, wie hier unterschiedliche Philosophien, nämlich Diagnosen als klare Definitionen oder Diagnosen als Sammelbegriffe, zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Er spricht sich dabei deutlich dafür aus, den frühkindlichen Autismus gegenüber kindlicher Schizophrenie und geistiger Behinderung deutlich abzugrenzen, weil er ansonsten keine Chance für ein wirkliches Verständnis des Phänomens Autismus sieht (Kanner 1965). Im 1987 revidierten DSM-III Katalog werden zum ersten mal die „Blockkriterien“ aufgeführt, d.h. die einzelnen Diagnosekriterien sind in drei Blöcke aufgeteilt, aus denen jeweils eine bestimmte Anzahl von Kriterien erfüllt sein müssen:

1. qualitative Störung der sozialen Interaktion
2. qualitative Störung der verbalen und non-verbalen Kommunikation und der Imagination
3. deutlich eingeschränktes Repertoire an Aktivitäten und Interessen

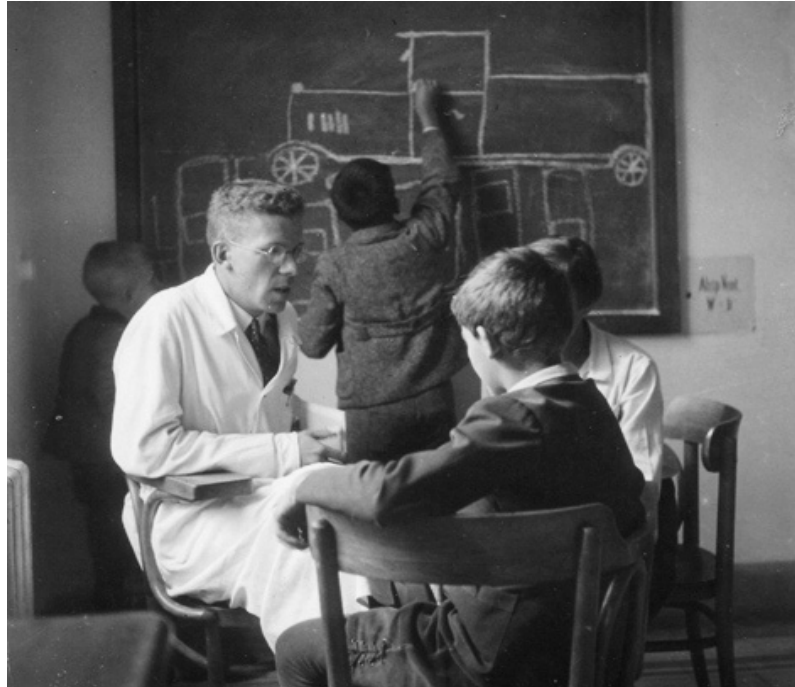
Diese Blöcke gehen auf eine Studie von Lorna Wing und Judith Gould aus dem Jahr 1979 zurück und sind als „autistische Triade“ bekannt (Gould 1979). Diese Kriterien, die in ähnlicher Form bis heute fortbestehen, lassen das Phänomen Autismus wiederum recht unscharf werden. Sie scheinen dem Versuch geschuldet zu sein, weitgehend allen bis dahin aufgetretenen unterschiedlichen Autismuskonzepten und -vorstellungen gerecht werden zu wollen und damit eine Art Oberkategorie bilden zu wollen, die weitgehend alles aufnehmen kann, was die Fachwelt an Hypothesen zum Thema Autismus vertrat. Insbesondere sind in den Kriterien der psychischen Kataloge – leider bis heute – noch deutlich die Nachwirkungen der von Bruno Bettelheim geprägten Autismusvorstellungen zu erkennen. Von einem scharfen Autismusbegriff, der eine Grundlage für eine Erklärung des Phänomens liefern könnte, sind diese Kriterien damit weit entfernt.

Asperger: Eine Wiederentdeckung

Die britische Psychiaterin Lorna Wing, deren 1956 geborene Tochter mit drei Jahren eine Autismusdiagnose bekam, prägte den eher europäischen Gang der Geschichte des Autismus „nach Bettelheim“. Sie unterstützte Sybil Elgar bei der Gründung einer Schule für autistische Kinder im Jahr 1962. Aus dem Verein, der „Autistic Children's Aid Society of North London“ wurde später die „National Autistic Society“. Sybil Elgar hatte eine Ausbildung als Montessori-Lehrerin und war wohl tief geschockt, als sie 1958 und in der Folgezeit ein Krankenhaus für „schwer emotional gestörte Kinder“ besucht hatte. Zu dieser Zeit wurden „psychotische“ Kinder noch von ihren Eltern getrennt, die – im Sinne Bruno Bettelheims – für die Störung ihrer Kinder verantwortlich gemacht wurden, und in solchen Einrichtungen untergebracht (Wing 2007). Lorna Wing sprach bereits früh davon, dass Autismus eher als eine Art Spektrum angesehen werden müsse, in dem verschiedenste Formen anzutreffen sind, und nicht so sehr als ein klar umrissenes Syndrom, wie es Leo Kanner verstand. Dies ist umso bemerkenswerter als ihre Tochter, die auch eine schwere Lernbehinderung hatte, sehr gut in das Schema eines Kannerschen Autismus passte. Vermutlich hat dies aber damit zu tun, dass sie die Habilitationsschrift Hans Aspergers kannte, den sie persönlich kennen gelernt und offenbar auch sehr geschätzt hatte. Sie lenkte den Blick darauf, dass es auch autistische Kinder gab, die nicht in dem Maße auffielen, wie es die Kinder taten, die Leo Kanner untersucht hatte (Wing 1981). Sie schlug später die Unterscheidung von vier autistischen Persönlichkeitstypen vor, je nachdem,

wie diese sozial interagieren: Den abgeschirmten, den passiven, den aktiven aber eigentümlichen und den übertrieben formellen (Wing 1996).

Hans Asperger war ein Kinderarzt, der zur Zeit seiner Habilitationsschrift, 1944, in Wien tätig war (Asperger 1944). Unabhängig von Leo Kanner und fast zeitgleich zu seiner Veröffentlichung, beschrieb er ebenfalls einige Fälle von Kindern, die ein Verhalten zeigten, das zwar den Verdacht einer autistischen Schizophrenie nahelegte, aber auf eine eigenständige Ausprägung hinwies,



Hans Asperger mit Kindern

die von der Schizophrenie nicht abgedeckt wurde. Wie im schizophrenen Autismus erkannte Asperger hier eine „Absperrung der Beziehung zwischen Ich und Außenwelt“, eine „Einengung der Beziehungen auf allen Gebieten“, aber eben keine psychotische Persönlichkeitsstörung mit einer verzerrten Wirklichkeitswahrnehmung. Er beschreibt in seiner Arbeit vier Fälle, die ein bemerkenswert klares Bild des von ihm beschriebenen Autismus zeigen. Tatsächlich liegen dieser Arbeit aber eher hunderte von Fallstudien zu Grunde, die in der Schrift nicht erwähnt werden (Feinstein 2010). Im Jahr 2005 wurde eine 1926 geschriebene Arbeit von Grunja Sucharewa aus dem Deutschen ins Englische übersetzt, in der ein in einer sehr ähnlichen Form sechs Fallbeispiele beschrieben wurden (Ssucharewa 1926). Grunja Sucharewa war zu jener Zeit als Psychiaterin in Kiew tätig und zählt in der Sowjetunion – ähnlich wie Leo Kanner in den USA – zu den Pionieren der Kinder- und Jugendpsychiatrie in der UdSSR. Sie diagnostizierte die Kinder ihrer Untersuchung alle als „schizoid (verschroben)“, zeigte aber auf, dass sie nicht in das klassische Schema der „Schizoiden“ passen. Sie erkannte als Unterschied den Umstand, dass ihre Fälle ihre Persönlichkeitsmerkmale nicht erworben haben und dass sie keinen „Persönlichkeitsverfall“ zeigen, sondern im

Gegenteil eine fortschreitende Persönlichkeitsentwicklung. Als Charakteristika für diese besondere Form der „schizoiden“ Persönlichkeit nannte sie (Ssucharewa 1926, S.255, 256):

1. „Ein eigenartiger Typus des Denkens“, „Neigung zum Abstrakten und Schematischem““
2. „Autistische Einstellung“, schlechte Anpassung an ein „Kindermilieu“, „Neigung zur Einsamkeit“
3. „Eine gewisse Abgeflachtheit und Oberflächlichkeit der Gefühle“
4. „Neigung zum Automatismus“, „impulsive und absurde Handlungen“, „Neigung zu stereotypen Wortneubildungen“, „Neigung zu Zwangszuständen“
5. „Motorische Unzulänglichkeit“

Hans Asperger kannte diese Arbeit sehr wahrscheinlich nicht. Dagegen aber erwähnte sie Leo Kanner, ohne sich allerdings weiter darauf zu beziehen.

Nach Uta Frith zeigt gleich der erste von Asperger beschriebene Fall, Fritz V., das typische Bild für einen Autismus nach Hans Asperger. Nach Aspergers Beschreibung war sein Verhalten derartig unangepasst, dass die Einschulung gleich am ersten Tag scheiterte. Asperger beschrieb ihn als unansprechbar und außerordentlich „boshaft“, allerdings ohne die Absicht, so zu sein. Er verwendete Spielsachen in einer untypischen Weise, indem er sie durch die Gegend warf oder aß, zeigte ungewöhnliche Bewegungen, mied den Blickkontakt und es war unmöglich, seine Intelligenz zu testen, weil er sich nicht auf die entsprechenden Testsituationen einließ. Aber er hatte bemerkenswerte Rechenfähigkeiten, die aber nur zufällig zum Ausdruck kamen und sich nicht reproduzieren ließen. Alle vier Kinder der Fallstudie zeigten bemerkenswerte Fähigkeiten, die Hans Asperger als charakteristisch für die „autistische Psychopathie“ ansah. Dabei zeigten sich diese Fähigkeiten in einer erstaunlich breiten Ausprägung: nicht nur in der Mathematik und Naturwissenschaften, sondern auch in der Technik, in einem Sinn für anspruchsvolle Kunst und in der Menschenkenntnis. Dabei zeigten sich diese Fähigkeiten in allen Fällen als bemerkenswert in der Ausprägung, aber auch als originell und eigentümlich und vor dem Hintergrund der bestehenden Umweltanforderungen als dysfunktional. Hans Asperger beschrieb das Verhalten Fritz V.'s Mutter und seines Großvaters mütterlicherseits als ebenfalls sozial sehr unange-

passt und eigentümlich; den Großvater beschrieb er als eine Karikatur eines Wissenschaftlers. Asperger verfolgte über viele Jahre Fritz V.'s Entwicklung, der später Professor für Astronomie wurde und einen Fehler in Newtons Werk löste, den er bereits als Kind bemerkt hatte (Frith 2008; Olmsted 2005). Es zeigt sich hier eine bemerkenswerte Parallele zu Donald T., der ebenfalls der erste Fall war, den Leo Kanner in seiner Studie beschrieben hatte.

Hans Asperger sieht einen Unterschied zwischen den von ihm beschriebenen Kindern und denen Kanners darin, dass die von ihm beschriebenen Kinder in ihrer Persönlichkeitsentwicklung auf einem „höheren Niveau“ standen. Insbesondere macht er diesen Unterschied daran fest, dass die Kinder vom „Kannerschen Typ“ selten sprachlich kommunizierten und teilweise (3 von 11) gar nicht sprachen, während die vom „Asperger-Typ“ wie „kleine Erwachsene“ sprachen. Darüber hinaus hatte Leo Kanner die Einschätzung, dass „seine Kinder“ sich am besten durch Routinen und Wiederholungen entwickelten, während Aspergers Kinder als „abstrakte Denker“ eher spontan agierten. Schließlich konnte Hans Asperger die Diskrepanz zwischen schlechter Grob- und guter Feinmotorik bei seinen Kindern, bei denen beides nicht gut entwickelt war, nicht beobachten. Trotz dieser Unterschiede hob Hans Asperger hervor, dass die Gemeinsamkeiten, die die Kinder zeigten, insbesondere in Hinblick auf ihre Verhaltensauffälligkeiten, stereotype Bewegungsmuster und „fetischistische“ Bindungen an Gegenstände und Umgebungen, und auch die Tatsache, dass bei beiden die Sprache keinen kommunikativen Charakter aufweist. Er kommt zu dem Schluss, „autistisches Verhalten hat eine Klangfarbe, die für den Erfahrenen unverkennbar ist; die ganze Persönlichkeit erscheint von da aus 'durchstrukturiert', die Ausdruckserscheinungen wie die besondere Denk- und Lebensweise entsprechen einander genau“ (Asperger 1968, S.143)].

Hans Asperger schließt weiterhin mit der Einschätzung, „daß es ganz allgemein eine Möglichkeit des menschlichen Seins ist, sich 'autistisch' zu verhalten. [...] Aber der Mensch ist nicht nur Teil der Welt, mitschwingend mit Menschen und Dingen, gewissermaßen eine Funktion der jeweiligen Situation. Er ist auch ein 'Selbst', beruht in sich, setzt sich ab von der Umwelt“ (Asperger 1968, S.144). Hier, in einer differenzialdiagnostischen Betrachtung des Autismus, erscheint er wieder, der Bogen zwischen dem von Sokrates verkörperten Selbstbewusstsein und dem Unbewussten der Psychoanalyse des 20. Jahrhunderts. Hierin zeigt sich nicht nur eine bemerkenswerte Weitsicht und Klarheit, die aus Aspergers Arbeiten spricht. Es zeigt sich auch seine eine tiefe Sympathie für die Kinder, die er

beobachtet hatte; vielleicht wäre es nicht ganz unberechtigt zu vermuten, dass er und seine Arbeiten ebenfalls von einem „Schuss Autismus“ geprägt sind (Müller 2006). Maria Asperger-Felder, Hans Aspergers Tochter, der gegenüber ich diese Frage einmal ansprach, wollte es weder bestätigen noch verneinen. Für ihn, der mit Sicherheit die „Klangfarbe“ autistischer Persönlichkeiten kannte, tritt Autismus als ein Aspekt, genauer sogar als eine von zwei Seiten des „menschlichen Seins“ in Erscheinung, ohne die die kulturelle Entwicklung der Menschen nicht denkbar wäre.

Auch Lorna Wing und Uta Frith, die 1991 die erste offizielle Übersetzung von Aspergers Untersuchung ins Englische vorlegte, betonten die Gemeinsamkeiten, die seine Fallbeschreibungen mit denen Leo Kanners aufwies (Frith 1991). In der von Uta Frith herausgegebenen Anthologie betont etwa Lorna Wing, dass die Ähnlichkeit der Fälle und die vergleichsweise geringen Unterschiede in den Fallbeschreibungen nicht übersehen werden können. Uta Frith hält es für eine bemerkenswertes Zusammentreffen, dass beide unabhängig voneinander „exakt“ denselben Typ eines „verhaltensgestörten“ Kindes beschrieben und beide dieselbe Bezeichnung dafür wählten.



Kinder aus "Village of the Damned", 1960

Uta Frith, die in Saarbrücken Kunstgeschichte studiert hatte, wechselte am Londoner „Institute of Cognitive Neuroscience“ zur Psychologie, wo sie 1968 über Mustererkennung bei normalen und autistischen Kindern promovierte (Frith 1968). Als Motivation für ihr Interesse an autistischen Kindern gab sie 2005 In einen Interview an, „These children, remote, beautiful, and mysterious, like the children in the John Wyndham’s science fiction novel *The Midwich Cuckoos*, must have cast a spell on me“ (In diesem Roman geht es um Kinder, die einer außerirdischen Spezies angehören, aber von Menschen geboren wurden. Er wurde zweimal, 1960 und 1995, als „*Village of the Damned*“, deutsch „*Das Dorf der Verdammten*“, verfilmt) (Frith 2005). Sie war Doktor Mutter von Simon Baron-Cohen und Tony Attwood. Auf Uta Frith gehen die bis heute bekannten Erklärungsansätze für Autismus als ein Defizit der „*Theory of Mind*“ und als schwach ausgebildete zentrale Kohärenz zurück (Baron-Cohen 1985).

Mit diesen beiden Erklärungsansätzen, die die beiden Aspekte des Autismus nach Leo Kanner (Distanziertheit und Hang zu stereotypen Handlungen) aufgreifen, arbeitete Uta Frith zwei neuropsychologische Kriterien aus, die zum ersten Mal die Möglichkeit einer hirnelektrischen Erklärung eröffnen. Es stellt eine besondere Herausforderung dar, den Zusammenhang zwischen diesen beiden Aspekten zu verstehen; ich werde darauf im nächsten Kapitel über aktuelle Ansätze in der Autismusforschung näher eingehen. Festhalten möchte ich hier aber zwei Aspekte, die auch schon Uta Frith recht früh erwähnt hat: Zum einen können beide Theorien, der wenig ausgebildeten Theory of Mind und der schwachen zentralen Kohärenz, sowohl Schwächen als auch Stärken autistischen Denkens darstellen; zum anderen eröffnet gerade das Phänomen Autismus, das sich so schwer in klassische Erklärungsmuster einordnen lässt, die Perspektive auf neue Forschungsansätze im Bereich der neurobiologischen Hirnforschung.

Leider weisen die Diagnosekriterien der psychologischen Kataloge ICD 10 und DSM IV (beide ab 1994 in Gebrauch) in eine ganz andere Richtung. Zwar nahmen beide das Asperger Syndrom (bzw. die „Asperger Störung“) neben der „autistischen Störung“ und weiteren als Unterbereiche der „Tiefgreifenden Entwicklungsstörungen“ auf, aber sie lassen den bis Anfang der 1990-er Jahre erreichten Forschungsstand bemerkenswert unberücksichtigt. Wie schon die Beschreibung im revidierten DSM-III bauen die Kriterien auf der auf Lorna Wing zurückgehenden „Autistischen Triade“ auf. Im 2013 in Kraft tretenden DSM-V wird diese allerdings wieder zu Gunsten der beiden bereits von Leo Kanner beschriebenen Aspekte aufgehoben; hier werden auch die beiden Typen frühkindlicher Autismus und Asperger-Syndrom in eine Kategorie „Autismusspektrumsstörungen“ zusammengefasst. Aber auch hier, im Autismusverständnis des DSM-V, setzt sich ein ausschließlich an Defiziten orientierter Blick auf autistische Menschen fort. Insbesondere werden hier auch die seit Kanner und Asperger immer wieder deutlich erkennbaren „speziellen Fähigkeiten“ autistischer Menschen unterschlagen – und mit ihnen auch die Ambivalenz zwischen Behinderung und Begabung, ohne die Autismus nicht adäquat verstanden werden kann (APA 2012; WHO 2012).

Im Kontrast zur Arbeit etwa Uta Friths, die mit einem offenen Ansatz produktive Erklärungsansätze für Autismus eröffnet und – um Hans Aspergers Bild zu verwenden – die „Klangfarbe“ des Autismus hörbar macht, führt die einseitige Einengung der Autismuskriterien in den psychologischen Katalogen dazu, dass Autismus als etwas diffuses erscheint, der Klang in einem Rauschen untergeht, um in diesem Bild zu bleiben. Besonders eklatant erscheint dies in den Versuchen der

1990-er Jahre, adäquate Diagnosekriterien für den als Asperger Syndrom bezeichneten Aspekt des Autismus zu finden. Hier insbesondere den Aspekt der „fetischistischen“ Objekt- und Umgebungsbindung auf den von Leo Kanner festgestellten Hang zu Stereotypen und zum Gleichbleibenden abzubilden. Bei Hans Asperger, wie auch bei Lorna Wing und Uta Frith ist dies klar und ausgesprochen deutlich mit besonderen, auffälligen und ungewöhnlichen Fähigkeiten verbunden – wie bereits bei Leo Kanners Beschreibungen. In den Diagnosekriterien, wie sie von Peter Szatmari 1989 formuliert wurden, taucht dieser Aspekt gar nicht erst auf, bei Carina und Christoffer Gillberg als „ausschließende, repetitive oder bedeutungslose Spezialinteressen“, ähnlich wie in den psychologischen Katalogen, wo sie als „eingeschränkt, stereotyp und sich wiederholend“ klassifiziert werden (Brenner 1989; Gillberg 1989). Insgesamt führt dieses Autismusbild, in dem noch deutlich das Bild der „leeren Festung“ durchscheint, zu einer allgemeinen, bis heute anhaltenden, diagnostischen Verwirrung, die sich unter anderem in den Diskussionen um Prävalenzzahlen widerspiegelt. Dadurch, dass sie sich allenfalls auf Kinder sinnvoll anwenden lassen, was auch für die gängigen Diagnoseinstrumente ADOS und ADI-R gilt, entsteht hier insbesondere ein Problem für autistische Erwachsene, deren Diagnose eher einem Glücksspiel, nämlich einen passenden Arzt zu finden, gleicht, als einer fundierten Abklärung.

Autisten melden sich zu Wort

1986 erschien das Buch „*Emerge: Labeled Autistic*“ von Temple Grandin, die bereits als Zweijährige, 1949, eine Autismusdiagnose erhalten hatte, wobei ihr eine zusätzlich eine „Hirnschädigung“ attestiert wurde (Grandin 1989). Es ist der förderlichen Umgebung ihres Elternhauses, insbesondere ihrer



Temple Grandin

Mutter, zu verdanken, dass sich ihr Leben anders entwickelt hatte, als das von den meisten Menschen, die zu jener Zeit eine Autismusdiagnose erhalten hatten. Entgegen dem Rat der Ärzte, die sie in einem Heim unterbringen wollten, ließen ihre sie auf Privatschulen fördern; sie studierte schließlich experimentelle Psychologie und promovierte als Tierwissenschaftlerin. Auf der Grundlage ihrer Empathiefähigkeit für Tiere baute sie eine beeindruckende Karriere im Bereich der Viehhaltung auf. In der Folge dieser Veröffentlichung wurden Uta Frith und Oliver Sacks auf sie aufmerksam (Sacks 1995 und 2010) und ihre beispiellose Karriere sowohl als Autorin zum Thema Autismus als auch als außerordentlich erfolgreiche Unternehmerin machten sie weltweit bekannt. Sie bereicherte die Autismusforschung mit völlig neuen Einsichten zu autistischen Denk- und Wahrnehmungsformen; die von ihr entwickelte „Druckmaschine“ und ihr Erklärungsansatz von autistischen Menschen als Bilderdenkern geben wertvolle neue Impulse in die Autismusforschung (Grandin 2006). Auch dieses Thema werde ich in dem nächsten Kapitel vertiefen. Zusammen mit Mark Rimland war Temple Grandin beratend an der Entstehung des Films „Rain Man“, 1988, beteiligt, der das Thema hochfunktionaler Autismus weithin bekannt machte. Da mit Kim Peak hier ein „Savant“ als Vorlage diente, hatte dieser Film in der Öffentlichkeit einen Mythos von autistischen Menschen als alltagsunfähige „Idioten“ mit „Savantfähigkeiten“, beispielsweise dem Auswendiglernen von Telefonbüchern, geschaffen. Diese Kluft zwischen den Bildern von „genialen Idioten“ und „leeren Festungen“, die sich in der Öffentlichkeit festgesetzt haben, stellt für autistische Menschen bis heute eine ziemlich unangenehme Auseinandersetzung dar.

Mit dem Buch „Wenn ich mit euch reden könnte...: ein autistischer Junge beschreibt sein Leben“ von dem zu dieser Zeit 19 Jahre alten Dietmar Zöllner kommt 1989 erstmals ein Buch auf den deutschen Markt, in dem eine autistische Sicht auf die Welt beschrieben wird (Zöllner 1989). Dietmar Zöllner wurden nach einer Malaria-Erkrankung „Autistische Verhaltensweisen bei Funktionsstörungen des Zentralnervensystems [...] ohne intellektuelle Beeinträchtigungen“ diagnostiziert, wie er selbst auf seiner umfangreichen Website beschreibt (Zöllner 2012). Vier Jahre später, 1993, veröffentlichte Birger Sellin, der nur mit Hilfe gestützter Kommunikation schreibt, als Zwanzigjähriger sein erstes Buch „Ich will kein Inmich mehr sein“, zwei Jahre später „Ich Deserteur einer artigen Autistenrasse: neue Botschaften an das Volk der Oberwelt“ (Sellin 1993 und 1995). Beide Bücher fanden viel Beachtung und eröffneten einem breiten Publikum ungeahnte Einblicke in das Innenleben eines schwer behinderten autistischen Menschen. Und dieses zeigte sich alles andere als leer. In diesen Büchern kommt auch, wie

bereits bei Dietmar Zöllner, zum Ausdruck, dass aus autistischer Sicht die Wahrnehmung, Übersensibilitäten wie auch Wahrnehmungsverzerrungen ein zentrales Moment autistischen Erlebens ausmachen.

Ab Mitte der 1990-er Jahre fanden sich die ersten Internet-Communities autistischer Menschen. Eine frühe Anlaufstelle war die Website, die Janet Norman-Bain, eine kanadische Autistin und Mutter zweier autistischer Söhne, 1995 zu betreiben begann und die anfangs eine Sammlung von Informationsquellen zum Thema Autismus darstellte (Norman-Bain 1995). Auf Janet Norman-Bain geht auch der Begriff „Wrong-Planet-Syndrom“ als Synonym des Asperger-Syndroms zurück. Als Folge der autistischen Communities, die sich im Internet gefunden hatten, bildeten sich Selbsthilfegruppen autistischer Menschen in zahlreichen Ländern, auch in Deutschland. Meines Wissens wurde in Deutschland 1999 in Mülheim/Ruhr die erste Selbsthilfegruppe autistischer Erwachsener gegründet; danach weitere Gruppen in Schwetzingen, Berlin und in Hamburg, sowie 2003 mit Aspies e.V. ein bundesweiter Verband autistischer Menschen (Zucker 2002). Das Internet ermöglichte erstmals, dass sich autistische Menschen in größeren Zusammenhängen untereinander austauschten und damit auch das Bild des Autismus mitgestalteten. Oft machten die Menschen die Erfahrung, dass trotz aller oberflächlichen Unterschiede, etwa im Geschlecht, Alter, beruflicher Situation oder in den Interessen, verblüffend viele Gemeinsamkeiten erkennbar waren. Dass es zu dieser Zeit kaum Möglichkeiten gab, als Erwachsener eine Autismusdiagnose zu erhalten, war lediglich ein untergeordnetes Problem, weil in aller Regel der Selbsterkenntnis, autistisch zu sein, eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema Autismus voran ging. Solche Selbsteinschätzungen waren in den meisten Fällen akkurat genug, um einer danach folgenden Diagnostik standzuhalten.

Konterkariert wurde diese Entwicklung durch den Spiegelneuronendiskurs, der der Entdeckung Giacomo Rizzolattis 1995 folgte (Rizzolatti 1996 und 2008). Durch ein teilweise überraschendes Unwissen über den Stand der Autismusforschung und unzulässigen Simplifizierungen des Empathiebegriffs und der Theory of Mind setzte sich für kurze Zeit innerhalb bestimmter neurobiologischer Forschungszusammenhänge die These durch, Autismus wäre ein Effekt schwach oder gar nicht ausgebildeter Spiegelneuronen. Auch wenn diese These nach nur kurzer Zeit vollständig widerlegt werden konnte, bestimmte sie einen sehr populären Diskurs zu Lasten autistischer Menschen (siehe zur Kritik an dieser These: Brindley 2007 und Gernsbacher 2011; ich werde darauf im nächsten Kapitel de-

taillierter eingehen). Zum Teil ist dies immer noch der Fall, da gerade wo Spiegelneuronen als die Grundlagen menschlicher Sozialisation angesehen werden, an dieser Hypothese festgehalten wird; bekannt ist diese These als „Zerbrochener Spiegel“ (Oberman 2006). Das erinnert ein wenig an den „Kühlschrankmütter-Diskurs“ der 1960-er Jahre und hat bis heute ausgesprochen negative Auswirkungen für autistische Menschen (Seng 2011). Tatsächlich wurde hierin aber auch etwas ganz anderes sichtbar, nämlich eine Überhöhung der Bedeutung gesellschaftlicher Kommunikation, die tatsächlich als Fetischisierung bezeichnet werden muss. Gesellschaftliche Wirklichkeit wird seit einigen Jahrzehnten immer mehr durch scheinhafte kommunikative Effekte, Werbung, mediale Vermittlungen und Überhöhung von sozialen Fetischen (in Deutschland beispielsweise das Auto) wahrgenommen und damit auch gewissermaßen hergestellt. Genau diese scheinhafte, in gegenstandslosen kommunikativen Vorgängen hergestellte, Wirklichkeit ist in der Tat etwas, was autistischen Menschen weitgehend verschlossen ist. Es ist davon auszugehen, dass in einer solchen gesellschaftlichen Entwicklung der Hauptgrund dafür zu finden ist, dass gerade hochgradig funktionale autistische Menschen zunehmend desintegriert und damit sichtbar werden (Böke 2008).

Schließen möchte ich meine historischen Anmerkungen mit einem weiteren – wenn auch nicht ganz neuen – Aspekt, der etwa seit der letzten Jahrtausendwende zunehmend Einzug in Autismusforschung findet: nämlich Autismus als Ausdruck eines bestimmten Menschen- und Persönlichkeitstypen zu verstehen, wie es bereits Hans Asperger Ende der 1960-er Jahre angeregt hatte. Vermutlich als erstes hatte der australische Psychologe Tony Attwood in seinem Buch „Asperger's Syndrome“ 1998 vorgeschlagen, Das Asperger-Syndrom als Persönlichkeitstyp zu verstehen und anstelle einer Diagnose als Asperger Autist, ein Coming-out als „Aspie“ als adäquat anzusehen. So wie beispielsweise auch mit Homosexualität umgegangen wird, die ja auch nicht an eine klinische Diagnose gebunden ist. In diesem Buch wird entsprechend die Asperger Persönlichkeit in ihren Stärken und Schwächen erörtert. An Stelle von therapeutischen Maßnahmen zeigt Tony Attwood Wege auf, „Aspies“ zu fördern und ihre Benachteiligung abzufedern (Attwood 1998). In eine ähnliche Richtung gehen auch die Überlegungen Simon Baron-Cohens, nach der das menschliche Gehirn auf einer Skala zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit eingeordnet werden können und das autistische Gehirn eine extrem ausgebildete Form des männlichen Gehirns darstellt (Baron-Cohen 2003).

Mitte 2000 bildete sich um Laurent Mottron in Montreal eine Autismusforschungsgruppe, die sowohl aus autistischen als auch nicht-autistischen Forschenden besteht. Diese Forschungsgruppe bietet autistischen Menschen als Experten in eigener Sache auch jenseits üblicher universitärer Wege Zugang in die Autismusforschung. Diese Forschungsgruppe vertritt entschieden den Ansatz, dass Autismus als eine Variation des Menschseins und nicht als eine Abweichung oder eine Störung verstanden werden muss, und zwar alle Variationen (Dawson 2006). Laurent Mottron fasst seine Erfahrungen in der Forschungsgruppe so zusammen, dass autistische Menschen wertvolle Beiträge zur Autismusforschung leisten können (Mottron 2011). Eine weitere „gemischte“ Forschungsgruppe bildeten die Linguistin Dinah Murray, die autistische Psychologin Wendy Lawson und der Mathematiker Mike Lesser in Großbritannien. Auf sie geht die „Monotropismus Theorie“ zurück, die in einem bemerkenswerten interdisziplinären Ansatz neuropsychologische Prozesse als dynamische Systeme modelliert (Lawson 2005). Zu erwähnen bleibt hier noch die „Intensive World Theory“, die 2006 von Kamila und Henry Markram und Tania Rinaldi entwickelt wurde (Markram 2007). Auf beide Ansätze werde ich im nächsten Kapitel, in dem ich aktuelle Ansätze in der Autismusforschung erörtern werde, näher eingehen. Spannend ist an beiden Ansätzen, dass sie auch in sofern neue Wege in der Wissenschaft beschreiten, dass sie hirneurophysiologische Zusammenhänge in nicht-linearen, dynamischen, Modellen darzustellen versuchen und damit das Potenzial haben, für die Neurobiologie insgesamt wegweisend zu sein.

Vermutlich ist es dem Spiegelneuronen-Diskurs zu verdanken, dass durch eine Verengung des Menschenbildes auf einen bestimmten, nämlich nicht-informationsübertragenden, Aspekt der Kommunikation etwas sichtbar wurde, was eigentlich offensichtlich ist, aber scheinbar gerne auch von gebildeten Menschen vergessen wird: Dass es eben Menschen gibt, die ein ganz anderes Menschenbild repräsentieren; einen Persönlichkeitstypen, der sich weder durch kommunikative Prozesse immer wieder selbst dar- und herstellen kann, der aber auch nicht darauf angewiesen ist, es zu tun. Mir bleibt an dieser Stelle die Hoffnung, dass autistische Perspektiven auf das Menschsein auch nicht-autistischen Menschen hilft, dieses in einem möglichst weiten Horizont wahrzunehmen und damit besser zu verstehen.

Diese historische Darstellung ist natürlich nicht umfassend; viele Seitenwege der Autismusforschung tauchen hier nicht auf. Insbesondere die Diskussionen um Ursachen und die Prävalenzen, sowie mögliche Zusammenhänge mit anderen

„Störungen“, etwa AD(H)S, habe ich ausgelassen. Der Grund dafür liegt darin, dass ich mit dieser historischen Darstellung in erster Linie eine Annäherung an die Frage nach einem Autismusverständnis versuchen möchte und den Fokus daher auf bestimmte, allerdings sehr prominente Aspekte der Forschung gelegt habe. Die Berücksichtigung zu vieler Aspekte und Seitenwege hätte am Ende wieder das Bild verschwimmen lassen. Sofern es für meine Arbeit relevant wird, werde ich allerdings die Betrachtung solcher, hier unterschlagener, Aspekte nachholen.

Zur Geschichte „meines“ Autismus

Da sich mein Autismusverständnis unabhängig davon, ob ich es möchte oder nicht, auch an meiner Biographie und meinen Erfahrungen orientiert, möchte ich auch diesem Aspekt der Autismusgeschichte einen Abschnitt widmen. Einzelne Aspekten meiner Erfahrungen habe ich in einer Sammlung von kurzen Texten vertieft dargestellt (Seng 2012).

Ich wurde Anfang 1963 in Singen am Bodensee geboren. Meine Eltern lebten in Fußweite des Rheinfalls bei Schaffhausen, wo mein Vater als Zöllner arbeitete. Der Winter 1962/63 war in dieser Gegend ein Jahrhundertwinter; sowohl der Bodensee als auch der Zürichsee waren mehrere Wochen lang zugefroren, was in der Schweiz „große Gfrörni“ genannt wird. Ich hatte bei meiner Geburt einen Magenpförtnerverschluss und konnte keine Nahrung zu mir nehmen. Das kam zu jener Zeit einem Todesurteil gleich, ich hatte aber das Glück, dass es in dem Schaffhauser Kantonsspital, wo ich die ersten sechs Wochen meines Lebens verbrachte, mit damals neuartigen Naturheilverfahren kuriert werden konnte. In der Folge hatte ich noch einen Leisten- und eine Nabelbruch; meinen Eltern zu Folge dauerte es etwa zwei Jahre, bis ich dies überwunden hatte. In den folgenden Jahren traten chronische Infektionen meiner Atemwege auf, die auf eine Immunstörung zurückzuführen sind und sich mit der Zeit zu einer chronische Sinusitis ausgewachsen haben. Seit meiner Geburt habe ich eine stark verengte Vorhaut, eine Phimose, die von meinen Eltern nicht erkannt und auch nicht behandelt wurde. Ziehe ich dazu noch meine Überempfindlichkeiten in der Wahrnehmung in Betracht, fällt mir auf, dass ich in weitgehend allen Bereichen des körperlichen Außenkontakts, Verdauung, Atmung, Geschlechts- und Sinnesorgane, von Geburt an deutliche Beeinträchtigungen habe, die bis heute unverändert anhalten. Der Autismus scheint mir auch körperlich regelrecht „eingeschrieben“ zu sein. Meine Überempfindlichkeiten in der Wahrnehmung betreffen auch alle Bereiche: Meine Haut ist sehr sensibel gegenüber Irritationen bei der Kleidung, beispielsweise Wolle oder Kunstfasern, ich vertrage auch keine Frisöre – bereits als Kind hatte ich mich meinen Eltern zu Folge massiv dagegen gewehrt. Ich bin gegenüber bestimmten Gerüchen, etwa Deos und Parfüms, sowie gegenüber bestimmten Geräuschen, beispielsweise Staubsauger oder Bohrmaschinen, ausgesprochen empfindlich. Meine Mutter hörte deswegen auf, Obst zu Marmelade zu verkochen, und brachte mich bei Nachbarn unter, während sie staubsaugte.

Als Kind mochte ich nicht gerne angefasst werden. Meine Eltern erzählten, dass ich oft stundenlang im Kinderwagen lag, der vom Zollhund meines Vaters bewacht wurde, der außer meinem Vater niemanden an mich heran ließ, auch meine Mutter nicht. So lange man mich in Ruhe ließ, war ich auch später wohl ein recht „pflegeleichtes“ und, wie meine Eltern sagten, „verträumtes“ Kind; abgesehen von meinen Empfindlichkeiten. Von meinen Eltern weiß ich, dass ich oft nicht in den Kindergarten ging und statt dessen „durch die Gegend tingelte“, aber dann immer zur richtigen Zeit wieder nach Hause zurück kam. Sie tolerierten es, weil der Kindergarten ein katholischer war und meine Eltern nicht viel vom Christentum hielten; außerdem hatten sie den Verdacht, dass die Kinder dort nicht gut behandelt wurden. Sie waren aber wohl froh, dass ich nicht den ganzen Tag zu Hause verbrachte. Mit Kindern spielte ich nur ungern, obwohl meine Eltern mich immer wieder dazu drängten. Da waren mir Tiere, insbesondere Schnecken und Eidechsen als Spielkameraden lieber. Selbst habe ich nur sehr undeutliche Erinnerungen an meine Kindheit. Meistens irgendwelche Gegenstände wie in Nahaufnahme: eine Pfütze mit einem Stock oder eine eitrige Wunde zum Beispiel. Solche Bilder sind in der Regel mit anderen Sinneseindrücken, Gerüchen oder Klängen, unmittelbar verknüpft. Ein sehr einprägsames Bild zeigt mich selbst aus einer Perspektive von schräg oben, wie ich auf einem Haufen Pflastersteine sitze; es ist die einzige Erinnerung aus meinen ersten zehn Lebensjahren, in der ein Mensch zu sehen ist.

Ich entwickelte eine besondere Vorliebe für Kräne; meinen Eltern zu Folge wusste ich immer genau, wo welche Kräne standen, auch auf dem Weg zu meiner Großmutter, die 60 Kilometer entfernt von meinen Eltern wohnte, freute mich, wenn ein neuer hinzukam und regte mich auf, wenn irgendwo einer verschwunden war. Bereits im Vorschulalter faszinierten mich Zahlen und Buchstaben. Ich brachte mir selbst lesen, schreiben und rechnen bei, was auch meine Eltern erstaunte, die in dieser Hinsicht nicht sehr ambitioniert waren. Mein Elternhaus würde heute eher als „bildungsfern“ angesehen werden. Das stand in einem Kontrast dazu, dass ich beim Einschulungstest als nicht schulfähig klassifiziert wurde und in eine Sonderschule kam. Es war dem Engagement meiner Eltern und weiteren glücklichen Umständen zu verdanken, dass ich noch im ersten Schuljahr in die Regelschule wechselte. Dort hatte ich deutliche Schwierigkeiten mit den Rahmenbedingungen, dass ich etwa auf dem Weg zur Schule „verloren ging“, im falschen Klassenzimmer saß oder die falschen Hausaufgaben machte. Ich konnte dies wohl dadurch ausgleichen, dass ich inhaltlich gut mithalten konnte und als introvertiertes und verträumtes Kind auch niemanden störte. Meinen Eltern wurde wohl mehr-

mals während meiner Grundschulzeit der Besuch eines Psychologen nahegelegt, was sie allerdings vehement ablehnten. Wie mir später deutlich wurde, hatten sie starke Ängste vor dem Eingeständnis, ein behindertes Kind zu haben, und wahrscheinlich noch mehr vor dem Vorwurf, in der Erziehung versagt zu haben. Meine Mutter litt insbesondere auch darunter, dass ich ihre Zuneigung nie erwidert hatte. Ich hatte in der Tat keine besonders emotionale Bindung zu meinen Eltern zugelassen.



Ein Kindergartenfoto von mir ...



... und meinem jüngeren Bruder

Im Alter von acht Jahren zog ich mit meinen Eltern in ein Dorf am Stadtrand von Freiburg im Breisgau. Dort war ich in der Grundschule so oft Übergriffen anderer Kinder ausgesetzt, dass mein Vater mehrmals deswegen interveniert hatte. Das der Grundschule folgende Gymnasium war ein deutlich besserer Rahmen für mich – bis auf das erste Jahr, weil das Gymnasium erst neu errichtet wurde und der ganze Jahrgang ein Jahr lang in eine Übergangsschule in Freiburg gehen musste. Ich begann, mich für Astronomie zu interessieren, und suchte ab und zu das Freiburger Max-Planck-Institut für Sonnenphysik auf, um mit den Leuten, die ich dort antraf, meine astronomischen Ideen zu erörtern. In dieser Zeit begann überhaupt eine Zeit, die ich als „die Achsenzeit“ in meinem Leben wahrnehme. Meine Erinnerungen bekommen danach eine andere, kontextbezogene und deutlich weniger traumhafte, Qualität und erstmals tauchen Menschen im Horizont meiner Wahrnehmung und meiner Interessen auf. Ich nehme die Zeit vor dieser

Wendung als ein Leben in einer weitgehend abgeschlossenen – und selbstzufriedenen – Welt wahr, die ich nach wie vor auch in mir trage. Sie ist für mich als ein kaltes, menschenleeres Zuhause, das ich gerne in Verbindung mit dem eisigen Winter meiner Geburt und meiner nach wie vor vorhandenen Vorliebe für Winter mit viel Schnee und tiefen Temperaturen in Verbindung bringe.

Im Nachhinein frage ich mich, ob ich in meinen ersten zehn bis zwölf Lebensjahren nicht eher einem Kanner'schen als einem Asperger'schen „Typen“ entsprochen habe. Dafür sprächen neben meinen Neigungen zu Stereotypen, insbesondere zum „Schaukeln“, die ich mir in meiner Jugendzeit weitgehend abtrainiert habe, auch der Umstand, dass ich bis heute deutliche Schwierigkeiten habe, mit wechselnden Situationen umzugehen, und nicht besonders spontan bin und eine deutliche Diskrepanz zwischen guter Fein- und schlechter Grobmotorik zeige. Vor dem Hintergrund des Autismusverständnisses, wie es sich aktuell entwickelt, scheint mir diese Frage allerdings nicht wirklich relevant zu sein. Vielmehr ziehe ich aus meiner Biographie die Überzeugung, dass es in der Tat einen fließenden Übergang zwischen dem von Leo Kanner und dem von Hans Asperger beschriebenen Autismus geben muss; ähnliche Schlüsse zieht auch Temple Grandin aus ihrer Biographie.

Das neue Gymnasium war ein kleiner, überschaubarer Rahmen, in meiner Klasse gab es 21 Schüler, und war von einem insgesamt sehr toleranten Klima bestimmt. Für mich war das ideal. Im Nachhinein würde ich sagen, ich war ein für viele Lehrer schwieriger aber guter Schüler, mit deutlichen Stärken in der Mathematik und den Naturwissenschaften. Ich musste nicht lernen, um in den meisten Fächern gut zu sein, und tat es auch nicht. Nicht so gut war ich in der Kunst und der Musik, obwohl mich beide Fächer sehr interessierten; in Sport war ich so schlecht, dass einige Lehrer die Meinung vertraten, dass ich deswegen eigentlich kein Abitur erhalten sollte. Der Sportunterricht war eine ständige Quelle von Erniedrigungen und auch der Grund elterlicher Interventionen. In der Schülerzeitung und in der Schulband, aus der nach einiger Zeit wieder „herausflog“, hatte ich einen Rahmen gefunden, der mir die Möglichkeit wenigstens halbwegs funktionierender sozialer Kontakte eröffnete; auch wenn die nicht allzu eng waren. Obwohl ich immer das starke Bedürfnis hatte, unauffällig und „normal“ zu sein, fiel ich im Dorf und in der Schule auf „wie ein bunter Hund“, wie es damals hieß. Noch Jahre später erinnerte man sich an der Schule an mich als sehr einzigartige Erscheinung. Kurz vor meinem Abitur, das ich 1982 mit der Note 1,6 abgeschlos-

sen hatte, machte ich aus der Not meines auffallenden Andersseins eine Tugend, die ich dann kultivierte.

Mit meiner Kontaktaufnahme mit den Menschen im Alter von 10 bis 12 Jahren wurde mir auch klar, dass ich sehr anders war als andere Menschen. Dieses Erkenntnis wurde noch bestärkt, als ich im Sexualkundeunterricht in der sechsten Klasse lernen musste, dass Menschen Interessen und Handlungsweisen nachgingen, die mir vollkommen abwegig erschienen. Spätestens hier hatte ich den Gedanken, dass ich womöglich gar nicht von dieser Welt war, sondern von einem anderen Planeten kommend durch einen bizarren Unfall hier gestrandet sein musste. Ich fing an, mich für Psychologie und Psychoanalyse zu beschäftigen, beides natürlich auch auf mathematische Weise, um zu verstehen, was das für Wesen waren, die mich umgeben hatten und warum ich mich so grundlegend anders empfand und wahrnahm. Ich litt sehr unter meiner Isolation und dem Gefühl, das einzige Wesen „meiner Art“ auf der Welt zu sein. Daraus entwickelte sich eine starke Sehnsucht danach, andere Menschen, die so wie ich waren, zu treffen, eine Sehnsucht, die sich bis zur Besessenheit steigerte. 1978, als Fünfzehnjähriger, las ich in einer Zeitschrift einen Artikel über schwule Männer und versuchte daraufhin mein Anderssein und meine Isolation damit zu erklären, dass ich schwul bin. Das gelang nur sehr begrenzt und scheiterte kläglich, als ich als Zwanzigjähriger das erste Mal andere schwule Männer kennen lernte. Bis dahin hatte ich die Vorstellung, dass schwule Männer keinen Sex praktizierten (weil ich Sexualität absurd fand) und dass sich Liebe über bestimmte Buchstabensystematiken der Vornamen (z.B. Namen mit 7 Buchstaben oder mit „m“) und bestimmte Kleidungsvorlieben (z.B. blaue Kleidung und Jacken mit Kapuze) definierte. Von anderen Schwulen lernte ich dann aber, dass sie ähnlich funktionierten, wie es im Sexualkundeunterricht dargestellt wurde. Das hatte mich ziemlich „aus der Bahn geworfen“

Einige Monate nach meinem Abitur verließ ich mein Elternhaus und zog in eine kleine Wohngemeinschaft nach Freiburg. Ich empfand mein Elternhaus als ein ungesundes psychisches Umfeld, insbesondere weil meine Mutter durch ihre Jugenderlebnisse während des Nationalsozialismus schwer traumatisiert war, was das psychische Klima meines Elternhauses deutlich prägte. Das eigenständige Leben hatte mich aber maßlos überfordert, insbesondere auch, weil meine Isolation nach der Schule deutlich zunahm. Ich entwickelte neben Depressionen und Angstzuständen heftige psychosomatische Symptome, was sich durch meinen damaligen Alkoholkonsum noch verschärfte. Dazu kam noch der Umstand, dass

meine Sinne, insbesondere auch Sehen und Hören, weitgehend versagen, wenn sie überfordert sind; solche Overloadsituationen hatten mich massiv verunsichert und Ängste geschürt, ich könnte verrückt werden. Meinen Versuch, Mathematik und Physik zu studieren, musste ich nach einiger Zeit abbrechen, aber ich schaffte es immerhin noch, durch einen Teilzeitjob in einer Fabrik für Microchips, meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Nach mehr als drei Jahren wurde mir klar, dass es ein grundlegendes Problem in meinem Leben gibt, das ich alleine nicht lösen können würde, und dass ich unfähig war, ein eigenständiges Leben zu leben. Die Option, zu meinen Eltern zurückzukehren, gab es allerdings nicht mehr. Ich fasste den Entschluss, nach rationalen Kriterien mir einen Partner zu suchen, der mir dabei helfen sollte, lebensfähig zu werden. So lernte ich Anfang 1986, kurz vor meinem 23. Geburtstag, meinen Lebenspartner kennen, mit dem ich inzwischen verheiratet bin. Er bot mir die emotionale Stütze, die ich brauchte, diente mir quasi als Blindenhund in einer Welt, die mir immer noch grundlegend fremd war, und akzeptierte mich vor allen Dingen in meinem Anderssein.

Nachdem ich in der Folge noch Wege gefunden hatte, mit meinen sensorischen Überforderungen umzugehen, war ich nach einem Umzug nach Hamburg 1987 schließlich in der Lage, den Zivildienst zu leisten und anschließend erneut zu studieren. Den Zivildienst leistete ich in einer Tagesförderstätte für schwerst-mehrfach behinderte Jugendliche, was mein Menschenbild nachhaltig geprägt hatte. Danach begann ich ein Studium der Mathematik, nachdem mein Versuch, mich an einer Kunsthochschule zu bewerben, kläglich gescheitert war. Arbeit mit behinderten Menschen und später auch als studentische Hilfskraft in der Mathematik ermöglichte mir, mein Studium zu finanzieren. Ich begegnete hier zum ersten mal autistischen Kindern und Jugendlichen, die allerdings alle schwer behindert waren und insbesondere nicht sprachen. Dennoch fühlte ich mich deutlich zu ihnen hingezogen und sie sich zu mir. Von Arbeitskolleginnen aus dem heilpädagogischen und therapeutischen Bereich wurde ich immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass ich ihnen „irgendwie autistisch“ vorkommen würde. Schließlich begann ich mich ernsthaft mit dem Gedanken zu beschäftigen, selbst autistisch zu sein, was gegen Ende 1995 in einem Gespräch über dieses Thema zu einer endgültigen Gewissheit wurde. Mein Autismus stellte sich für mich vordergründig als eine soziale Behinderung (Kontaktschwierigkeiten, Gesichtsblindheit, massiver Konzentrationsverlust bei Menschenansammlungen und Stimmengewirr), als sensorische Übersensibilität (Empfindlichkeiten und Overloads) in Kombination mit einer gewissen Begabung für Mathematik und einem „katzenähnlichen“ Gespür für psychische Verfassungen anderer Menschen dar. Mir fiel

auch auf, dass sowohl mein Vater als auch meine Großmutter väterlicherseits recht eigentümlich und sozial nicht besonders kompatibel waren. In meiner Jugend war ich so ziemlich der einzige, der mit meiner Großmutter gut zurecht kam – von ihren Katzen abgesehen.

Zugegebener Maßen konnte ich damals mit dieser Erkenntnis noch nicht viel anfangen; autistisch zu sein, klang für mich damals ziemlich exotisch. Da ich nach dem Ende meines Studiums auf Grund einiger schwieriger Ereignisse in eine tiefe Krise mit schweren Depressionen geraten war, trat dieses Thema zunächst in den Hintergrund. Mein damaliger Therapeut kam nach einigen Monaten aber zu dem Schluss, dass mein eigentliches Thema nicht so sehr die Depressionen waren, sondern dass ich „wie ein autistischer Mensch in der Welt stand“; ich hatte das Thema in der Therapie bis dahin nicht angesprochen. Die Therapie dauerte fast drei Jahre, bis 2000, und war sehr produktiv, da ich lernte, meinen Autismus anzunehmen und zu lernen, damit gut zu leben. Insbesondere wurde mir klar, dass mein Hauptproblem darin bestand, dass ich eigentlich sehr viel Struktur brauchte, insbesondere auch in Hinblick auf meine sensorischen Overloads, aber mir selbst nur schwer solche Struktur schaffen konnte. Genau das lernte ich zu tun. Leider fiel dieser dreijährigen depressiven Episode meine bereits zur Hälfte fertiggestellte Dissertation in Mathematikgeschichte zum Opfer. Schließlich geriet ich in arge finanzielle Bedrängnis, die ich löste, indem ich mir innerhalb einer Woche die Grundlagen der Internetprogrammierung beibrachte und dann meine „Karriere“ als Programmierer begann; es war das erste Mal, dass ich einem „richtigen Beruf“ nachging – mit 37 Jahren. Ich bemerkte dabei, dass ich mit Computern auf ähnlich intuitive Weise kommunizieren konnte, wie andere Menschen mit Menschen. Etwas ähnliches war mir in meiner Jugend bereits im Umgang mit Katzen aufgefallen, den ich durch meine Großmutter hatte.

2002 nahm ich Kontakt zu zunächst englischsprachigen autistischen Internet-Communities auf, ein Jahr später besuchte ich eine der beiden in Deutschland existierenden Selbsthilfegruppen autistischer Menschen in Berlin. Das hatte mich motiviert, noch im selben Jahr eine solche Selbsthilfegruppe in Hamburg zu gründen und mich an der Gründung von Aspies e.V. zu beteiligen. In diesen Selbsthilfegruppen wurde offensichtlich, was ich zuvor schon ahnte, dass ich ausgesprochen viele Details meines Erlebens bei anderen autistischen Menschen wiederfinden konnte und dass mein Fühlen und Denken durch und durch davon geprägt sind, dass ich autistisch bin. Meine Auseinandersetzung damit habe ich in einem Doppelroman verarbeitet (Seng 2007 und 2009). Im Herbst 2008 wurde mir klar,

dass ich insbesondere jüngeren autistischen Menschen mit meinen Erfahrungen helfen konnte und dass es wichtig war, mich in die aktuellen Autismusdiskussionen einzubringen. Ich entschied mich auch vor diesem Hintergrund, meinen Autismus sozusagen offiziell abklären zu lassen, wozu ich die Klinikabteilung von Herrn Tebartz van Elst in Freiburg aufsuchte und von Frau Lichtblau eine Diagnose erhielt. Kurz darauf testete ich bei Mensa meinen Intelligenzquotienten, um auch eine eventuelle Hochbegabung abzuklären. Ich erwartete dabei zwar ein überdurchschnittlich hohes Ergebnis aber keine Hochbegabung; tatsächlich ergab der Test aber einen Quotienten deutlich über 130. Im Herbst 2008 startete ich zusammen mit anderen autistischen Menschen das autWorker Projekt zur Verbesserung der Integration autistischer Menschen in den regulären Arbeitsmarkt. Bei dieser Arbeit wurde mir klar, dass tatsächlich alle autistische Menschen über besondere Fähigkeiten verfügen und es nur darauf ankam, ein geeignetes, förderliches Umfeld dafür zu finden. Ich habe ein solches förderliches Umfeld nicht nur in meinem inzwischen autistischen sozialen Umfeld gefunden. Nach einigen beruflichen Irrwegen habe ich in der Hamburger Staatsbibliothek, wo ich seit Mitte 2009 eine Teilzeitstelle als Software-Entwickler und Systemadministrator inne habe, auch ein ausgesprochen angenehmes berufliches Umfeld gefunden.

Literatur

- APA, American Psychiatric Association: „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM)“. APA, <http://www.psych.org/practice/dsm> (eingesehen am 2.1.2013); 2012
- Asperger, Hans: „Die 'Autistischen Psychopathen' im Kindesalter“. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten 117, S. 76-136; 1944
- Asperger, Hans: „Zur Differenzialdiagnose des kindlichen Autismus“. Acta Paedopsychiatrica 35 (4), S. 136-45; 1968
- Attwood, Tony: „Asperger's Syndrome: A Guide for Parents and Professionals“. London, Jessica Kingsley Publishing; 1998
- Baron-Cohen, Simon; Frith, Uta; Leslie, Alan M.: „Does the autistic child have a 'theory of mind'?“. Cognition 21 (1), S. 37-46; 1985
- Baron-Cohen, Simon: „The Essential Difference: men, women and the extreme male brain. Penguin/Basic Books; 2003
- Bettelheim, Bruno: „Joey: A 'Mechanical Boy'“. Scientific American 200, S. 117-126; 1959.
- Bettelheim, Bruno: „The Empty Fortress. Infantile Autism and the Birth of the Self“. New York, MacMillan; 1967
- Bleuler, Paul Eugen: „Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien“. Leipzig/Wien, F. Deuticke; 1911. Hier: München, Minerva; 1978
- Böke, Henning: „Asperger: Die Geburt eines Syndroms. Prologomenon zur Enthinderung autistischer Intelligenz“. Behindertenpädagogik Heft 47/3, S. 260-282; 2008.
- Bovet, Pierre; Parnas, Joseph; Zahavi, Dan: „Schizophrenic autism: clinical phenomenology and pathogenetic implications“. World Psychiatry 1(3), S. 131-136; 2002
- Brenner, R.; Nagy, J.; Szatmari, P.: „Asperger's syndrome: A review of clinical features“. Canadian Journal of Psychiatry 34, S. 554-560; 1989
- Brindley H.M; Frith, U.; Hamilton H.F: „Imitation and action understanding in autistic spectrum disorders: how valid is the hypothesis of a deficit in the mirror neuron system?“. Neuropsychologia 45(8), S.1859-1868; 2007

- Dawson, Michelle; Gernsbacher, Morton Ann; Mottron, Laurent: „Autism: Common, heritable, but not harmful“. Behavioral and Brain Sciences 29 (4), S. 413-414; 2006
- Donvan, John; Zucker, Caren: „Autism's First Child“. Atlantic Magazine, Oct. 2010; 2010.
- Eisenberg, Leon: „The Autistic Child in Adolescence“. American Journal of Psychiatry 112(8), S. 607-12; 1956
- Fadiga, Luciano; Leonardo, Fogassi; Gallese, Vittorio; Rizzolatti, Giacomo: „Premotor cortex and the recognition of motor actions“. Cognitive Brain Research 3, S.131-141; 1996
- Feinstein, Adam: „A History of Autism: Conversations with the Pioneers“. New York, Wiley-Blackwell; 2010
- Frith, Uta: „Pattern detection in normal and autistic children“ (PhD thesis). London, Institute of Psychiatry; 1968
- Frith, Uta: „Autism and Asperger Syndrome“. Cambridge, Cambridge University Press; 1991
- Frith, Uta: „*Autism, Explaining the Enigma*“. Zweite Auflage. Oxford, Blackwell; 2003 (erste Auflage 1989)
- Frith, Uta: „An Interview with Uta Frith“. *In-cites.com*, <http://in-cites.com/scientists/UtaFrith.html> (eingesehen am 2.1.2013); 2005
- Frith, Uta (Autorin); Casanova, Manuel F.; Johnson, Maria E.; Rausch, Jeffrey L. (Hrsg.): „Asperger's Disorder“ Kapitel 2 „Fritz V.“. Medical Psychiatry, 40; 2008
- Gernbacher, Morton Ann: „To what extent does variability in mirror mechanism functioning contribute to the autistic phenotype?“. Perspective on Psychological Science 6, S. 369-407; 2011
- Gillberg, Carina und Christoffer: „Asperger syndrome—some epidemiological considerations: a research note“. Journal of Child Psychological Psychiatry 30 (4), S. 631–638; 1989
- Gould, Judith; Wing, Lorna: „Severe Impairments of Social Interaction and Associated Abnormalities in Children: Epidemiology and Classification“. Journal of Autism and Developmental Disorders, 9, S. 11-29; 1979

- Grandin, Temple: „Emergence: Labeled Autistic“. New York, Warner Books, 1996, Erstauflage 1986; 1986
- Grandin, Temple: „Thinking in Pictures, Expanded Edition: My Life with Autism“. New York, Random House, 2006
- Grinker, Roy Richard: „Unstrange Minds. Remapping the World of Autism“. New York, Basic Books; 2008
- Habermann, Angela Habermann; Fischer, Erhard (Hrsg.): „Jean Marc Gaspard Itard: Ein Wegbereiter der Geistigbehindertenpädagogik?“. Rimpmar, H. Freisleben; 2007
- Itard, Jean Marc Gaspard: „Rapport et Memoires sur le Savage de l'Aveyron“. L'Idiotie et la Surdi-mutide, Paris, 1807. Hier: Englische Übersetzung von George & Muriel Humphrey, London, The century co; 1932
- Kanner, Leo: „Autistic disturbances of affective contact“. Nerv Child, 2, S. 217–50; 1943. Hier: Reprint, Acta Paedopsychiatrica 35 (4), S. 100–36; 1968
- Kanner, Leo: „Infantile Autism and the Schizophrenias“. Lecture presented at the meeting of the American Psychiatric Association 4.5.1965, New York; 1965
- Kanner, Leo: „Follow-Up Study of Eleven Autistic Children Originally Reported in 1943“. Journal of Autism and Childhood Schizophrenia 1(2), S. 119-45; 1971
- Kollbrunner, Jürg: „Der kranke Freud“. Stttgart, Klett-Cotta; 2001
- Landalf, Helen (Author); Rimland, Mark (Illustrator): „The Secret Night World of Cats“. Smith & Kraus; 1998
- Landalf, Helen: „Recovering Autistic Children; Review“. Polishing Stone Magazine, 15; 2007
- Lawson, Wendy; Lesser, Mike; Murray, Dinah: „Attention, monotropism and the diagnostic criteria for autism“. Autism 9 (2), S. 139-56; 2005
- Markram, Henry und Kamila; Rinaldi, Tania: „The Intense World Syndrome – an Alternative Hypothesis for Autism“. Front Neurosci., Nov. 2007, 1(1), S. 77-96; 2007
- Montessori, Maria: „The Absorbent Mind“. Amsterdam, Association Montessori Internationale; 1949
- Mösli, Rolf (Hrsg.): „Eugen Bleuler. Pionier der Psychiatrie“. Zürich, Römerhof Verlag; 2012

- Mottron, Laurent: „The power of autism“. Nature 479 (35), S. 33-35; 2011
- Müller, Colin: „Hans Asperger – selbst ein 'Asperger'?“. Autismuskultur, <http://autismus-kultur.de/autismus/geschichte/hans-asperger.html> (eingesehen am 2.1.2013); 2006
- Norman-Bain, Janet: „Oooops.....Wrong Planet Syndrome“. <http://www.planetautism.com> (eingesehen am 2.1.2013), früher: <http://www.isn.net/~jypsy/>; 1995
- Oberman, L.M., Ramachandran, V.S.: „Broken Mirrors: A Theory of Autism“. Scientific American, 295, S.62-69; 2006
- Olmsted, Dan: „The Age of Autism: Donald T. and Fritz V.“. UPI, http://www.upi.com/Science_News/2005/04/29/The-Age-of-Autism-Donald-T-and-Fritz-V/UPI-14721114747500/ (eingesehen am 2.1.2013); 2005
- Picht, Georg; Eisenbart, Constanze (Hrsg.): „Kunst und Mythos“. Stuttgart, Klett-Cotta, 1986
- Picht, Georg; Eisenbart, Constanze (Hrsg.): „Platons Dialoge 'Nomoi' und 'Symposion'“. Stuttgart, Klett-Cotta; 1990
- Platon: „Werke“. Übersetzung von Friedrich Schleiermacher. Darmstadt, Wissenschaftliche-Buchgesellschaft; 1970
- Rimland, Bernard: „Infantile Autism: The Syndrome and Its Implication for a Neural Theory of Behavior“. Prentice Hall; 1964
- Rizzolatti, Giacomo: „Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls“. Frankfurt, Suhrkamp; 2008.
- Sacks, Oliver: „An Anthropologist on Mars: Seven Paradoxical Tales“. New York, Alfred A. Knopf; 1995
- Sacks, Oliver: „As I visited Uta Frith who was a great expert on autism working in London, Uta Frith said to me: 'You must see Temple Grandin a remarkable woman living in Colorado. She has already written an auto-biography'“. „Independent Mind: Temple Grandin“, broadcast on 14.1.2010, <http://www.webofstories.com/play/54424?o=MS> (gehört und transskribiert am 2.1.2013); 2010
- Sellin, Birger: „Ich will kein Inmich mehr sein: Botschaften aus einem autistischen Kerker“. Köln, Kiepenheuer & Witsch; 1993

- Sellin, Birger: „Ich Deserteur einer artigen Autistenrasse: neue Botschaften an das Volk der Oberwelt“. Köln, Kiepenheuer & Witsch; 1993
- Seng , Hajo: „Jan-Jan oder anders anders“. Hamburg, todeszeichen e.V. (Eigenverlag), 3. Auflage; 2012
- Seng , Hajo: „Beziehungsalgebra“. Hamburg, todeszeichen e.V. (Eigenverlag), aktualisierte Auflage; 2012
- Seng , Hajo: „Empathie und Autismus “, in „Wundersame Fähigkeiten“. Hamburg, autWorker eG; 2011
- Seng , Hajo: „Ein autistisches Leben leben“. Hamburg, todeszeichen e.V. (Eigenverlag), aktualisierte Auflage; 2012
- Ssucharewa, Grunja Jefimowna: „Die schizoiden Psychopathien im Kindesalter“. Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, Band 60, S. 235-261; 1926. Siehe: Seminars in Child and Adolescent Psychiatry, 2nd edition, Simon Gowers, Gaskell, Sep 1, 2005
- WHO, World Health Organisation: „International Classification of Diseases (ICD)“. WHO, <http://www.who.int/classifications/icd/en/> (eingesehen am 2.1.2013); 2012
- Wing, Lorna: „Asperger's Syndrome: a clinical account“. Psychol Med 11 (1): S. 115-29; 1981
- Wing, Lorna: „The Autistic Spectrum: A Guide for Parents and Professionals“. London, Robinson Publishing; 1996
- Wing, Lorna: „Sybil Elgar. Pioneer in teaching and care of autistic people“ (Nachruf). The Guardian, 24.1.2007; 2007
- Zöller, Dietmar: „Wenn ich mit euch reden könnte“. Bern/München/Wien; Scherz Verlag; 1989
- Zöller, Dietmar: „dietmarzoeller – Wer bin ich?“. <http://www.dietmarzoeller.de/tl> (eingesehen 2.1.2013); 2012
- Zucker, Patrick: „Das Asperger-Syndrom: Die Situation erwachsener Betroffener“ (Abschlussarbeit). Berlin, Institut für Sozialforschung und Berufliche Weiterbildung gGmbH, zu finden unter <http://www.autismus-in-berlin.de/Abschlussarbeit-Internet.pdf> (aktualisiert 2004); 2002

Bildnachweis

Victor de l'Aveyron: Cover von „Mémoire et Rapport sur Victor de l'Aveyron , 1801. Quelle: Wikipedia, 2009. http://de.wikipedia.org/Victor_of_Aveyron

Donald T.: Video aus: "Autism's first Child", The Atlantic, Okt. 2010; John Donovan, Caren Zucker, 30.8.2010. <http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2010/10/autisms-first-child/308227/>

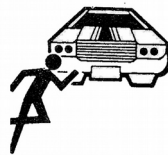
Mark Rimland, The Secret Night World of Cats: Kensington Gallery, 4186 Adams Ave. San Diego CA, 92116. <http://www.autismwebsite.com/edgewaregallery/Exhibitions.html>

Hans Asperger: Medizinische Universität Wien, 2010. [http://www.meduni-wien.ac.at/homepage/news-und-topstories/?tx_ttnews\[tt_news\]=1308&cHash=66f72ca44a](http://www.meduni-wien.ac.at/homepage/news-und-topstories/?tx_ttnews[tt_news]=1308&cHash=66f72ca44a)

Village of the Damned: Denver Public Library, 2011. <http://denverlibrary.org/content/file-where-are-they-now>

Temple Grandin: BHL, Biodiversity Library, 2012 (<http://blog.biodiversitylibrary.org/2012/08/templecows.html>)

Mein Bruder und ich: Hajo Seng, Kindergartenfotos, ca. 1967 und 1971



Wie Autisten von nicht-autistischen Menschen offenbar gesehen werden (?)

Begabt & behindert

Ist das Asperger Syndrom eine Krankheit?

Es gibt durchaus Zeiten, in denen ich mich krank fühle; aber die meiste Zeit fühle ich mich gesund. Daher stoße ich mich regelmäßig an einem Sprachgebrauch, der suggeriert, dass ich krank wäre, weil ich autistisch bin. Und zwar zu jeder Zeit, weil ich ja auch zu jeder Zeit autistisch bin. Tatsächlich wird der Krankheitsbegriff in unterschiedlicher Weise gebraucht. So wird er bisweilen im Sinne einer Abweichung von einer Norm verwendet. Eigentlich aber bezeichnet Krankheit eine Normabweichung, die auf Veränderungen des körperlichen oder geistigen (Norm-)Zustandes zurückzuführen ist; etwa im Pschyrembel. Das heißt, wer krank ist, muss schon einmal gesund gewesen sein oder – zumindest hypothetisch – gesund werden können. Ansonsten wäre Behinderung und nicht Krankheit die richtige Bezeichnung.

Ist Autismus ist nach diesem Verständnis als Krankheit anzusehen? Ist es zumindest hypothetisch möglich, von Autismus zu gesunden? Dass Autismus sich nicht erst im Lauf eines Lebens entwickelt, ergibt sich aus den Diagnosekriterien. Die Beantwortung einer solchen Frage wird sich vermutlich deutlich unterscheiden, je nachdem, ob sie aus einer autistischen oder einer nicht-autistischen Perspektive heraus beantwortet wird. Meine Perspektive ist eine autistische und hieraus stellt sich auch gleich die folgende Frage:

Ist Autismus etwas, was zur eigenen Persönlichkeit hinzukommt, oder etwas, was mit ihr von vorne herein untrennbar verbunden ist?

Mitte der 1990er Jahre verdichtete sich in mir sozusagen ein Berg von Puzzle-Teilen, das ich bis dahin mein Leben lang angesammelt hatte, zu einem Bild mit einem Titel: Autismus. Bereits als Kind war mir klar, dass in meinem Leben irgendetwas grundlegend nicht stimmte, und ich begab mich schon früh auf die Suche danach, was dies wohl sein könnte. Das Thema Autismus begegnete mir in der ersten Hälfte der 1990er Jahre in zweierlei Hinsicht: Als (schwerst behinderte) autistische Kinder, die ich auf Freizeiten betreute, und als Rückmeldung, die ich von einigen meiner Arbeitskolleginnen und Bekannten erhalten hatte: „Du

kommst mir irgendwie autistisch vor“. Als ich das auf mich beziehen konnte, hatte ich mit einem Mal eine Erklärung für viele Fragen, die ich an mich und mein Leben stellte; im Alter von 32 Jahren. Dass ich so lange brauchte, um dies zu erkennen, hat nicht nur damit zu tun, dass ich mich erst zu dieser Zeit mit dem Thema Autismus befasste.

Es hat auch damit zu tun, dass „mein Autismus“ meine sämtlichen Lebensbereiche betrifft und prägt: Mein Denken und Fühlen genauso wie meine Wahrnehmungen, meine Erinnerungen und überhaupt die Art und Weise, wie ich in dieser Welt lebe. Das Asperger Syndrom ist als Behinderung auch für Asperger Autisten nahezu unsichtbar. Es ist ein Anderssein, das aber so tiefgreifend und erklärungsbedürftig ist, dass ich als Kind bereits die Vorstellung hatte, ich müsste einer anderen, nicht menschlichen, Spezies angehören und mich versehentlich auf einem „falschen Planeten“ befinden. Meine Überraschung war groß, als ich erfuhr, dass Janet Norman-Bain den Ausdruck „Wrong Planet Syndrome“ für das Asperger Syndrom bekannt gemacht hat. Sich wie auf einem falschen Planeten gestrandet zu fühlen, scheint geradezu charakteristisch für das Asperger Syndrom zu sein.

Überhaupt war es für mich eine gewöhnungsbedürftige Erkenntnis, dass im Grunde genommen alles, was mich ausmacht, davon geprägt ist, autistisch zu sein. Das zeigte sich vor allen Dingen darin, wie viele unauffällige, alltägliche Eigenheiten ich mit anderen autistischen Menschen gemeinsam habe. Ende 1995, zu einer Zeit, als gerade erst angefangen hatte, mich mit dem Thema Autismus zu befassen, schrieb ich:

„Autismus ist absolut. Es ist kein Merkmal, kein irgendwie anderes, das in mich eingetreten wäre, was mich befallen hätte, keine Krankheit, kein Zustand: Es bin ich.“

Genau das ist es, was ich mit dem Kriterium „tiefgreifende Entwicklungsstörung“ verbinde, tiefgreifend in dem Sinne, dass es nahezu alle Bereiche und Aspekte des eigenen Daseins betrifft.

Mir ist zwar seit meiner Kindheit klar, dass in meinem Leben etwas nicht stimmt, aber es ist für mich auch schon immer klar gewesen, dass es dabei um mein Verhältnis mit meiner Umwelt geht. Und dies lässt sich in zwei Richtungen auflösen: Dass der Fehler bei mir liegt, oder eben in meiner Umwelt; es kann natürlich auch

beides der Fall sein. In meiner Jugendzeit war ich mir sicher, dass es an meiner Umwelt liegen musste; erst später, nachdem ich die Erfahrung gemacht habe, dass in sehr verschiedenen sozialen Umgebungen immer wieder ähnliche Probleme auftauchten, begann ich, den Fehler bei mir zu suchen. Ich habe mich selbst nie als in irgendeiner Weise defekt wahrgenommen. Im Gegenteil: Der Umstand, dass ich über offensichtlich überdurchschnittlich ausgeprägte kognitive Fähigkeiten verfüge, ist nur schwer mit dem Bild einer geistigen Behinderung in Einklang zu bringen. Am Ende war es das Bild einer überwiegend als sozialen Behinderung in Erscheinung tretenden geistigen Behinderung, die mit überdurchschnittlichen kognitiven Fähigkeiten einhergeht, das mich Mitte der 1990er Jahre zu meiner Selbstdiagnose als autistisch brachte.

Als Fazit meiner Erfahrungen mit meinem Autismus lassen sich also zwei grundlegende Aspekte darstellen: Zum einen ist Autismus untrennbar mit meiner Persönlichkeit und meinem Leben verbunden – ein Leben ohne ist für mich überhaupt nicht vorstellbar – zum anderen ist ein autistisches Erleben der Welt in sich stimmig und funktionierend. Die Probleme treten fast nur im Kontakt mit anderen (nicht autistischen) Menschen auf; sie werden vor allen Dingen ausschließlich in solchen sozialen Situationen für mich selbst erkennbar.

Einige Jahre nach meiner „Selbstdiagnose“, die inzwischen von einem Psychologen als Verdachtsdiagnose bestätigt wurde (eine qualifizierte Diagnose erhielt ich erst einige Jahre später), begegnete ich anderen Asperger Autisten. Beim Austausch meiner Erfahrungen mit ihnen fielen mir nicht nur die vielen Gemeinsamkeiten auf, die wir miteinander teilten. Mir fiel auch auf, dass ich in einem autistischen Umfeld die Kommunikation anders wahrnahm und auch selbst darin anders kommunizierte. Die Kommunikation mit anderen autistischen Menschen erlebe ich als deutlich barrierereduziert im Vergleich zum Gewohnten. Diese Erfahrung, die auch andere autistische Menschen in ähnlicher Weise erleben, verleitet nicht wenige zu dem Gedanken, dass Autismus in einer autistischen Welt womöglich gar nicht als Behinderung in Erscheinung treten würde.

Autismus zwischen Behinderung und Begabung

Um sich der Frage zu nähern, was Autismus eigentlich ist, empfinde ich es als hilfreich, sich sozusagen den Wurzeln zuzuwenden und nachzuvollziehen, was Leo Kanner und Hans Asperger in ihren Texten aus den 1940er Jahren unter Autismus verstanden haben. Hier gibt es insbesondere zwei Aspekte, die keines-

wegs trivial erscheinen: Zum einen beschreiben – aller Unterschiedlichkeiten zum Trotz – beide weitgehend dasselbe, was inzwischen dazu geführt hat, dass die Trennung zwischen Kanner und Asperger Syndrom nicht mehr als sinnvoll angesehen wird. Die Unterschiede in den Fallbeschreibungen der beiden Autoren scheinen vielmehr darauf zurückzuführen zu sein, dass beide ihre Fälle auf unterschiedliche Weise gefunden hatten: Leo Kanner als Kinder, deren Eltern sie im frühkindlichen Alter auf Grund von deutlichen Bindungsstörungen zu einem Psychiater gebracht hatten, Hans Asperger als Kinder mit deutlichen Problemen bei der Einschulung und in der Schule. Zum anderen ist es auch keineswegs einfach einzusehen, dass die unterschiedlichen Symptome zusammen tatsächlich ein Ganzes, ein Syndrom, darstellen. Für das Asperger Syndrom hat dies Uta Frith in ihrer Anfang der 1980er Jahre erschienenen Monographie erörtert.

Dennoch fassen beide Autoren mit erstaunlicher Sicherheit die von ihnen beschriebenen Symptome zu etwas zusammen, das sie mit dem Begriff autistisch belegen. Beide ließen sich dabei im Wesentlichen von vier Aspekten leiten:

Grundlegende Störungen der Kommunikation und sozialen Interaktion,
auffällige und ungewöhnliche Fähigkeiten und Interessen,
ein mehr oder weniger ausgeprägter Hang zu Routinen und stereotypen
Handlungen und
eine gute Prognose.

Es hat sich in den nachfolgenden Jahrzehnten gezeigt, dass diese vier Aspekte tatsächlich hinreichen, Autismus adäquat beschreiben zu können.

Allerdings haben sich die Forschungen und auch Diagnosekataloge weitgehend an den Störungen der Kommunikation und Interaktion und an den Routinen und Stereotypen orientiert, was aber zu einer Unschärfe des Autismusbegriffs geführt hat, die inzwischen zu einem echten Problem sowohl in der Forschung als auch in der Diagnostik geworden ist. Dabei spielten sowohl für Leo Kanner als auch für Hans Asperger die Fähigkeiten und Interessen, sowie auch die Prognose, eine mindestens ebenso wichtige Rolle. Die Prognose insbesondere, um Autismus von psychischen Störungen abzugrenzen, die ähnliche Symptome aufweisen können, etwa aus dem schizophrenen Formenkreis. Es waren ja bei beiden genau diese auffälligen ungewöhnlichen wie teilweise erstaunlichen Fähigkeiten, die sie dazu veranlasst haben, Autismus als ein neues Syndrom zu postulieren.

Diese Spannung zwischen (sozialer) Behinderung und ungewöhnlicher Befähigung durchzieht nicht nur das gesamte Autismusspektrum, von Menschen, die auf Grund ihrer kognitiven Fähigkeiten eine echte Chance auf einen Platz in der Gesellschaft jenseits von Behinderteneinrichtungen haben, bis zu denen, bei denen nicht ansatzweise an eine solche Integration zu denken ist. Diese Spannung durchzieht aber auch jeden autistischen Menschen selbst: Den intellektuell begabten, der sich immer wieder sozusagen am Abgrund zu einer unselbstständigen Existenz als „Behinderter“ wiederfindet, ebenso wie den schwerst behinderten, nicht sprechenden, der sich auf Grund seiner – oft von außen gar nicht wahrgenommenen – Intellektualität durchaus etwas anderes vorstellen könnte, als von anderen Menschen abhängig zu sein.

Ich habe bis zu einem Alter von etwa zehn Jahren sehr in meiner eigenen Welt gelebt, in der ich ganz für mich war, in der es keine anderen Menschen gab und in der ich daher mein Anderssein auch nicht wirklich wahrgenommen hatte: Wie konnte ich „anders“ sein, wenn ich der einzige war? Das hatte auch dazu geführt, dass ich bei meiner Einschulung als nicht schulfähig galt und zunächst in eine Sonderschule kam – obwohl ich zu dieser Zeit nicht nur lesen und schreiben konnte, sondern auch bereits eine Vorliebe für das Rechnen entwickelt hatte. Auch auf Grund dieser frühen Fähigkeiten wechselte ich dann in die Regelgrundschule. Die gesamte Grundschulzeit war davon geprägt, dass ich mit den inhaltlichen Anforderungen keine Probleme hatte (abgesehen vom Sport), dafür aber mit dem Rahmen: Die Klassenräume zu finden, Lehrer wie Schüler wiederzuerkennen, Unterrichtszeiten einhalten, Pausen, Freundschaften etc. – das funktionierte alles nicht richtig.

Erst als ich mit etwa zehn bis zwölf Jahren begann, Menschen wahrzunehmen und Kontakt mit ihnen aufzunehmen, fiel mir mein eigenes Isoliertsein auf. Interessanter Weise ahnte ich zu jener Zeit schon, dass es einen Zusammenhang geben musste zwischen dieser Isolation und dem Umstand, dass ich mir mühelos die schulischen Inhalte aneignen konnte. Schließlich unterschied auch das mich von den anderen, dass mir sozusagen „zuflog“, wofür andere hart arbeiten und lernen mussten. Dieser Zusammenhang zwischen sozialer Behinderung und Begabung entschlüsselte sich mir aber erst, als mir klar wurde, dass ich autistisch bin. Zu dieser Zeit, mit Anfang Dreißig, hatte ich dieses Spannungsverhältnis auch gelebt, indem ich Mathematik studierte und dieses Studium durch heilpädagogische Arbeit finanzierte, bei der ich es auch mit autistischen Kindern und Jugendlichen zu tun hatte. Mit Kindern und Jugendlichen allerdings, die nicht

sprachen, mit denen ich mich aber – ohne Ausnahme – ausgesprochen gut verstand.

Behinderung besteht immer als Behinderung in Bezug auf ein bestimmtes Umfeld, eine bestimmte Umgebung oder Situation. Dieses Umfeld kann durchaus die gesamte Gesellschaft sein, aber es sind oft konkrete Umgebungen und Situationen, die Menschen ihre Behinderungen mehr oder weniger deutlich spüren lassen. Soziale Behinderungen treten dabei insbesondere in sozialen Situationen in Erscheinung. Autistische Menschen haben durch die Wahl ihres Umfelds eine nicht zu unterschätzende Möglichkeit, ihren Autismus eher als Begabung als als Behinderung erscheinen zu lassen – soweit sie allerdings in der Lage sind, ihr Umfeld zu wählen. In der Praxis geht man auch als „klassischer“ Asperger Autist zahlreiche Kompromisse ein. So kann ich mich manchmal als außerordentlich begabt erleben und nur kurze Zeit später, in einer anderen Situation, als deutlich behindert.

Hier schließt sich eine recht grundlegende Fragestellung an:

Stellt Autismus eine Abweichung von einer Norm dar oder ist er vielmehr Teil einer (natürlichen) Streuung des „Menschlichen“?

Für letzteres spricht, dass sich Autismus, wenn es wie allgemein angenommen genetisch bedingt ist, offenbar derartig innig verwoben im Erbgut eingeschrieben ist, dass er bislang allen Versuchen widersteht, darin klar identifiziert zu werden. Wie diese Frage am Ende beantwortet wird, hängt stark von dem zu Grunde liegenden Menschenbild ab: Wie wird Menschsein in Hinblick auf seine Vielfältigkeit verstanden? Die Auseinandersetzung mit Autismus und autistischen Menschen kann dabei durchaus als eine Herausforderung verstanden werden, gängige Vorstellungen darüber, was Menschen sind oder sein sollten, zu überdenken. Auf autistischer Seite würde es zumindest für eine gewisse Entspannung sorgen, gäbe es eine allgemeine Anerkennung eines Rechts auf Autistischsein.

Autismus und Kreativität

Das klassische Bild von autistischen Menschen ist entweder das von einem Menschen, der tagein tagaus sich mit stereotypen Handlungen stimuliert und sich dabei selbst verletzt, oder das von einem, der unvorstellbare geistige Leistungen vorweist, etwa in Sekundenschnelle ganze Buchseiten liest, ansonsten aber kaum in der Lage ist, seinen Alltag zu meistern. Beide „Typen“ autistischer Menschen gibt es zwar, aber ebenso gibt es beide Typen nicht autistischer Menschen. Solche Bilder haben nur wenig mit Autismus zu tun und treffen auch nicht auf die Lebenswirklichkeit der allermeisten autistischen Menschen zu. Es gibt tatsächlich sehr unterschiedliche Typen autistischer Menschen, genau so wie es bei nicht autistischen Menschen der Fall ist.

Obendrein tragen die allermeisten autistischen Menschen einen Großteils des Spektrums autistischer Symptome mehr oder weniger offensichtlich in sich. Insbesondere gilt dies für ihre Stärken und Schwächen.

Auch wenn Autismus nur in Ausnahmefällen mit Inselbegabungen einher geht, ist er häufig mit ungewöhnlichen und oft auffälligen Fähigkeiten und Interessen verbunden. Den frühen Veröffentlichungen Hans Aspergers und Leo Kanners nach zu urteilen stellen diese Fähigkeiten und Interessen etwas dar, was Autismus geradezu charakterisiert.

Interessant ist hier das breite Spektrum an Fähigkeiten, die Hans Asperger bei seinen Kindern vorgefunden hat: Von wissenschaftlichen und technischen Interessen bis hin zu künstlerischen und solchen der Menschenkenntnis.

Leo Kanner dagegen fielen vor allen Dingen besondere Befähigungen bei bestimmten Gedächtnisleistungen und in der Mustererkennung auf. Das ist auch dem Unterschied zwischen Fähigkeiten geschuldet, die sich noch in einem frühkindlichen Stadium recht ungerichtet zeigen und welchen, die bereits mit Interessen verbunden und entsprechend kanalisiert sind. Autismus lässt sich in jedem Fall aber durch eine – irgendwie – spezifische und auffällig ungewöhnliche Stärken-Schwächen-Verteilung charakterisieren.

Merkmale autistischen Denkens

Dieser autistische Stärken-Schwächen-Verteilung liegt eine entsprechende Art und Weise zu Grunde, wie autistische Menschen denken. Ich bin davon überzeugt, dass sich Autismus als eine bestimmte Form des Denkens verstehen lässt, die gegenüber den üblichen Denkformen Schwächen aber auch Stärken zeigt.

Dieser spezifisch autistischen Art des Denkens versuche ich mich, in mehreren Schritten anzunähern; beginnend mit den drei zur Zeit in der Autismusforschung populären Charakterisierungen: Schwache zentrale Kohärenz, unterentwickelte Theory of Mind und beeinträchtigte exekutive Funktionen. Der Blick auf diese Aspekte autistischen Denkens als defizitär zeigt sich selbst wiederum als behindernd für diejenigen, die versuchen, dieses Denken wirklich zu verstehen. Er verstellt die Sicht auf diese Aspekte in ihrer ganzen Tiefe, wo sich eben nicht nur Schwächen darin zeigen, sondern auch Stärken. So zeigt sich die schwache zentrale Kohärenz auch als ausgeprägte Sensibilität für Details, als ein Denken, das immer nach Verankerungen im Konkreten sucht, und als eine Wahrnehmung der Welt als grundsätzlich offen. Ich bin selbst auch jemand, der gerne – wie es heißt – „den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht“. Das kann manchmal in der Tat hinderlich sein, beispielsweise wenn es darum geht, bestimmte Dinge im Supermarkt zu finden. Die Fülle der Details als solche wahrzunehmen ist aber auch vorteilhaft, etwa beim Programmieren (meiner beruflichen Tätigkeit), wo mir eher selten Details entgehen. Während meines Mathematikstudiums habe ich auch bemerkt, dass meine Neigung, auch bei abstrakten Dingen konkrete Bilder vor Augen zu haben, den Kern meiner mathematischen „Begabung“ darstellt. In der Tat besteht die Welt, wie ich sie wahrnehme, aus lauter konkreten Details, die ich aktiv interpretieren und zu „ganzen“ Bildern zusammensetzen muss. Wenn mir letzteres nur schwer gelingt, bin ich kaum in der Lage, auch nur einfache alltägliche Dinge zu bewältigen; wenn es allerdings gelingt, zeigt es sich als außerordentlich vorteilhaft, in einer prinzipiell offenen Welt zu leben, in der mir kaum ein Detail entgeht.

Die Unsicherheit, soziale Situationen und andere Menschen einzuschätzen, ist wohl den allermeisten Autisten allzu bekannt. In meiner Erfahrung geht dies einher mit dem Gefühl, anderen Menschen gegenüber sehr offen zu sein und mich nicht verstecken zu können. Das geht sogar soweit, dass es mir schwer fällt, dieses „Verstecken“ mit Bedeutung zu füllen. Bei mir stellen sich auch äußerst selten Gefühle wie Sympathie oder Antipathie ein – ich tendierte schon immer dazu,

Menschen sozusagen zu nehmen wie sie sind. Generell erlebe ich autistische Menschen als Menschen, die eben so sind, wie sie sind, und andere Menschen auch so nehmen; ich habe den Ausdruck „WYSIWYG Persönlichkeit“ („What You See Is What You Get“) dafür gefunden.

Was mein Einfühlungsvermögen für andere angeht, meine „Theory of Mind“, habe ich es immer als außerordentlich stark empfunden; allerdings unterschiedslos, ob es sich dabei um Menschen, Tiere oder andere Lebewesen oder Dinge handelt. Meine Arbeit mit Computern profitiert sehr von meiner Fähigkeit, mich in Computer einfühlen zu können und zu spüren, wie es ihnen geht.

Auch die unterentwickelten exekutiven Funktionen kann ich in meinen eigenen Erfahrungen leicht wiederfinden: Schwierigkeiten in der Planung kenne ich zu gut, gerade auch dann, wenn es darum geht, dabei verschiedene Faktoren einzubinden. Mein Denken zeigt sich auch hier als eines, dem die unterschiedlichsten Dinge zugleich präsent sind, die dann – oft mühsam – sequenziell strukturiert werden müssen. Dieses Denken ist sehr leistungsfähig und manchmal so übermächtig, dass es mich handlungsunfähig macht; dann verliere ich mich gerade zu in der Fülle von Bildern und Assoziationen, die auf mich einströmen. Zugleich empfinde ich meine „Sequenzierungseinheit“, der logisch stringente Teil meines Denkens, als denjenigen, der mir meine Funktionalität erhält. Auch dieser Teil ist gut ausgebildet, was sich in meinem Mathematikstudium als sehr vorteilhaft erwiesen hat, gerät aber vor allen Dingen in Stresssituationen oder bei Abweichungen von gewohnten Abläufen leicht „aus dem Tritt“. Daher ist es für mich sehr wichtig, solche Situationen zu vermeiden.

Die unterentwickelten exekutiven Funktionen sind also Symptome eines äußerst leistungsfähigen Denkens, das sich bisweilen der Kontrolle entzieht und meine Handlungs- und Planungsfähigkeit dann auch einschränkt.

Bereits Leo Kanner deutete in seinem Aufsatz an, dass die Vorliebe autistischer Kinder für Routinen und stereotype Handlungen sich nicht selten bereits zum Einschulungsalter zu einer Vorliebe für bestimmte Interessen hin verschiebt. Das Verfolgen „spezieller Interessen“ scheint tatsächlich ein Aspekt repetitiver Handlungsweisen zu sein, vor allen Dingen weil beides dem Erlangen psychischer Stabilität dient. Viele autistische Menschen sind wie ich immer wieder mit kaum auszuhaltenden Spannungszuständen, extremen Emotionen und chaotischen Zuständen im Gehirn konfrontiert, mit denen ich einen Umgang finden kann, indem

ich etwa schaukele oder mich mit Tausenden von schnell wechselnden Bildern flüte oder Rechnungen im Kopf ausführe oder eben mich voll und ganz auf ein Interessensgebiet konzentriere. Insbesondere die Möglichkeit zu haben, mich meinen Interessen intensiv zuwenden zu können, macht mich insgesamt sehr frei im Umgang mit den genannten schwierigen Geisteszuständen. Ich kann in aller Regel dabei schon vorbeugend das Aufkommen solcher extremen Gefühlslagen vermeiden.

Sprache und Denken bei autistischen Menschen

Temple Grandin hat mit ihrer These, dass sich autistische Menschen von anderen dadurch unterscheiden, dass sie in Bildern denken, umfangreiche Diskussionen ausgelöst. Diese These muss dabei vor dem Hintergrund gesehen werden, dass dieses Bilderdenken sehr unterschiedlich in Erscheinung treten kann, weil es sehr unterschiedliche Arten von Bildern gibt: Fotografische Bilder, abstrakte Muster, Klangbilder, Sprachbilder – um nur ein paar Beispiele zu nennen. In jedem Fall ist dieses Denken in Bildern ein assoziatives Denken, das sich von einem sprachlich gestützten, sequenziellen Denken deutlich unterscheidet.

Ich erlebe es so, dass viele Details in meinem Wahrnehmungsfokus, eine Tasse etwa, der Klang eines Wortes, das Geräusch eines Autos etc. jeweils eine Kaskade von assoziativen Gedankenbildern auslöst, die miteinander interferieren und sich zu Mustern in meinen Gedanken verbinden. Meistens gelingt es mir, diese Muster zu steuern und aus ihnen die Inhalte herauszulösen, die für meine Wahrnehmungsverarbeitung gerade zentral sind. Manchmal – früher durchaus auch öfters – gelingt es mir nicht und im Extremfall befinde ich mich mit allen Sinneswahrnehmungen in einem chaotischen abstrakten Raum wieder, der mir keine Orientierungshilfen mehr bietet. Früher hielt ich solche Zustände für eine Art von Wahnsinn; inzwischen erkenne ich darin sozusagen das Herz meiner „Gedankenmaschine“, zu dem ich dann ungefilterten Zugang habe.

Neben diesem assoziativen, sinnlichen Denken gibt es das sprachliche, das bei mir die Rolle einer Sequenzierungs- und Steuerungseinheit spielt. Beide Aspekte meines Denkens nehme ich getrennt wahr und erfahre auch als direkten Zusammenhang, wie gut ich im Alltag funktioniere und wie gut beide Aspekte meines Denkens aufeinander abgestimmt sind. Diese Abstimmung zu lernen, hat mir mein Mathematikstudium in besonderer Weise geholfen: Mathematik habe ich im Wesentlichen als Übersetzungs- und Abstimmungsprozess zwischen diesen bei-

den Aspekten des Denkens erfahren: Sprachlich formulierte Fragestellungen in die Sphäre des sinnlichen Denkens zu übertragen um dann die dabei entstehenden Interferenzen von Assoziationen wieder zurück in logisch darstellbare Formen zu übertragen. Ich habe während dem Studium gelernt, dass die Mathematik – als Problemlösungsprozess – in idealer Weise die Art und Weise meines Denkens abbildet. Das ist allerdings bei mir so und stellt sich anderen autistischen Menschen durchaus anders dar. Aber das Grundprinzip ist, davon bin ich inzwischen überzeugt, bei allen dasselbe:

Sprache und Denken sind immer getrennt, Sprechen heißt immer Übersetzen und Denken findet immer in assoziativen Zusammenhängen statt. Wie gut autistische Menschen in ihrem Alltag zurecht kommen, hängt direkt davon ab, wie gut beide Aspekte ihres Denken zusammenarbeiten; dabei ist der sprachliche Aspekt derjenige, der das Denken strukturiert und nach außen vermittelt, während der sinnlich assoziative Aspekt den kreativen inneren und manchmal abgeschlossenen Teil des Denkens bildet.

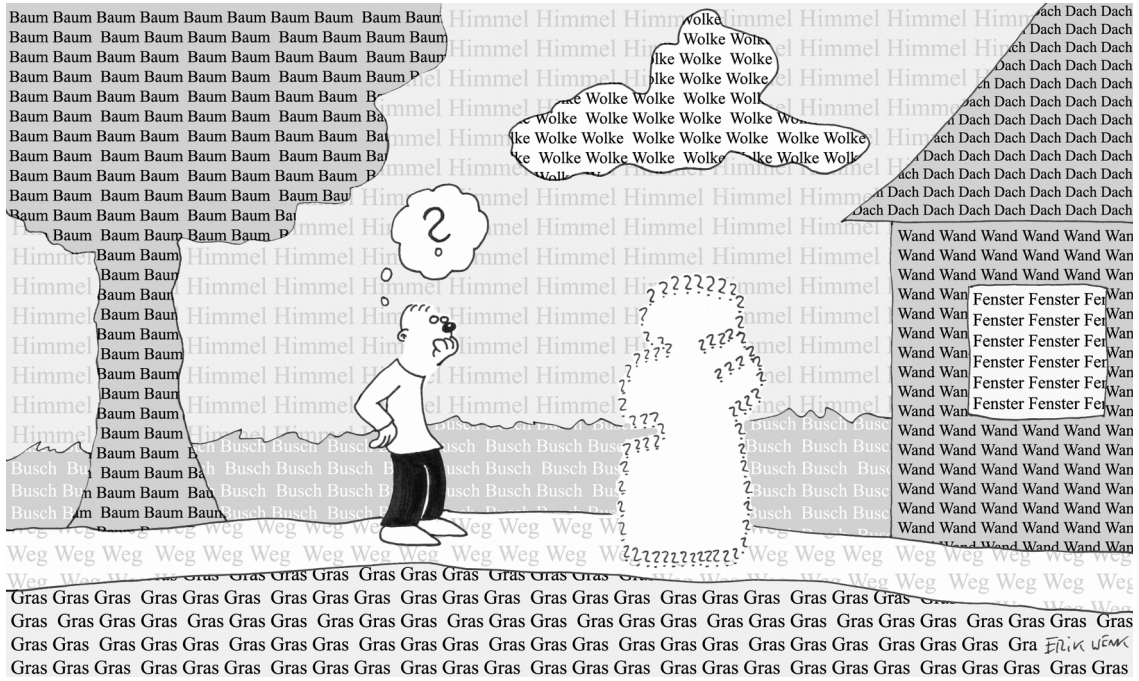
Bei nicht autistischen Menschen sind Sprache und Denken offensichtlich untrennbar ineinander verwoben.

Das geht so weit, dass nicht wenige Philosophien beides miteinander identifizieren; nicht zuletzt kommt daher auch die Vorstellung, dass es die Sprache ist, die Menschen grundlegend von Tieren unterscheidet. Dieses Verwobensein von Denken und Sprache legt auch Logiken nahe, die implizit funktionieren und damit in der Lage sind, Individuen miteinander zu verschränken. Das ist dann das, was nicht autistische Menschen intuitiv als „Theory of Mind“ erleben. Autistische Menschen haben ebenfalls eine Theory of Mind, allerdings eine, die sie sich logisch erschließen und damit erst übersetzen müssen. Nicht autistische Menschen neigen meiner Erfahrung nach dazu, ihre Art und Weise des Denkens zu verallgemeinern und davon auszugehen, dass alle Menschen über diese Formen der sozialen Intuitionen verfügen. Das ist die Ursache zahlreicher Irritationen, die sie im Umgang mit autistischen Menschen erfahren. Wenn autistische Menschen miteinander kommunizieren, finden solche Irritationen unter günstigen Voraussetzungen nicht statt. Dann haben sie jeweils einen ziemlich direkten und unmittelbaren Zugang zu ihrem jeweiligen Denken, was außerordentlich fruchtbar sein kann. Ich zähle diese Erfahrung zu den spannendsten, die mir in meinem Leben begegnet sind.

Zur Bewertung kommunikativer Fähigkeiten

Ein Denken, das mit der Sprache so eng verbunden ist, dass es ein wie Sprache strukturiertes Unbewusstes hervorbringt, ist naheliegender Weise gerade in Hinblick auf soziale Intuitionen sehr leistungsfähig. In den letzten Jahrzehnten wird einem solchen Denken zunehmend sehr viel Bedeutung zugesprochen; es wird auch davon ausgegangen, dass es allen Menschen zugänglich ist und alle Menschen über die damit zusammenhängenden Intuitionen verfügen. Autistischen Menschen sind solche Intuitionen grundsätzlich verschlossen. Statt dessen verfügen sie über ein äußerst leistungsfähiges kreatives Denken und zugleich auch über die Möglichkeit, Dinge logisch stringent zu strukturieren. Der Grad ihrer Befähigung, mit ihrer Umwelt in Kontakt zu treten und in einem sozialen Kontext zu bestehen, hängt nicht zuletzt auch davon ab, wie gut sie beide Aspekte ihres Denkens aufeinander beziehen können. Er hängt aber auch davon ab, wie gut der soziale Kontext, in dem sie sich befinden, in der Lage ist, sie aufzunehmen. Gerade hier lässt seit einigen Jahrzehnten sich für Asperger Autisten eine zunehmende Desintegration aus wesentlichen gesellschaftlichen Bereichen feststellen. Auch das ist ein Grund dafür, dass sie zunehmend als „andersartig“ sichtbar werden.

Für autistische Menschen stellt das Leben zwischen Behinderung und Begabung in nicht wenigen Fällen eine Chance auf ein einigermaßen unabhängiges Leben dar. Ob dies gelingen kann, hängt dabei in starkem Maße davon ab, wie es den Menschen gelingt, ihr Denken zu strukturieren, wie gut sie lernen können, mit ihrem spezifisch autistischem Denken umzugehen und in wie fern sie es schaffen in einer für sie förderlichen Umgebung zu leben. Ein solches Leben ist aber oft auch eine große Herausforderung, dem sich autistische Menschen stellen müssen. Diese ist umso größer, da autistische Menschen mit ihren autistischen Problematiken weitgehend auf sich gestellt sind.



Es ist, was es ist

Im Spiegel der Autismusforschung

Ein schwieriges Verhältnis

Seit seiner Beschreibungen durch Leo Kanner und Hans Asperger wird Autismus von etwas geradezu Mystischem durchzogen, dessen Faszination sich scheinbar kaum jemand entziehen kann¹. Eine Form des Menschseins, die ihre Träger derartig sozial und kommunikativ distanziert, stellt naturgemäß eine Herausforderung für ein Menschenbild dar, das Menschen in erster Linie als soziale und kommunikative Lebewesen begreift. Verstärkt wird die Faszination am Autismus zweifelsohne auch dadurch, dass er sich mit zunehmender Erforschung als außerordentlich komplex herausstellt; wie als würde er sich standhaft weigern, seine Geheimnisse preis zu geben. Bereits der 1944 erschienene Aufsatz Hans Aspergers ist von einer starken Faszination an der Eigentümlichkeit und Widersprüchlichkeit autistischer Symptome durchzogen.

In der Regel adressiert die Autismusforschung eher Menschen, die mit Autisten zu tun haben, Wissenschaftler, Therapeuten oder Angehörige, als autistische Menschen selbst. Dabei wird sie von vielen autistischen Menschen sehr genau und auch sehr kritisch beobachtet. Für viele von ihnen stellt die Autismusforschung einen Spiegel dar, in dem sie sich und ihre Verhältnisse zu ihrer Umwelt reflektieren. Das trifft in besonderem Maße auf populärwissenschaftliche Aufbereitungen wissenschaftlicher Ergebnisse zu, da diese für ein Nicht-Fachpublikum leichter zugänglich sind. Dadurch, dass sich die Autismusforschung umgekehrt auch an ihren Forschungsgegenständen spiegelt, ergibt sich ein ausgesprochen verwickeltes Verhältnis zwischen der Autismusforschung und Autisten.

Was autistische Menschen von der Forschung über sich lernen, ist oft nicht gerade schmeichelhaft. Die Autismusforschung ist in weiten Teilen deutlich defizitorientiert; selbst in heutiger Zeit sind etwa Untersuchungen, die autistische Fähigkeiten in den Fokus nehmen, selten. Eigenartigerweise steht dies nicht nur in ei-

¹ Hans Asperger: „Die 'autistischen Psychopathen' im Kindesalter“. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten (1944), 117, Seiten 76-136, 1944. Leo Kanner: „Autistic Disturbances of Affective Contact“. The Nervous Child, Vol. 2, 1943, S. 217-250.

nem gewissen Kontrast dazu, wie sich gerade hochfunktionale autistische Menschen² häufig selbst erleben, sondern auch zu Hans Aspergers Beschreibungen³. Zwar sind auch nach meinen eigenen Erfahrungen Defizite in der sozialen Integration nicht zu übersehen, aber bei genauerem Nachdenken zeigt sich, dass es hierfür mehr als nur eine Deutungsmöglichkeit gibt. Ich erinnere mich gut daran, wie in meiner Jugend meine Probleme beispielsweise damit erklärt wurden, dass ich zu klug für die anderen wäre oder dass ich zu viel nachdenken würde; zu jener Zeit hatte zumindest in Deutschland noch niemand an das Asperger-Syndrom gedacht. Auch ich hielt solche Erklärungsmuster für durchaus plausibel, wenn mir auch damals schon klar war, dass hinter meinen Problemen etwas viel Grundsätzlicheres stecken musste, als einfach nur „zu klug“ zu sein.

Dass dagegen in der Autismusforschung völlig andere Erklärungsmuster herangezogen werden, hat natürlich auch mit ihren Intentionen zu tun: Wer sähe schon eine Notwendigkeit ein, ein „Zuviel an Klugheit“ oder eine Neigung zum häufigen Nachdenken (weg-) zu therapieren? Aber hinter diesen unterschiedlichen Sichtweisen steckt noch viel mehr, vielleicht etwas, was in den Kern einer „autistischen Störung“ verweist (wobei eine „Störung“ nicht notwendig nur eine der autistischen Individuen, sondern durchaus auch eine des gesamten sozialen Umfeldes bedeuten kann). Die Forschung geht, insbesondere wenn sie die sozialen und kommunikativen Aspekte des Autismus behandelt, von einer Funktionsweise des Menschlichen aus, die Autisten nicht oder lediglich peripher einschließt. Sie postuliert als Basis ihrer Perspektive ein „wir“, das von Autisten in aller Regel nicht geteilt werden kann. Ein „wir“, bestehend aus Menschen, deren Welt in erster Linie kommunikativer und sozialer Natur ist und die sich genau darüber, über ihre kommunikativen und sozialen Erfahrungen, als Menschen definieren.

Dass autistische Menschen nicht Bestandteil dieser Form des Menschseins sind, ist etwas, was von nicht-autistischen Menschen in der Tat als ein schwerwiegendes Defizit wahrgenommen wird, nicht nur in der Autismusforschung. Bei vielen autistischen Menschen korreliert dieser Befund mit dem meist schon früh einsetzenden Gefühl, aus nahezu allen sozialen Kontexten ausgeschlossen zu sein.

² Als „hochfunktional“ oder „hochgradig funktional“, im Englischen „high functioning“, werden Autisten mit (mindestens) durchschnittlichem „Intelligenzniveau“ bezeichnet. Diese Bezeichnung und ihre Abgrenzung zum „niedriggradig funktionalen“ Autismus ist nicht unproblematisch, worauf ich hier aber nicht näher eingehen möchte.

³ So schreibt Hans Asperger über autistische Kinder: „Man bedenke, dass viele Erwachsene niemals zu jener Reife und Bewusstheit der Persönlichkeit kommen, welche zu einem solchen Wesen gehört!“, Asperger, 1944.

Sehr präsent ist da beispielsweise in meiner Erinnerung jenes „man“, mit dem unter anderem meine Eltern gerne etwa für Verhaltensnormen argumentierten, die für mich logisch nicht nachvollziehbar waren.

In zwei Welten leben

Eine der grundlegenden Erfahrungen mit „meinem“ Autismus besteht darin, dass ich mein autismusbedingtes „Anderssein“ als viel tiefgreifender empfunden habe und empfinde, als alle anderen Aspekte meines Andersseins. Ich habe dafür eine gute Vergleichsmöglichkeit, da ich nicht nur autistisch, sondern auch schwul bin. Der Unterschied zwischen meinem Schwulsein und meinem Autistischsein drückt sich schon darin aus, dass ich mein schwules Coming-out im Alter von 15 Jahren hatte, mein autistisches 17 Jahre später. Der Grund für diesen Zeitunterschied besteht einzig und alleine darin, dass ich siebzehn Jahre mehr brauchte, um mein Autistischsein zu verstehen.

„Coming-out“ ist ein sehr schwieriger Begriff und insbesondere für diejenigen, die so etwas nicht selbst erlebt haben, mit Sicherheit abstrakt und schwer nachvollziehbar. Er beschreibt eine – nicht selten unvermittelt eintretende – Erkenntnis, die ein lange gespürtes Anderssein mit einer unzweifelhaften Evidenz erklärt. Schwul zu sein, bezeichnet etwas recht Einfaches – im „Normalfall“. Man fühlt sich von Menschen gleichen Geschlechts erotisch deutlich stärker angezogen als von Menschen anderen Geschlechts; ein Satz genügt zur Erklärung – zumindest solange, wie dabei die autistischen Aspekte des eigenen Sexuallebens vernachlässigt werden.

Autismus ist dagegen nicht so leicht erklärt. Mit ungefähr zehn Jahren hatte ich Kontakt mit der Welt der Menschen aufgenommen, d.h. Menschen als Menschen wahrgenommen und nicht für „exotische Tiere“ gehalten⁴. Spätestens dabei wurde mir klar, dass ich anders bin, grundsätzlich anders; so anders und fremd, wie sich Menschen ansonsten einander gar nicht fremd sein konnten – außer ich. Ich war in meiner Wahrnehmung zwar nicht mehr, wie in meiner Kindheit, das einzige Lebewesen überhaupt in meiner Welt, aber immer noch das einzige „von meiner Art“. Als das Absurdeste an dieser Konstellation empfand ich den Umstand, dass ich dennoch aussah wie ein Mensch. Dieses Anderssein war seither das zentrale

⁴ Den Effekt, dass andere Menschen wie fremdartige Wesen erscheinen, hat auch Axel Brauns in seinem Buch „Buntschatten und Fledermäuse – Leben in einer anderen Welt“ beschrieben. Hoffmann & Campe, 2002.

Thema in meinem Leben; und ich brauchte in der Folge mehr als zwanzig Jahre, um es mit dem Begriff „autistisch“ zu verbinden. Diese Erkenntnis, autistisch zu sein, kam – wie es bereits bei meinem schwulen Coming-out gewesen war – ziemlich unvermittelt und plötzlich.

Bereits als Jugendlicher hatte ich die Vorstellung entwickelt, aus irgendwelchen mir unbekanntem Gründen in einer Welt zu leben, zu der ich nicht gehörte. Im Grunde genommen lebte – und lebe – ich in zwei Welten, die unterschiedlicher gar nicht sein können als sie sind. In einer von beiden kann ich mit Menschen interagieren und sozial „funktionieren“, aber fühle mich durch und durch fremd und nicht „hingehörig“; in der anderen fühle ich mich zu Hause, habe aber keine Möglichkeit mehr, mit Menschen in Kontakt zu treten. Es gab für mich lange Zeit keine auch nur halbwegs plausible Erklärung für mein „Zwei-Welten-Dasein“; letztlich bis ich feststellte, dass es auch andere Menschen gibt, die sich so erleben: Autisten. Die Wahrnehmung vieler autistischer Menschen, sich selbst auf einem „falschen Planeten“ wiederzufinden, ist so verbreitet, dass hierfür – quasi als Synonym für das Asperger-Syndrom – der Begriff „Wrong Planet Syndrome“ populär geworden ist⁵.

Wie für viele Autisten war auch meine Kindheit und Jugendzeit durch Erfahrungen der Ausgrenzung geprägt. Eigenartigerweise habe ich diese Ausgrenzung auch schon sehr früh als eine „doppelte Ausgrenzung“ erlebt; bereits zu Zeiten, in denen ich noch weit davon entfernt war, mich mit dem Thema Autismus zu beschäftigen. Als einen Aspekt dieser doppelten Ausgrenzung habe ich ein Wissen wahrgenommen, von dem ich das Gefühl hatte, dass es alle andere Menschen miteinander teilten, ich aber nicht. Menschliche Verhaltensweisen waren (und sind) ohne die Annahme „verborgener Informationen“ für mich nicht verständlich. Der andere Aspekt war schlicht eine Ausgrenzung auf Grund meines Andersseins; eines Andersseins, das allerdings schwer fassbar war, weil es sich schwerlich an konkreten Dingen festmachen ließ. Diese außerordentlich schwer zu fassende Form der Ausgrenzung, die ich vor allen Dingen als Jugendlicher erfahren hatte, bildete die Grundlage für das Gefühl, auf einem falschen Planeten zu leben; umso mehr, weil ich sie von allen Menschen meines Umfeldes erfahren hatte, von meinen Eltern, meinen Lehrern und von Gleichaltrigen.

⁵ Janet Norman-Bain: „Oops ... Wrong Planet!“. <http://www.planetautism.com>, 1995. Janet Norman-Bain gilt als eine der ersten, die eine autistische Internet-Community begründet hat; zumindest hat sie mit dem „Wrong Planet Syndrome“ einen Begriff geprägt, der heute untrennbar mit dem Asperger-Syndrom verbunden ist.

Die Tatsache, dass sich mein innerstes, subjektives Gefühl, nämlich „in Wirklichkeit“ kein Mensch zu sein, darin widerspiegelte, wie andere Menschen mit mir umgingen, bestärkten meinen Eindruck, dass in dem Verhältnis zwischen mir und meiner Umwelt etwas Grundsätzliches nicht stimmt. Meine eigene Welt war dagegen in sich absolut stimmig, die der anderen scheinbar auch, sonst hätten sie sich nicht entsprechend verhalten; aber beide Welten schienen überhaupt nicht zusammenzupassen. Meine tatsächliche soziale Position, mit „am Rand“ noch ziemlich beschönigend beschrieben, und das Fremdsein, das ich in der Welt der Menschen empfunden habe, deckten sich und ergaben auf diese Weise ein konsistentes Bild.

Zur Desintegration autistischer Menschen

Diese Erfahrungen fanden vor dem Hintergrund einer zunehmenden Desintegration hochgradig funktionaler Autisten seit den späten 1970er Jahren statt⁶. Ich hatte in meiner Grundschulzeit zu Beginn der Siebzigerjahre des letzten Jahrhunderts das damals wie heute seltene Glück, von einer Sonderschule (wie es damals hieß) in die Regelschule wechseln zu können. Ohne dieses Glück – und den massiven Einsatz meiner Eltern, der dies überhaupt ermöglichte – hätte ich heute nicht einen Hochschulabschluss als Diplommathematiker und auch keinen entsprechenden Beruf. Der Grund für meine Einstufung als „schuluntauglich“ waren meine mangelhaften sozialen Fähigkeiten und der Grad an sozialer Integration, den man mir damals zutraute. Dass ich bereits im Vorschulalter lesen, schreiben und rechnen konnte, wog dagegen wenig. Der Wechsel in die Regelschule war aber nur der Beginn eines bis heute fortdauernden Kampfes um eine befriedigende Form der sozialen Integration.

Die Situation für hochfunktionale Autisten in den Schulen hat sich nach meiner Beobachtung bis in die heutige Zeit eher verschärft als verbessert. Nicht von ungefähr wurden diese Autisten seit den Siebzigerjahren zunehmend sichtbar und bildeten schließlich einen eigenständigen Bereich innerhalb des Autismus, das Asperger-Syndrom⁷. Die Erfahrungen im Selbsthilfebereich zeigen, dass heute viele Asperger-Autisten mit zum Teil guter Ausbildung und hoch entwickelten Fä-

⁶ Siehe dazu auch den Artikel über die Desintegration hochfunktionaler Autisten von Henning Böke: „Asperger: Die Geburt eines Syndroms – Prologomenon zur Enthinderung autistischer Intelligenz“. Behindertenpädagogik Heft 47/3, S. 260-282, 2008.

⁷ Die Diagnose „Asperger-Syndrom“ gibt es seit Ende der 1980er Jahre, der Begriff „Asperger Syndrom“ wurde 1981 von Lorna Wing eingeführt: „Asperger's syndrome. A clinical account“. Psychological Medicine. Vol. 11, 1981, S. 115-129.

higkeiten, Berufen nachgehen, für die sie deutlich überqualifiziert sind, wenn überhaupt welchen. Viele von ihnen empfinden in nachvollziehbarer Weise ihre soziale Randposition als Diskriminierung aufgrund mangelnder Fähigkeiten, in einer Weise zu kommunizieren und sozial zu interagieren, wie sie heutzutage erwartet und als „normal“ empfunden wird.

Dabei geht es nicht um Menschen, die etwa gar nicht zur Kommunikation und Interaktion in der Lage wären. Es geht um Fähigkeiten, wie zum Beispiel „Small-talk“ zu führen, sich anzupreisen und verkaufen zu können, bestimmte Formen des Humors zu verstehen, Körpersprachen, Gesten und Mimiken zu deuten und so einzusetzen, dass andere Menschen davon nicht irritiert werden. Ohne solche Fähigkeiten ist es außerordentlich schwierig, einen befriedigenden Platz in der Gesellschaft zu finden. Das drückt sich auch darin aus, dass der Begriff „autistisch“ in der Welt der „Normalen“ gerne als Schimpfwort gebraucht wird und oft Zustände bezeichnet, die mit dem wirklichen Autismus nichts zu tun haben. In dieser, der letztgenannten, Hinsicht decken sich meine Diskriminierungserfahrungen als Schwuler und als Autist.

Es ist gerade auf dem nordamerikanischen Kontinent nicht unpopulär, in Zusammenhang mit Autismus von einer „Seuche“ zu sprechen, die sich ähnlich wie Aids oder Grippe in der Bevölkerung ausbreitet⁸. Das stellt einen, wie ich meine, sehr hilflosen Versuch dar, die zunehmende Sichtbarkeit autistischer Menschen in westlichen Gesellschaften zu erklären. Es fällt auf, dass der überwiegende Teil der Studien, die einen dramatischen Anstieg des Anteils der autistischen Bevölkerung feststellen oder vorhersagen, dies mit fragwürdigen Theorien verknüpfen oder aus den USA stammen und nicht selten mit fragwürdigen Methoden erstellt wurden. Die wesentlich näher liegende Idee, dass diese zunehmende Sichtbarkeit hochgradig funktionaler Autisten vielmehr mit Änderungen der Gesellschaften selbst als mit dem autistischen Teil der Bevölkerung zu tun haben könnten, wird dagegen deutlich seltener in Betracht gezogen. Dabei liegt es auf der Hand, dass in einem gesellschaftlichen Wandel, in dem zunehmend der Schein – vor allen Dingen auch der kommunikativ hergestellte Schein – tragende Rollen spielt, Menschen auf der Strecke bleiben, denen ein Gutteil gesellschaftlicher Kommunikation verschlossen ist.

⁸ Hier sei an die damals recht bekannt gewordenen Darstellungen Dr. Victor Goldblums im Collège des Médecins, Montréal, 2003 erinnert. Über den daraus folgenden Rechtsstreit und weitere Auseinandersetzungen in Kanada darüber, ob Autismus als Seuche bezeichnet werden darf, siehe die Zusammenstellung von Michelle Dawson: „No Autistics Allowed: Explorations in discrimination against autistics“. http://www.sentex.net/~nexus23/naa_02.html, 2003.

Im Spiegel des Bewusstseins

Als Jugendlicher hatte ich das starke Gefühl, an der Stelle nichts zu empfinden, wo andere allem Anschein nach sich selbst, ihr „ich“ verorteten. Im Nachhinein würde ich sagen, dass so etwas wie ein „Ichempfinden“ überhaupt erst in einem Alter von 10 bis 12 Jahren in mein Leben getreten war. Und seitdem ist es mir immer fremd geblieben. Ich bemerkte schon früh, dass andere Menschen, vor allen Dingen auch die anderen Kinder in der Schule, in ihresgleichen etwas „Besonderes“ sehen mussten, was ich nicht wahrnehmen konnte. Doch was war das, was sie da erblickten, und was sahen sie dagegen in mir, das sie veranlasste, mich anders zu behandeln? Diese Frage war für mich sehr wichtig, weil es offenbar auch damit zu tun hatte, dass sie mich anders behandelten, und beispielsweise mit mir keine Freundschaften schlossen, so wie sie es mit ihresgleichen taten. Sehr viel später, als Erwachsener, bin ich Menschen begegnet, die, ebenso wie ich, nichts wirkliches als „ich“ empfanden. Mit ihnen machte ich die Erfahrung, dass das, was ich da erblickte, ich selbst war; diese Menschen waren wie Spiegel – anders als „normale“ Menschen, in denen ich nichts Besonderes erkennen kann. Ich zog aus diesen und ähnlichen Erfahrungen – den Schluss, dass auch ich auf andere Menschen wie ein Spiegel wirke, was die allermeisten als irritierend empfinden.

Spiegel sind Gegenstände, die vermutlich seit Menschengedenken eine große Faszination auf Menschen ausgeübt und damit auch ihren Eingang in die mythische Welt gefunden haben⁹. Spätestens seit Charles Darwin gibt es in der westlichen Wissenschaft die Idee, Ichbewusstsein an der Fähigkeit, sich selbst im Spiegel zu erkennen, festzumachen. Die Tests mit dem Farbfleck im Gesicht sind inzwischen weithin bekannt; auch, dass nicht nur manche Menschenaffen diesen Test bestehen, sondern auch beispielsweise Krähen¹⁰. Mit dieser Spiegelkonzeption des Bewusstseins ist ab Ende der 1970er-Jahre die „Theory of Mind“ angekommen. Sie sieht in der Fähigkeit, anderer Menschen Wissen und Absichten intuitiv zu erkennen, eine Basisfunktionalität menschlichen Bewusstseins, die insbesondere eine Voraussetzung für soziale Interaktionen darstellt. Die Fähigkeit zur Mentalisierung, womit die „Theory of Mind“ oft ins Deutsche übersetzt wird, wird in der Regel mit so genannten „False-Belief“-Tests ermittelt, in denen es gilt,

⁹ Interessanterweise wurde Narziss von Aphrodite dazu verurteilt, sein eigenes Spiegelbild zu lieben, weil er sowohl die Liebe der Jünglinge, als auch der Mädchen zurückgewiesen hatte.

¹⁰ Bei diesem Test wird meist im Gesicht der Probanden ein Farbfleck angebracht und beobachtet, ob sie den Fleck versuchen zu entfernen, wenn sie ihn an sich im Spiegel sehen.

das Wissen anderer in der Interpretation einer Situation zu berücksichtigen¹¹. Die Fähigkeit, sich selbst im Spiegel zu erkennen, die bei Kindern in der Zeit zwischen 1,5 und 2 Jahren erlangt wird, geht nach aktuellen Studien der Fähigkeit, Theory-of-Mind-Tests zu bestehen, voran, die sich dann ab etwa 2,5 bis 3 Jahren einstellt¹². Daraus wird der Schluss gezogen, dass die Fähigkeit, sich selbst im Spiegel zu erkennen, eine Voraussetzung für die Fähigkeit darstellt, anderer Menschen Wissen und Absichten zu „erspüren“.

Erst vor diesem Hintergrund wird klar, was die Entdeckung der so genannten Spiegelneuronenfunktion in der wissenschaftlichen Welt ausgelöst hat¹³. Mit einem Mal erscheint eine physiologische, das heißt naturwissenschaftliche, Grundlage für ein bis dahin in wesentlichen Zügen hypothetisches Bild des „Ichbewusstseins“ in greifbarer Nähe. Tatsächlich lassen Spiegelneuronen das Potenzial erkennen, den Freudschen Traum in Erfüllung gehen zu lassen, nämlich eine naturwissenschaftliche Begründung der Psychoanalyse zu finden. Doch bereits wenige Jahre nach der Entdeckung macht sich gegenüber der Erklärungskraft der Spiegelneuronen eine gewisse Ernüchterung breit. Das Thema erscheint bei genauerer wissenschaftlicher Betrachtung deutlich vielschichtiger als es die ersten Veröffentlichungen nahe legten. In der Frage, wie die Spiegelneuronenfunktion genau zu verstehen und was sie zu erklären in der Lage ist, gehen die Meinungen bis heute auseinander. Dabei fällt auf, dass Aufsätze und Abhandlungen, in denen Spiegelneuronen als mächtiges und universales Paradigma dargestellt werden, diese als einzelne Neuronen skizzieren, die die Funktion des Spiegels übernehmen. Eine solche Verortung der Spiegelneuronenfunktion ist allerdings durchaus umstritten und nicht wirklich nachgewiesen. Tatsächlich zeigt sie sich, wie andere Funktionen des Gehirns auch, als Effekt eines neuronalen Netzwer-

¹¹ Der Begriff „Theory of Mind“ geht zurück auf Premack und Woodruff, 1978. Er bezeichnet ein intuitives Erfassen der mentalen Zustände anderer Menschen, die als Grundlage für zwischenmenschliche Kommunikation gesehen wird. Diese Fähigkeit setzt ein Selbstbewusstsein und ein Abgrenzen der eigenen mentalen Zustände von denen anderer Menschen voraus. Der „Sally-and-Anne-“ und der „Smarties“-Test erzählt eine Bildergeschichte, in der der agierenden Person ein Wissen fehlt, das der Betrachter der Geschichte hat. Bestanden hat den Test, wer erkennt, dass die Figur der Geschichte nicht über das Wissen des Betrachters verfügt.

¹² Hierzu und überhaupt zum Thema Spiegel sei das Buch von Julian Paul Keenan empfohlen: „Das Gesicht im Spiegel. Auf der Suche nach dem Ursprung des Bewusstseins“. Reinhardt Verlag, 2005.

¹³ Die Entdeckung geht auf das Jahr 1995 zurück: Giacomo Rizzolatti et al.: „Premotor cortex and the recognition of motor actions“. *Cognitive Brain Research* 3, S. 131–141, 1996. In in einer späteren Veröffentlichung Rizzolattis lässt sich dann gut die „typische“ Überinterpretation dieser Entdeckung nachvollziehen: „Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls“. Suhrkamp Verlag, 2008.

kes, das unterschiedliche, zum Teil physikalisch weit voneinander entfernte Regionen des Gehirns miteinander verbindet¹⁴.

Das Paradigma eines Spiegelbewusstseins hat in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts eine enorme Popularität erlangt, die sich beispielsweise bis in die Architektur moderner Städte niederschlägt, deren großflächiger Einsatz von Glas als Mittel zur Vervielfachung der Betrachter verstanden werden kann. Auf dieser Grundlage fußt die hohe Überzeugungskraft von Spiegelneuronen- wie auch Theory-of-Mind-Modellen. Dieses als Spiegelbewusstsein konzipierte Bewusstsein ist auch ein durch und durch soziales Bewusstsein, das auf ein Funktionieren innerhalb eines sozialen Kontextes ausgerichtet ist. Es basiert auf sprachlichen und damit logischen Effekten, indem es sich, analytisch betrachtet, als eine semantische Verschränkung darstellt¹⁵. Dadurch, dass sie als eine nur in der Zeit auflösbare Logik wirkt, stellt sich diese Verschränkung als eine Art Metakommunikation in kommunikativen Kontexten von selbst her und tritt dabei als eine reziproke, das heißt rein auf den kommunikativen Akt bezogene, Sprache in Erscheinung. Das ist aus einer psychoanalytischen Perspektive betrachtet das, was sich in der Kognitionstheorie als „Theory of Mind“ zeigt. Das Wissen und die Absichten, die an anderen Menschen über den intuitiven Weg der Mentalisierung erkannt werden, sind daher nur innerhalb ihres historischen und sprachlichen Kontextes wirklich.

Ein Ichbewusstsein, das sich in jedem Akt der Kommunikation selbst bestätigt und dadurch quasi omnipräsent zu sein scheint, erscheint als das „natürliche“ Bewusstsein schlechthin. Tatsächlich ist aber eine solche Form des Selbst-Bewusstseins eine von vielen möglichen, die in einem bestimmten historischen und kulturellen Umfeld entstanden ist, im Gefolge der griechisch-antiken Kunst und Philosophie¹⁶. Im Unterschied dazu ist beispielsweise im Buddhismus ein an-

¹⁴ Wenn das Spiegelneuronensystem in einzelnen Knoten lokalisiert wird, sind es vornehmlich die Insula, der inferiore frontale Gyrus (die somatosensorische und prämotorische Rinde) und das Broca-Zentrum. Vor dem Hintergrund der ursprünglichen Entdeckung ist die Verbindung von Motorik und Sensorik, sowie auch des Sprachzentrums entscheidend. Allerdings zeigen die nachfolgenden Untersuchungen, dass eine solche „Verortungen“ der Spiegelneuronenfunktion eine sehr grobe Vereinfachung der tatsächlichen Verhältnisse darstellt.

¹⁵ Siehe Jacques Lacan „Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewissheit. Ein neues Sophisma“. In: Schriften III. Olten: Walter Verlag, S. 101-121, 1980 (Originaltext aus dem Jahr 1945). Den Mechanismus dieser „interaktiven Logik“ zu beschreiben würde hier etwas zu weit führen. Dennoch stellt er eine grundlegende semantische Struktur dar, die sehr weite Bereiche sprachlicher Interaktion durchzieht.

¹⁶ Diese Form des Selbst-Bewusstseins ist eng mit einer Geschichte verwoben, die ihre Dynamik größtenteils ihren schriftsprachlichen Aspekten verdankt. Nicht von ungefähr tritt in der griechi-

deres Konzept des Ichbewusstseins entstanden, eines, das seine Vollendung in der Erkenntnis der eigenen Scheinhaftigkeit findet. Im Licht aktueller Forschungsrichtungen erscheint die Vorstellung einer einzigen „richtigen“ Form des menschlichen Bewusstseins nicht angemessen, von der aus gesehen alle anderen als (mehr oder weniger pathologische) Abweichungen zu verstehen sind. Vielmehr sollten verschiedene Formen des Bewusstseins etwa als Attraktoren in einem (höchst) dynamischen Geschehen verstanden werden, die untereinander nicht in einem hierarchischen Verhältnis stehen.

Autistische Gehirne sind offenbar anders strukturiert und funktionieren anders als die derjenigen Menschen, die als „Norm“ angesehen werden; dabei soll hier die Frage, was denn genau als „Norm“ betrachtet werden kann, unbeantwortet bleiben. Obendrein verlaufen autistische Sozialisationen in der Regel auf spezifische Weise anders als die eher unauffälliger Menschen. Daher überrascht es nicht, dass sich entsprechend andere Attraktoren als „typisch autistische“ Bewusstseinsformen herausbilden – um in dem Bild dynamischer Systeme zu bleiben. Vermutlich sind die Unterschiede zwischen diesen Formen der Selbstbewusstseinsbildung so gering, dass sie sich nur schwer identifizieren lassen. Dennoch wiegen diese marginalen Unterschiede in kommunikativen Situationen sehr schwer und umso schwerer, je mehr sie nicht als Teil einer Vielfalt, sondern als Abweichung von einer Norm wahrgenommen werden. Da, wo dieser Umstand nicht reflektiert wird, erscheinen Merkmale autistischer Bewusstseinsformen als Defizite, wie das leider in nicht wenigen populärwissenschaftlich daher kommenden Veröffentlichungen zum Thema Spiegelneuronen der Fall ist¹⁷.

Dabei könnte gerade eine geringere Anfälligkeit für logische Effekte, die ausschließlich in kommunikativen Situationen bestehen, als Vorteil angesehen werden. Da, wo Mentalisierungen ohne klare Fundierung geradezu beliebige Interpretationsspielräume öffnen, könnte beispielsweise eine geringere Neigung für massenpsychologische Effekte durchaus wünschenswert sein.

schen Antike zusammen mit einer wirkmächtigen, schriftsprachlich geprägten, Kultur ein neuer Typ der Person in Erscheinung tritt. Siehe hierzu: Georg Picht: „Kunst und Mythos“. Klett-Cotta, 1986.

¹⁷ Und nicht nur in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen. So schreibt etwa Giacomo Rizzolatti: „Bei Autisten wird der andere kein Teil des Selbst, er bleibt reine Außenwelt.“ in „Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls“. Suhrkamp Verlag, 2008. Dieser Satz gibt Anlass zur Vermutung, dass Rizzolatti nie wirklich mit einem Autisten in Kontakt getreten ist und offenbar auch nicht mit der Psychologie.

Im Spiegel oder als Spiegel?

Jacques Lacans Beschreibung der initialen Objektbindung als semantische Spiegelung bleibt ganz bei Freud, indem sie einen Mechanismus der Bewusstseinsbildung aufzeigt, der an eine bestimmte historische Epoche – und an einen bestimmten Menschentyp – gebunden ist. Beide zeigen durch ihre Beschreibung, dass ihnen selbst diese Form des Bewusstseins äußerlich und fremd ist. Sie ist Gegenstand ihrer Forschungen, Analysen und Beobachtungen, nicht aber Grundlage ihres eigenen Ichbewusstseins. Deswegen ist für beide auch die Erfahrung dessen, was sie beschreiben, der Analyse, so wichtig. Die Erfahrung, um die es in der Psychoanalyse dabei geht, ist die, als Analytiker selbst Spiegel zu sein und andere Menschen auf diese Weise, als Spiegel, wahrzunehmen¹⁸. Eigenartigerweise entspricht dies ziemlich genau meiner Erfahrung mit anderen Menschen; tatsächlich liegt darin der Grund für mein Interesse an der Psychoanalyse, das ich bereits als Jugendlicher entwickelte, und später am Buddhismus. Erfahrungen mit dem eigenen Ichbewusstsein sind naturgemäß sehr schwer zu fassende Erfahrungen. Erst nach und nach kondensieren diese Erfahrungen zu einem konsistenten Bild, das bis dahin bereits etliche Stufen der Rationalisierung und Reflexion durchlaufen hat. Sie ähneln in diesem Aspekt den Erfahrungen mit dem eigenen Autistischsein. Dennoch war mir auch in dieser Beziehung, was mein Ichsein angeht, schon als Kind klar, dass „es“ bei mir sehr anders sein musste als bei anderen, dass es bei mir anders funktionierte. Viel später erst verstand ich, worin dieses Anderssein bestand.

Eine autistisch geprägte Form des Ichbewusstseins unterscheidet sich von dem der Freudschen Psychoanalyse in erster Linie durch die Art des Spiegelns, die es konstituiert. Anders als ein semantischer Spiegel, der immer nur in einem kommunikativen Umfeld besteht, spiegelt ein autistisch geprägtes Bewusstsein auf direkte, unmittelbare Weise das wider, was es an Erwartungen, Befürchtungen oder Vorurteilen beispielsweise wahrnimmt, so wie es vor ihm steht. Wissenschaftlich gesehen sind mir keine Studien bekannt, die diese These belegen würde, aber sie entspricht deutlich meinen Erfahrungen mit mir selbst und mit anderen Autisten. Uta Frith hat in Bezug auf die direkten Kommunikationsformen, die sie bei Autisten beobachtet hat, eine analoge Art des Spiegelns beschrieben¹⁹.

¹⁸ Jacques Lacan beschreibt die Tätigkeit des Analytikers in der Psychoanalyse als „leeres Sprechen“ und greift damit eine Analogie zum Zen-Buddhismus auf: Der Geist, der die Scheinhaftigkeit seines „selbst“ erkannt hat, wirkt wie ein leerer Spiegel. Siehe zum Verhältnis Sigmund Freuds zur Psychoanalyse: Jürg Kollbrunner: „Der kranke Freud“. Klett-Cotta, 2001.

¹⁹ „Die autistische Wortwörtlichkeit [hält] denjenigen den Spiegel vor, die eifrig 'intentionalisieren'.

Ein solches direktes Spiegeln hätte auch zur Folge, dass die Gefahr, in der Kommunikation mit Autisten das widergespiegelt zu bekommen, was man als Vorverständnis oder Vorurteil in die Begegnung hineinlegt, sehr groß ist. Das wiederum erfahren viele autistische Menschen häufig in der Interaktion mit anderen, nicht-autistischen Menschen: In einer ungewollten Weise Spiegel zu sein.

Negatives Spiegeln

Vom Standpunkt der Psychoanalyse gesehen basiert das semantische Spiegeln, das jenes „Ichbewusstsein“ konstituiert und die heutigen Gesellschaften zusammenhält, auf einem durch und durch sprachlich strukturierten Unbewussten und auf eine scharfe Trennung zwischen Innen- und Außenwahrnehmung. Dadurch stellt ein solches Bewusstsein sowohl eine scharfe Trennung zwischen „ich“ und „anderen“ her, als auch eine enge und untrennbare Verschränkung von beidem. Auf dieser Grundlage stehen die Intuitionen, die den Menschen ermöglichen, sich auch über „Unausgesprochenes“ zu verständigen. Die Fähigkeit zur Theory of Mind findet so ihre Grundlage in einer spezifischen Art und Weise der Menschen, sich selbst in einer Verschränkung – und zugleich Abgrenzung – zu anderen als „ich“ wahrzunehmen. So erleben sich vermutlich die meisten, aber eben nicht alle Menschen²⁰.

Es ist eine subtile, autistischen Menschen meistens weitgehend verborgene Kommunikation, die eng mit der Entstehung und Entwicklung eines Ichbewusstseins korreliert ist, das sich vornehmlich sozial konstituiert. Autistische Menschen, die nicht solchen Kommunikationsregeln entsprechend mit anderen Menschen interagieren, spiegeln irritierende Bilder an Stelle der erwarteten zurück. Ich vermute, dass eine solche Kommunikation, wie viele andere Aspekte der sozialen Interaktion, von vielen Autisten mit der Zeit kognitiv erlernt werden, und daher der Effekt des „irritierenden Spiegels“ mit zunehmendem Alter abnimmt. Aber gerade im Kindes- und Jugendalter sind solche Irritationen zum Teil sehr

Hier macht das Gespür für unterschwellig mitgeteilte Intentionen uns einmal alle zum Narren.“ Uta Frith: „Autism and Asperger syndrome“. Cambridge University Press, 1991. Eine sehr deutliche Ausdrucksform des direkten Spiegels stellt die Echolalie dar.

²⁰ Solche unscharfen Trennungen zwischen innen und außen, Subjekt und Objekt, Körper und Geist und ähnlichem wird meist dem Fehlen einer „zentralen Kohärenz“ im autistischen Denken zugeschrieben. Vor dem Hintergrund aber, dass die westliche Kultur historisch eine ist, die sich maßgeblich an dem Ringen um so eine „zentrale Kohärenz“ entwickelt, die sich in der Philosophie zur „Metaphysik“ radikalisiert hat, erscheint eine „inkohärente“ und damit metaphysikkritische Sichtweise in der Welt durchaus nicht abwegig.

massiv und stellen eine für alle Seiten schwer zu überwindende Kommunikationsbarriere dar.

Da solche Verunsicherungen auf eine fragile Konstitution des Selbstbildes der Menschen treffen, rufen sie entsprechende Reaktionen der Abwehr hervor, die von den Autisten als grundlegende Ablehnung ihrer nicht-autistischen Umwelt erfahren werden. Ich sehe genau hierin einen der Hauptgründe dafür, dass Autismus und autistische Menschen so provokativ auf andere, nicht-autistische Menschen wirken²¹. Die Irritationen werden dann häufig als ein Fehlen von etwas Grundmenschlichem rationalisiert, was manche Autoren dazu verleitet, im Autismus die schlimmste aller Behinderungen zu sehen²². Tatsächlich stellt Autismus mit dem ihm eigenen „Spiegelbewusstsein“ ein Menschsein in Frage, das insbesondere in der Moderne als grundmenschlich verstanden wird, ohne historisch und kulturell angemessene Relativierung. Der semantisch spiegelnde Mensch stellt aber lediglich einen Aspekt des Menschseins dar, nicht mehr und nicht weniger.

Der Blick, der sich solchermaßen der Ichkonstitution verweigert, eignet sich offenbar in besonderer Weise als Projektionsfläche für das, was an diesem Ichsein als mangel- oder gar fehlerhaft empfunden wird. So kommt es, dass als „autistisch“ gerne gesellschaftliche Gegebenheiten bezeichnet werden, die ganz und gar nichts mit Autismus zu tun haben: Egoismus, soziale Kälte, Atheismus oder gefühllose Geniehaftigkeit um nur ein paar Beispiele zu nennen. Als Autist findet man sich in einer außerordentlich schwierigen sozialen Situation wieder, indem man Eigenschaften und Bilder verkörpert, die nur sehr wenig mit einem selbst zu tun haben. Alleine deswegen verwundert es nicht, dass Autisten für ein derartiges soziales Spiegeln nicht sehr empfänglich sind.

Gerade für autistische Menschen ist es ein ungünstiger Aspekt neuerer wissenschaftlicher Paradigmata, dass der Freudsche Lehrsatz, das Unbewusste ist wie Sprache strukturiert, gerne missverstanden wird in der Form, dass der psychische Apparat insgesamt wie Sprache strukturiert wäre. Das wird zum Beispiel bei Peter Rödgers Analysen deutlich. Meines Erachtens hält dies aber einer kritischen

²¹ Das Wort „Autismus“ als Schimpfwort wird gerne für Assozialität, Egoismus, Ignoranz und ähnlichem verwendet, was alles mit Autismus tatsächlich so gut wie nichts zu tun hat. Bei mir hängen geblieben ist jener nicht zu überbietende Satz eines protestantischen Theologen, Atheismus sei die kultivierte Form des Autismus, den ich wohl nicht weiter kommentieren muss.

²² Dazu trägt sicherlich auch der Vergleich autistischer Kinder mit KZ-Insassen bei, der ja nicht nur von Bruno Bettelheim aufgestellt wurde.

Betrachtung nicht stand. Es hält vor allen Dingen aber auch vor dem Hintergrund autistischer Lebenserfahrung nicht stand. Ich möchte hier diesen Punkt nicht vertiefen, sondern begnüge mich, auf einen Gegenentwurf von Temple Grandin hinzuweisen²³.

Sind Autisten Menschen?

Mit einer durch Ausgrenzung bestimmten Sozialisation im Hintergrund, stellt sich sehr schnell die Frage, ob man als Autist sich den Menschen zurechnen kann oder nicht. Wie Axel Brauns hatte ich in meiner Jugend die Frage ohne zu zögern mit „nein“ beantwortet. Diese Exklusivität des Menschseins korreliert mit dem Erlebnis der eigenen Kindheit als menschenleer, was Axel Brauns in einer Fernsehsendung Ende 2003 mit seinem Satz, „Autismus heißt, es gibt keine Menschen“, prägnant beschrieben hat. So ist es nicht verwunderlich, dass etwa Temple Grandins These, autistische Menschen ähneln in der Art und Weise ihrer Wahrnehmung eher „höheren“ Säugetieren als Menschen, von nicht wenigen Autisten als nahe liegend empfunden wird. Ihr Vergleich der kognitiven Arbeitsweise autistischer Gehirne mit der von Computern und der autistischen Wahrnehmung mit der von höheren Säugetieren hat ebenfalls durchaus eine gewisse Erklärungs- und Ausstrahlungskraft²⁴. Auch ich kenne das Gefühl gut, mich mit Tieren (etwa Katzen) und Computern besser verständigen zu können als mit Menschen.

Es ist offensichtlich, dass vielleicht gerade auch der hochgradig funktionale Autismus etwas darstellt, was (nicht-autistische) Menschen provoziert und zur massiven Abgrenzung und Abwehr veranlasst. Das hat nicht nur mit den oben beschriebenen Effekten zu tun, die sich bei der Begegnung unterschiedlicher Ichbewusstseinsformen einstellen. Dazu kommt das schwer zu durchschauende Wechselspiel von Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit, das das Verhältnis zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen prägt. Etwas, was vertraut aussieht, aber offensichtlich fremd ist, wirkt auf beide Seiten fast zwangsläufig unheimlich; hätten wir Autisten beispielsweise eine grüne Hautfarbe, wäre vermutlich manches einfacher.

²³ Siehe dazu Peter Rödler: „geistig behindert – Menschen, lebenslang auf Hilfe anderer angewiesen?“. Luchterhand, 2000 und Temple Grandin: „Thinking in Pictures, Expanded Edition: My Life with Autism“. Second Vintage Book Edition. Random House, 2006.

²⁴ Temple Grandin, Catherine Johnson: „Ich sehe die Welt wie ein frohes Tier“. Ullstein, 2005.



"Everywhere he goes
he stays
a stranger"²⁵

Aus der Perspektive autistischer Menschen ist es natürlich auch wichtig, die Hintergründe des gesellschaftlichen Erscheinens hochfunktionaler Autisten im Blick zu haben. Der Mensch erscheint vor dem Hintergrund einer Entwicklung, in der die „Kunst“, Fähigkeiten zu verkaufen, wichtiger geworden ist als die Fähigkeiten selbst, der Schein wichtiger als die dahinter liegenden – oft nüchternen – Wirklichkeiten, immer weniger als kreatives oder denkendes Wesen, als als kommunikatives. Mit einer solchen Verlagerung des Menschenbildes entfernen sich Menschen, denen wie Autisten solche Fähigkeiten intuitiv kaum zugänglich sind, zwangsläufig immer weiter von dem, was als „typisch menschlich“ angesehen wird. Dies fällt bei hochgradig funktionalen Autisten, die sich äußerlich nicht von „normalen“ Menschen unterscheiden, besonders ins Auge, lässt sich aber auch für niedriggradig funktionale Autisten beobachten²⁶.

Über das „wir“: Ausschließende Anthropologien

Autistische Menschen müssen daher hellhörig werden, wenn Eigenschaften als „typisch menschlich“ oder gar „für das Menschsein konstituierend“ betrachtet werden, über die sie selbst kaum oder gar nicht verfügen. Es ist einem nicht-autistischen Menschen vermutlich nicht leicht zu vermitteln, wie es sich für einen

²⁵ Laurie Anderson: „Big Science“. 1982. Bild: Gibby Haynes: „Gibby Haynes and His Problem“ (Coverbild). 2004.

²⁶ Hierzu möchte ich – stellvertretend auch für andere, vergleichbare Veröffentlichungen – die bekannten Bücher Birger Sellins anführen.

autistischen Menschen „anfühlt“ zu lesen, dass vermeintliche Anthropologen in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen etwa menschliche Kommunikation, insbesondere auch die Kommunikation zu rein sozialen Zwecken, zu etwas erklären, was das Menschsein schlechthin ausmacht.

Die Desintegration autistischer Menschen spiegelt sich aber auch in der Autismusforschung wider. Das bleibt natürlich nicht ohne Folgen für die Autisten, die ihren Autismus als etwas Defizitäres gespiegelt bekommen und ihn als Grund für ihre mangelnde gesellschaftlichen Chancen verstehen sollen: Auch sie begreifen am Ende sich und ihr Autistischsein dann häufig als defizitär. Sie haben oft nicht die Möglichkeit, zu erfahren, dass ihr Anderssein je nach Kontext nicht zwangsweise als Defizit erscheinen muss, sondern sogar ein Potenzial darstellen kann, das sich sehr vorteilhaft für das eigene Leben entfalten kann.

Eine Wissenschaft, die auf Menschenbildern basiert, in denen sich autistische (und natürlich auch andere, als „abweichend“ wahrgenommene) Menschen nicht wiederfinden, steht unter einem starken Tautologieverdacht, da ihre Ergebnisse offensichtlich von ihren Vorannahmen geprägt sind. Ganz besonders gilt dies für Vorstellungen, die das „Menschliche am Menschsein“ in bestimmten kommunikativen Fähigkeiten sehen, etwa – als Extrembeispiel – in der Fähigkeit zur Täuschung²⁷. Alleine die Tatsache, dass es autistische Menschen gibt, widerlegt solche Ansätze, es sei denn, Autisten werden aus dieser Form des Menschseins ausgeschlossen. In sofern stellt Autismus, sicherlich neben vielem anderen, einen Prüfstein für in Humanwissenschaften getätigte Vorannahmen dar.

Besonders deutlich wird die Veränderung von Menschenbildern zu Ungunsten autistischer Menschen bei der Bewertung autistischer Fähigkeiten. Zu Hans Aspergers Zeiten wogen sie im Vergleich zu den Schwierigkeiten der sozialen Integration noch genug, um in seinen Schriften Platz für ihre ausführlichen Beschreibungen zu finden. Asperger war geradezu fasziniert von den ungewöhnlichen Fähigkeiten, die er bei fast allen seiner autistischen Schulkinder entdeckte. Er beschrieb sie nicht nur als Fähigkeiten in einem sehr weiten Spektrum an Bereichen, in den Wissenschaften und der Technik ebenso wie in der Kunst und

²⁷ In Hinblick auf Tiere wird auch die Fähigkeit, andere Tiere zu täuschen, als Indiz für ein Ichbewusstsein gewertet. Diese Fähigkeit setzt eine Vorstellung darüber voraus, was andere denken. Entscheidend ist dabei allerdings, dass diese Fähigkeit sich in der Regel dadurch zeigt, dass sie spontan eingesetzt wird. Ein Lebewesen, was zu täuschen in der Lage wäre, es aber nie täte, weil ihm so eine Handlungsweise unplausibel vorkäme, würde daher als eines gewertet, das über die Fähigkeit zur Täuschung gar nicht verfügt.

„Menschenkenntnis“. Davon ist in den heute noch gängigen Diagnosekriterien kaum mehr die Rede. Hier sind sie allenfalls als nutzlose, stereotype oder abwegige „Spezialinteressen“ beschrieben. Zugleich werden autistische Fähigkeiten in nicht-wissenschaftlichen Kontexten als quasi übermenschliche „Inselbegabungen“ überhöht, beispielsweise in dem Film „Rainman“ aus dem Jahr 1985. Erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts rücken autistische Fähigkeiten – ohne die bis dahin typischen Über- oder Unterbewertungen – wieder in das Blickfeld der Autismusforschung, wenn auch nur bei wenigen Autoren²⁸.

Dass Autismus von nicht-autistischen Menschen im Wesentlichen als Defizit grundlegender menschlicher Fähigkeiten verstanden wird, macht Autisten das Leben in einer nicht-autistischen Welt nicht gerade einfach. Dieser Umstand führt bei nicht wenigen Autisten dazu, eine Art Gegnerschaft zu nicht-autistischen Menschen zu spüren; nicht nur bei den so genannten hochgradig funktionalen Autisten. Einige gehen soweit und wagen die These, dass der Großteil autistischer Symptome alleine auf die Ausgrenzung als Minderheit in Hinblick auf Kommunikations- und Sozialverhalten zurückzuführen sei. Die Wahrnehmung einer solchen Gegnerschaft hat sicher auch damit zu tun, dass sich diese defizitäre Sicht auf bzw. in den Autismus fast ununterscheidbar mit den Ausgrenzungserfahrungen überlagern, die viele Autisten in ihrer Kindheit und Jugend gemacht haben. Das führt in der Tat dazu, dass die meisten Autisten weniger ihr Anderssein als Problem empfinden als die Art und Weise, wie ihre Umwelt damit umgeht. In diesem Sinne korreliert der von Autisten gerne vermiedene direkte Blickkontakt sehr direkt mit einem defizitorientierten Blick ihrer Umwelt auf ihr Autistischsein²⁹.

Es bleibt natürlich nicht aus, dass sich diese Verschiebung der Bedeutung von Fähigkeiten auch in den Wissenschaften niederschlägt. Es finden sich erstaunlich wenig Untersuchungen, die ein eher realistisch anmutendes Bild autistischer Stärke-Schwäche-Verteilungen zeichnen, anstatt sich nur auf die Schwächen zu konzentrieren. Das Fehlen der heutzutage so populären Fähigkeiten, sich oder etwas verkaufen zu können, teamfähig und kommunikativ zu sein, oder „Smalltalk“ führen zu können, wiegt offenbar aus der Sicht von Außenstehenden umso mehr, je wichtiger sie angesehen werden. Stärken, die autistische Menschen dagegen vorweisen können, treten dagegen in den Hintergrund. Daher verwundert es

²⁸ Siehe etwa Tony Attwood: „Ein ganzes Leben mit dem Asperger-Syndrom. Alle Fragen – alle Antworten“. Trias, 2008.

²⁹ Sowohl die neuere Forschung als auch viele Erfahrungsberichte autistischer Menschen legen den Schluss nahe, dass von vielen Autisten direkte Blickkontakte als unangenehm empfunden werden.

nicht, dass die Autismusforschung in weiten Teilen die Schwächen autistischer Menschen im Visier hat und nicht ihre Stärken. Das vermittelt aber ein Autismusbild, das vergleichbar einseitig daherkommt, wie sein mythisches Gegenbild, das von Savants oder „kleinen Einsteins“ mit übermenschlich anmutenden Fähigkeiten.

Menschen sind unterschiedlich – nicht nur autismusbedingt – und leben in verschiedenen Aspekten in unterschiedlichen Welten. Autistische und nicht-autistische Menschen leben vornehmlich kommunikativ und damit auch sozial in unterschiedlichen Welten, was dann zu einem wirklichen Problem wird, wenn Kommunikation eine so grundlegende Rolle spielt wie heutzutage; vor allen Dingen auch, wenn die soziale Position, die man erlangen kann, entscheidend mit den eigenen Fähigkeiten in sozialer Kommunikation zusammenhängt. Eine derartig geprägte Umwelt ist naturgemäß außerordentlich konfliktrichtig, nicht nur für Autisten. Sie ist ein guter Nährboden für allerlei Vorurteile gegenüber Menschen, die in einem solchen Kontext auffallen und sich gut als Spiegel eignen, der das widerspiegelt, was man an sich selbst nicht sehen mag.

Autismus im Spiegel der Autismusforschung

In der Forschung stellt alleine schon die Vielfältigkeit eine Herausforderung dar, die innerhalb der autistischen Bevölkerung besteht. Es zeigen sich dabei nicht nur graduelle Unterschiede etwa zwischen einem nicht-sprechenden Menschen, dem frühkindlicher Autismus diagnostiziert wurde, und einem hochbegabten Asperger-Autisten, sondern auch zum Teil sehr unterschiedliche Ausprägungen der einzelnen Symptome: Die einen erleiden so häufig einen „Overload“ durch Wahrnehmungsüberforderung, dass sie an vielen Aspekten des gesellschaftlichen Lebens gar nicht teilnehmen können, die anderen kennen so etwas nicht. Die einen beschäftigen sich fast ausschließlich mit ihren Spezialinteressen oder Routinen, andere so gut wie gar nicht. Eine derartige Aufzählung ließe sich noch lange weiter führen; nicht umsonst bedarf es der Erfahrung mit vielen Autisten, um verlässliche Diagnosen durchführen zu können. Noch in den Achtzigerjahren muss etwa Uta Frith einiges an Argumenten ins Feld führen, um darzulegen, dass die Fülle der autistischen Symptome sich tatsächlich zu einem Syndrom (in diesem Fall dem Asperger-Syndrom) zusammenfügt³⁰.

³⁰ Uta Frith, 1991.

In der Genetik beispielsweise gilt zwar als ziemlich gesichert, dass Autismus weitgehend erblich bedingt ist, aber bereits zu der Frage, welche Chromosomen in welchem Maße an der Ausprägung des Autismus beteiligt sind, finden sich keine einheitlichen Einschätzungen mehr. Insbesondere auch zur Rolle des X-Chromosoms nicht, sodass seine Beteiligung an der Erblichkeit des Autismus als das einzige erscheint, worüber man sich wenigstens einigermaßen sicher sein kann, wofür die die 4:1-Verteilung auf die beiden Geschlechter als Indiz gewertet werden könnte. Es gilt mittlerweile als gesichert, dass in den allermeisten Fällen bei der Vererbung von Autismus polygenetische Faktoren eine Rolle spielen³¹. Obendrein scheinen diese Faktoren individuell zu variieren, ohne dass sich diese Variationen phänotypisch etwa einzelnen Symptomen zuordnen ließen.

Ein ähnliches Bild ergibt sich aus neurobiologischer Sicht. Bereits bei einzelnen Untersuchungen zeigen sich zwar im Mittel durchaus Befunde, die in Einklang mit autistischen Symptomen stehen, aber in der Regel auch recht große individuelle Abweichungen. Die Ergebnisse liegen oft nicht weit von der Signifikanzgrenze entfernt. Auch übergreifend betrachtet gibt es hier eine Fülle unterschiedlicher Befunde, die alle mit Autismus etwas zu tun zu haben scheinen, aber auch große Unterschiede in der Deutlichkeit ihrer Ausprägungen zeigen. Als Tendenz lassen sich einige spezifische Merkmale autistischer Gehirne feststellen, beispielsweise in der Amygdala, im Gyrus fusiformis, im Spiegelneuronensystem, in der Dichte der synaptischen Verbindungen, in der Integration der beiden Hirnhälften und einigem mehr. Auf individuelle Gehirne bezogen stellen sich diese spezifischen Merkmale allerdings in einer sehr breiten Variation dar.

Zu diesem schwer zu fassenden Bild kommt die Tatsache, dass Autismus in der Regel mit deutlich erkennbaren Stärken einhergeht. Somit passt zumindest der hochgradig funktionale Autismus nicht so richtig in das Bild einer Behinderung. Weder eine Behinderung, noch eine Krankheit stellt er ein Anderssein dar, welches sich einer Einordnung in Kategorien beharrlich widersetzt. Im Englischen wird daher gerne das Wort „condition“ verwendet, das ein solches, unbewertetes Anderssein treffend ausdrückt. Tatsächlich muss aber Autismus als eine gegenüber einer als Norm angenommenen Skala verschobenen Stärke-Schwäche-Verteilung verstanden werden.

³¹ Siehe als Beispiel für eine große Menge an Literatur dazu Renate Scheppeler: „Tiefgreifende Entwicklungsstörungen“. In: Anke Rohde, Andreas Marneros: „Geschlechtsspezifische Psychiatrie und Psychotherapie. Ein Handbuch“, Kap. 22. Kohlhammer, 2006. „Polygenetisch“ bedeutet hier, dass eine Vererbung das Zusammentreffen verschiedener Ursache auf mehreren Genen notwendig ist.

Sowohl aus wissenschaftlicher Sicht, als auch aus einer individuellen Perspektive als „Betroffener“ ist es keineswegs trivial, Autismus in seiner Vielfalt an Symptomen und in seiner Unterschiedlichkeit zu verstehen. Aus der Sicht derjenigen Menschen, die mittelbar oder unmittelbar mit ihm zu tun haben, zeigt sich Autismus als etwas schwer Fassbares, als ein Phänomen, das Fragen stellt, auf die es keine einfachen Antworten gibt. Dadurch werden in der Auseinandersetzung mit dem Autismus die Komplexität und die Zusammenhänge genetischer, neurobiologischer, sozialer und psychologischer Zusammenhänge überhaupt deutlich. Auf diese Weise eröffnet sich der Autismusforschung innerhalb der Humanwissenschaften die Chance, eine Wissenschaft zu sein, die sich (allzu) einfacher Antworten verweigert.

Die historische Natur der Empathie

1985 wurde erstmals eine Studie veröffentlicht, die nahe legt, dass Autisten nicht über eine „Theory of Mind“ verfügen³². In den folgenden Jahren wurden ähnliche Studien veröffentlicht, die ähnliche Ergebnisse zeigten. Die Neigung Simon Baron-Cohens seine Thesen durch Verkürzung spektakulär erscheinen zu lassen hat zur Bekanntheit dieser Studien über wissenschaftliche Kreise hinaus beigetragen. Dennoch zeigt sich die Wirklichkeit auch hier wesentlich komplexer, als solche Studien suggerieren. Die Kritiken an der Interpretation dieser Studien sind bis heute nicht ausgeräumt und der Zusammenhang zwischen Autismus und Theory of Mind nicht geklärt. So zeigen neuere Arbeiten, dass die Frage, ob Autisten über eine Theory of Mind verfügen, nicht nur in starkem Maße kontextabhängig ist, sondern auch Verhaltensweisen, die auf eine vorhandene Theory of Mind schließen lassen, erlernt werden können.

Die Theory of Mind an den Begriff der Empathie an, der seit Ende der 1960er Jahren in den humanwissenschaftlichen Diskurs Eingang erhalten hat. Der Begriff selbst wurde in der heute verwendeten Form 1906 von dem Freud Schüler Theodor Lipps geprägt und von Carl Rogers 1957 aufgegriffen³³. Er war von Anfang

³² Simon Baron-Cohen, Alan M. Leslie und Uta Frith: „Does the autistic child have a 'theory of mind'?", *Cognition*, 21, 37-46, 1985. Diese Untersuchung basiert auf den „Sally-and-Anne“-Test; die Aussagekraft der Untersuchung ist allerdings recht begrenzt und nicht unumstritten. Siehe hierzu auch Uta Frith: „Mind Blindness and the Brain in Autism.“ In: *Neuron* 32: S. 969-979, 2001.

³³ Siehe hierzu den Bereich „Empathie“ auf Wikipedia. Dort ist auch zu lesen, dass Empathie in seiner ursprünglichen griechischen Bedeutung Voreingenommenheit und Gehässigkeit bezeichnet.

mit der Schwierigkeit behaftet, sehr unterschiedliche Aspekte zusammenzuführen. Ab den 1980er Jahren wurden in der Regel zwei Bereiche unterschieden, die „affektive“ Empathie, die am ehesten so etwas wie Mitgefühl oder Mitfühlen bezeichnet, und die „kognitive“ Empathie, die als eine kulturell geprägte Fähigkeit, anderer Menschen mentale Zustände intuitiv zu erfassen, in der Nähe der Theory of Mind zu finden ist. Später, etwa ab der Jahrtausendwende, wurden weitere Aspekte der Empathie unterschieden, etwa die „motorische“ Empathie, die im Kontext der Spiegelneuronenforschung relevant ist, oder die „narrative“ Empathie in der Sozialforschung.

Die Bedeutung, die der Empathie im gesellschaftlichen Leben zugemessen wird, hat so sehr zugenommen, dass Empathiefähigkeit als eine grundlegend menschliche Fähigkeit angesehen wird. Daher wiegt die These, Autisten seien nicht oder nur eingeschränkt empathiefähig, sehr schwer. Dabei trifft diese These, wenn überhaupt, nur auf bestimmte Aspekte der kognitiven Empathie zu, wird aber in ihrer unzulässigen Verallgemeinerung gerne mit der Erfahrung vermischt, dass gerade auch in Hinblick auf Gestik und Mimik autistische Menschen oft nicht wie gewohnt und erwartet kommunizieren³⁴. Wie bereits im Zusammenhang mit der Theory of Mind, ist die Frage, in wie fern sich autistische und nicht-autistische Menschen in ihrer Fähigkeit zur kognitiven Empathie unterscheiden, als eine offene Frage zu sehen.

Zieht man aus der Behauptung, Autisten mangle es an Empathie und Fähigkeit zur Mentalisierung, den Umkehrschluss, nämlich dass (nicht-autistische) Menschen in besonderer Weise zu beidem befähigt wären, mutet diese Behauptung fast schon grotesk an. Kaum jemand wird seine mitmenschliche Umwelt so wahrnehmen, dass sie durch einen besonders empathischen Umgang der Menschen miteinander geprägt wäre. Im Gegenteil: Es ist gerade der zunehmende Mangel an Empathie und Mentalisierung, was häufig bemängelt wird und dann in der Behauptung gipfelt, die Welt würde „zunehmend autistisch“. Dabei verbirgt sich dahinter nichts anderes als die Tatsache, dass sich Menschen überhaupt, vielleicht sogar insbesondere nicht-autistische Menschen, durch einen Mangel an „Theory of Mind“ und Empathie auszeichnen. Die Empathiediskussion, die Autisten entsprechende Fähigkeiten abspricht, findet zu einer Zeit statt, in der auf diskursiver Ebene die Bedeutung der Empathie überhöht wird und zugleich aber – in Wirk-

³⁴ Siehe hierzu Isabel Dziobek: „Empathie bei Menschen mit Autismus“. Tätigkeitsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Berlin; Selbständige Nachwuchsgruppe – Neurokognition der Entscheidungsfindung (Heekeren), 2008.

lichkeit – gesellschaftliche Verhältnisse sich zunehmend durch einen Mangel an Mitgefühl und gegenseitigem Verständnis auszeichnen.

Gesellschaften, die mit einer rasanten Geschwindigkeit von Kommunikations- und Informationstechnologien durchdrungen werden, sind auf nachvollziehbare Weise ganz besonders mit ihren kommunikativen Aspekten befasst. Die ökonomische Basis zunehmend vieler Menschen stützt sich auf immer abstrakter erscheinende Werte, was sich etwa in der zunehmenden Bedeutung von Werbung oder den Finanzmärkten widerspiegelt. Abstrakter heißt hier insbesondere, dass diese Werte ihren Bestand immer exklusiver aus ihrem sozialen Bedeutungszusammenhängen beziehen. Da hat die Kunst, Dinge anders erscheinen zu lassen als sie sind, ein besonderes Gewicht³⁵. Aber statt die Bedeutung solcher Fähigkeiten vor ihrem sozialen Hintergründen zu verstehen, werden sie nicht selten sozusagen naturalisiert und als grundsätzlich menschliche Fähigkeiten betrachtet. Das führt zu dem eigenartigen Effekt, dass der Glaube an die außerordentliche Bedeutung kommunikativer und empathischer Fähigkeiten für das Menschsein in einem sozialen Umfeld umso stärker wird, je mehr es individualisiert und an „sozialem Kitt“ verliert. Autisten haben das Pech, sich in einer Zeit wiederzufinden, in der ihre Schwächen in vielen Bereichen des kommunikativen Scheins negativ mit einem vorherrschenden Zeitgeist korrelieren.

Das Fehlen von Ausgrenzungserfahrungen in der Forschung

An neurobiologischen Untersuchungen, die mit autistischen Menschen gemacht werden, fällt auf, dass in der Regel ein Aspekt, der im Leben vieler Autisten zentral ist, einfach ausgeblendet wird: Nämlich die Ausgrenzung, die sie oft von Kindheit an erfahren. Eine Ausgrenzung, die sich dann nicht selten im Versuchsaufbau wiederholt, indem ihnen Eigenschaften zugeschrieben werden, die dazu geeignet sind, ihnen ihr Menschsein abzusprechen. Autistische Menschen erfahren, in ihrem realen Leben wie auch in Laborsituationen, dass andere Menschen weder in der Lage sind, ihnen mit Empathie zu begegnen, noch ihre mentalen Zustände zu erfassen. Gerade aber für Untersuchungen in Feldern wie Empathie oder Theory of Mind wäre es mehr als nahe liegend, solche Kontexte mitzuberücksichtigen. Dass dies weitgehend ausbleibt, ist nur schwer nachvollzieh-

³⁵ Hier sollen auf keinen Fall Fragen nach dem Sinn ontologischer Weltbilder aufgeworfen werden. Auch wenn er philosophisch überholt ist, hat der Unterschied zwischen „Sein und Schein“ gesellschaftlich durchaus eine Relevanz.

bar³⁶. Mir selbst war bereits als Kind schon klar, dass die Verhaltensweisen anderer Menschen mir gegenüber nur den Schluss zulassen, dass weder ich ihre Intentionen und mentalen Zustände zu entziffern in der Lage bin, noch sie die meinen. In Bezug auf Mitgefühl und Mentalisierung gab es für mich keinen Unterschied zwischen Menschen, Tieren oder Dingen – sie waren alle gleich weit von mir entfernt; und sind es noch. Das hat den Grund, dass meine inneren Zustände anders funktionieren, vor allen Dingen auch anders mit der Umwelt interagieren, als die der nicht-autistischen Menschen. Darin besteht auch der Hauptgrund für die Ausgrenzung, die ich als Kind und Jugendlicher erfahren habe. Empathie und Mentalisierung sind aber beides Dinge, die auf Gegenseitigkeit beruhen und viel mit Kommunikation zu tun haben. Dass solche Schwierigkeiten gegenseitiger Mentalisierung auf einen Mangel an Fähigkeit zur Mentalisierung zugeführt wird, verkürzt die „Theory of Mind“ auf einen sehr eng gefassten Aspekt. Dadurch wird vor allen Dingen auch ausgeblendet, dass Mentalisierung und Empathie immer auf einen kommunikativen Kontext bezogen werden muss; auf einen, der gerade im Verhältnis zwischen Autisten und Nicht-Autisten durch Vorurteile und Vorannahmen gestört ist.

Wer Umgang mit autistischen Menschen hat, weiß, dass es Autisten keineswegs an Mitgefühl und Menschenkenntnis mangelt; davon berichten bereits die Fallbeispiele Hans Aspergers in seiner grundlegenden Arbeit aus dem Jahr 1944. Dennoch gibt es ausgesprochen wenig Untersuchungen zur moralischen und sozialen Entwicklung autistischer Menschen, die sich der Komplexität von Empathie und Mentalisierung auch stellen³⁷. Es gibt ebenfalls erstaunlich wenig Forschungen darüber, wie sich die schwierigen, von Missverständnissen und Ausgrenzung bestimmten autistischen Sozialisationen auf das soziale Verhalten autistischer Menschen auswirkt. Ich begnüge mich hier mit einem Hinweis auf die Unterscheidung von autoritär und kognitiv begründetem Moralbewusstsein bei Henning Böke, der einen recht nahe liegenden Gedanken zu Unterschieden zwischen Autisten und Nicht-Autisten im Umgang mit Moral und Autoritäten formuliert. Henning Böke stellt die für mich sehr nachvollziehbare These auf, dass ein Moralbewusstsein bei nicht-autistischen Menschen meist auf Regeln beruht, die auf Grund der Autorität anderer angenommen werden, während Autisten eher dazu

³⁶ Siehe die sehr schöne und durchdachte Darstellung zu diesem Thema in Morton Ann Gernsbacher: „Toward a Behavior of Reciprocity“. In: *Journal of Developmental Processes* 1 (2006): 139-152, 2006.

³⁷ Wie es beispielsweise in Dziobek, 2008 oder Uta Frith: „Autism: A very short Introduction“, Oxford University Press, 2008, zu lesen ist.

neigen, den Sinn der Regeln über den Verstand erfassen zu wollen, bevor sie sie verinnerlichen³⁸.

Über die Blindheit bildgebender Verfahren

Passend zu einer Entwicklung, in der dem Schein und dem Oberflächlichen eine zunehmende Bedeutung zugemessen wird, erfreuen sich auch in der Neurobiologie bildgebende Verfahren einer großen Beliebtheit³⁹. Solche bildgebenden Verfahren bilden in der Wissenschaft gewissermaßen eine Antithese zu analytischen Methoden, die von der grundsätzlichen Mathematisierbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnis ausgehen. Sie werden durch die Computertechnologie ermöglicht, in der komplexe und abstrakte Zusammenhänge in intuitiv leichter erfassbare Bilder übersetzt werden. Bildgebende Verfahren scheinen, gemessen an der Zahl neuer Erkenntnisse, die dadurch generiert werden, außerordentlich fruchtbar zu sein.

Besonders fruchtbar scheint auch die Beziehung zu sein, die Autismus und bildgebende Verfahren miteinander eingegangen sind. Nicht nur werden im Kontext der Autismusforschung oft bildgebende Verfahren angewendet, auch wird sich gerne in Neurowissenschaften, in denen solche Verfahren zum Einsatz kommen, auf Autismus bezogen. Sei es, um die Forschung als relevant zu rechtfertigen, oder als Vergleichsskala gegenüber als Norm angenommenen Befunden. Dass dabei manchmal erstaunliche Unkenntnisse in Bezug auf Autismus zu Tage treten, besonders im Kontext der Spiegelneuronenforschung, macht solche Untersuchungen nicht gerade vertrauenerweckend.

Während analytische Verfahren durch ihre abstrakten Darstellungsformen der Intuition der Wissenschaftler keinen großen Raum geben, bestechen die Ergebnisse von Forschungen mit bildgebenden Verfahren durch eine intuitive Verständlichkeit, die oft auch wissenschaftlichen Laien zugänglich ist. Allerdings verleitet diese intuitive Zugänglichkeit auch dazu, zu vergessen, dass sich in diesen Bildern sich höchst abstrakte Zusammenhänge darstellen, die oftmals nur mit hohem analytischen Aufwand zu entschlüsseln sind.

Den Vorteil der intuitiven Zugänglichkeit erkaufen sich bildgebende Verfahren mit einem Verlust an Informationen, der durch Projektionen zu Stande kommt. Zum einen werden durch diese Verfahren dynamische Vorgänge auf einzelne Bilder

³⁸ Böke, 2008.

³⁹ Mit bildgebenden Verfahren meine ich im Wesentlichen MRT, PET, SPECT und ähnliche, die in der Hirnforschung zum Einsatz kommen.

projiziert, die dann den Eindruck vermitteln, etwas Statisches darzustellen. Tatsächlich aber zeigen sich Aktivitäten des Gehirns als sehr dynamisch und veränderlich. In diesen Veränderungen von Aktivitätsmustern zeigt sich auch, dass die einzelnen Zentren der Hirnaktivitäten zu Netzwerken verbunden sind, die das gesamte Gehirn – und sehr wahrscheinlich auch mehr – umfassen. Auch diese Netzwerke bleiben in den durch bildgebende Verfahren errechneten Bildern weitgehend unsichtbar. Statt dessen werden einzelne Knoten der Netzwerke als unverbundene Aktivitätszentren dargestellt.

Allerdings täte ich hier den Wissenschaften Unrecht, wenn ich nicht auch darauf hinweisen würde, dass es auch in der Neurobiologie Ansätze gibt, hirnphysiologische Vorgänge auf der Basis von Netzwerken zu verstehen. Sie berücksichtigen, dass Nervenverbindungen im Gehirn keineswegs nur zwischen Nachbarzellen verlaufen, sondern sich durch das gesamte Gehirn erstrecken, wodurch lokalisierenden Ansätze, das heißt Ansätze, die bestimmte Funktionen statisch bestimmten Regionen zuordnen, als fragwürdig erscheinen⁴⁰. Dazu passend modellieren Forschungen, die diesem Umstand versuchen, gerecht zu werden, die Vorgänge im Gehirn als dynamische Systeme⁴¹.

Ein insgesamt sehr kohärenter Forschungsansatz, der daran anknüpft, ist als „Monotropismustheorie“ bekannt⁴². Er stammt aus einem Forschungszusammenhang, in dem autistische wie nicht-autistische Forschende beteiligt sind. Dieser Ansatz hat zweifellos ein hohes Potenzial, in unterschiedliche Richtungen ausgebaut werden zu können, sei es mikrobiologisch, genetisch, sozialwissenschaftlich oder psychologisch. In jedem Fall verweist er auf einen zentralen Aspekt des Unterschieds zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen, der Unterschiedlichkeit des Aufmerksamkeitsfokusses. Menschen befinden sich in diesem Ansatz innerhalb eines Spektrums, an dessen einem Ende die Aufmerksamkeit scharf auf ihren Gegenstand fokussiert ist, dem andern dagegen diffus und weit gefächert.

⁴⁰ An dieser Stelle kann man durchaus auch an die von John von Neumann gezeigte grundsätzliche Nichtlokalität kausaler Strukturen denken. Diese besagt, dass, die Gültigkeit der Quantentheorie vorausgesetzt, ein System, in dem das Kausalitätsprinzip gilt, das Prinzip, dass jeder Gegenstand zu einer bestimmten Zeit sich an einem bestimmten Ort befindet, nicht gilt.

⁴¹ Siehe Andreas K. Engel, Pascal Fries, Wolf Singer: „Dynamic predictions: oscillations and synchrony in top-down processing“. In: 1. Nat Rev Neurosci. 2001 Oct 2(10): 704-16, 2001.

⁴² Die dänische Firma „specialisterne“ hat beispielsweise ihren Namen („Die Spezialisten“) mit der Idee verbunden, dass im Gegensatz zur Norm der „Generalisten“ Autisten in der Regel „Spezialisten“ sind. Siehe zum Monotropismus-Ansatz Wendy Lawson, Mike Lesser, Dinah Murray: „Attention, monotropism and the diagnostic criteria for autism“. In: Autism 9 (2): 139-56, 2005, und auch Attwood, 2008, für einen kurzen Umriss.

Es geht mir nicht darum, die aus bildgebenden Verfahren gewonnenen Erkenntnisse in Frage zu stellen. Ich halte es aber für wichtig, dabei im Auge zu behalten, dass die Evidenz dieser Verfahren mit einem Verlust an Erkenntnis von Zusammenhängen und Dynamiken korrespondieren. Wissenschaftliche Erkenntnis eines Aspektes der Wirklichkeit führt immer auch zu einer Unschärfe eines anderen Aspektes – das gilt nicht nur für bildgebende Verfahren⁴³. Bildgebende Verfahren bergen allerdings die Gefahr, durch ihre Evidenzen eine Überzeugungskraft zu entfalten, die sich erst bei kritischer Hinterfragung adäquat relativiert. Vorgänge, die mittels solcher Verfahren eine lokalisierende Darstellung erfahren, sind vor allen Dingen nicht mehr transparent für ihre Dynamik.

Aber auch für dynamische Systeme gibt es bildgebende Verfahren, die sich allerdings wesentlich stärker an mathematisch geprägten Modellen orientieren⁴⁴. Sie produzieren Bilder, die – näherungsweise – die Attraktoren solcher Systeme darstellen. So vielfältig wie diese sind, zeigen sich auch die unterschiedlichsten Attraktoren in Bildern, die oft eher eine künstlerisch anmutende Ästhetik ausstrahlen als wissenschaftliche Tatbestände. Sie zu verstehen und zu interpretieren, bedarf es durchaus wissenschaftlicher Analyse und vor allen Dingen ein Bewusstsein darüber, was da eigentlich dargestellt wird. Mit Intuition kommt man hier nicht weit. Bildgebende Verfahren und Darstellungen als dynamische Systeme stellen beide unterschiedliche Perspektiven auf neuronale Vorgänge dar. Beide Sichtweisen sind durch einen Horizont begrenzt, in dem sich verschiedene Aspekte des Untersuchten darstellen: Statische und lokalisierende in den „klassischen“ bildgebenden Verfahren, dynamische und netzwerkartige in den Darstellungen als dynamische Systeme.

Wichtig ist, die Begrenztheit der Verfahren jeweils zu kennen und zu analysieren, für welche Erkenntnisse welche Verfahren geeignet sind. Im Bereich der Darstellungen als dynamische Systeme steckt die Erforschung des Gehirns noch in den Anfängen. Während „klassische“, das heißt, lokalisierende bildgebende Verfahren leicht Gefahr laufen, den Eindruck zu vermitteln, man wisse über die Vorgänge im Gehirn bereits sehr viel, konfrontiert die Komplexität dynamischer Systeme die Betrachter auf meistens ziemlich ästhetische Weise mit dem ganzen Ausmaß

⁴³ Die Analogie zur Unschärferelation in der Quantentheorie ist nicht unbeabsichtigt; wieso sollten so grundlegende Erkenntnisse der Physik nicht auch anderswo gelten?

⁴⁴ Siehe Mike J. Lesser, Dinah K. C. Murray: „Mind as a dynamical system: Implications for autism“. Durham conference Psychobiology of autism: current research & practice, 1998; auch auf <http://www.autismusundcomputer.de/mind.en.html> zu finden.

ihrer Unwissenheit. Meines Erachtens ist eine solche Sichtweise dem Forschungsgegenstand Gehirn durchaus angemessen.

Die Perspektive im Horizont dynamischer Systeme geht aber auch mit einem kleinen Paradigmenwechsel einher. Ein lokalisierender Blick auf hirnpfysiologische Vorgänge erleichtert eine Auffassung abweichender Aktivitätsmuster als „defizitär“, als wahlweise zu viel oder zu wenig. Ein solches Verständnis wird dann gerne auf Funktionsweisen des Gehirns übertragen. Dagegen macht eine derartige Interpretation in Hinblick auf dynamische Systeme kaum mehr Sinn. Dynamische Systeme sind durch die Menge ihrer Attraktoren bestimmt, die sich ihrerseits sehr voneinander unterscheiden können, ohne dass davon einer besonders ausgezeichnet wäre. Alle stehen sie vielmehr ohne Wertung nebeneinander, einer wie der andere eine Realisierung eben des dynamischen Systems. Eine solche Perspektive legt eher den Schluss nahe, dass ein autistisches Gehirn ebenso wie ein vermeintlich normales Gehirn (und wahrscheinlich noch einige andere) jeweils unterschiedliche Realisationen eines menschlichen Gehirns darstellen⁴⁵.

Anregungen

Aus autistischer Sicht ist die Frage, welches Autismusbild sich in der Autismusforschung darstellt, von allerhöchster Brisanz. Aber auch aus wissenschaftlicher Perspektive kann es nur von Vorteil sein, sich immer wieder Rechenschaft über die Grundlagen abzugeben, auf der die Wissenschaft basiert. Hier gilt es meines Erachtens insbesondere, das Dogma zu hinterfragen, es gäbe eine einzige Art und Weise des Menschseins, an der sich alles andere als Variation, als Abweichung, messen muss. Nicht zuletzt weil nicht nur in der Paläontologie immer mehr Erkenntnisse auftauchen, die die Vorstellung von mehreren unterschiedlichen Menschentypen – phänotypisch wie genotypisch – nahe legen, die nebeneinander existieren, ohne dass einer davon besonders ausgezeichnet wäre – außer vielleicht durch die Häufigkeit seines Auftretens.

⁴⁵ An dieser Stelle sollte ich vielleicht auf einen sehr engen mathematischen Zusammenhang zwischen formalen Sprachen und Fraktalen hinweisen, dass sich „reguläre Sprachen“ als Attraktoren unendlicher iterierter Funktionensysteme darstellen lassen; dazu mehr in Henning Fernau: „Iterierte Funktionen, Sprachen und Fraktale“. B.I. Wissenschaftsverlag, 1994. Der Zusammenhang von sprachlichen Strukturen und Fraktalen hat sehr weitreichende Folgen für alle Wissenschaften, die sich ja ausgiebig sprachlicher Strukturen bedienen.

Dank der modernen Wissenschaften weiß man heute, dass weder natürliche Evolutionslinien noch kulturelle Entwicklungen geradlinig verlaufen. Es wäre verwunderlich, wenn sich die Entwicklung menschlicher Kulturen nicht als etwas Vielschichtiges zeigen würde, als etwas, in dem sich auch Autismus als eine von vielen Aspekten und Perspektiven verstehen lässt. Gerade hochgradig funktionale Autisten kommen gar nicht umhin, sich mit anderen, nicht-autistischen menschlichen Kulturaspekten zu befassen. Umgekehrt stellt die Auseinandersetzung mit autistischen Aspekten menschlicher Kultur mit Sicherheit eine Bereicherung für nicht-autistische Menschen dar. Das sollte auch für die Wissenschaften gelten.

In Bildern denken

Als erstes denke ich dabei an eine Denkkultur, die häufig und nicht zu Unrecht autistischen Menschen zugeschrieben wird, dem Denken in Bildern, das viel mehr als ein sprachlich basiertes Denken assoziative Bezüge findet und herstellt⁴⁶. Temple Grandin geht konform mit zumindest einigen neueren Forschungen der Neurobiologie, wenn sie einen wesentlichen Unterschied zwischen Autisten und Nicht-Autisten darin sieht, dass bei Autisten sprachliche (linksseitige) und visuelle (rechtsseitige) Bereiche des Denkens schärfer getrennt sind, als bei nicht-autistischen Menschen. Während bei letzteren das visuelle, assoziative Denken unmittelbar sprachlich strukturiert und organisiert wird, müssen Autisten oft ihr Denken aktiv in Sprache übersetzen. Das hat den Vorteil eines unmittelbaren Zugriffs auf die bildlichen Gedankeninhalte, aber auch den Nachteil, dass in der Kommunikation der Aufwand einer Übersetzung betrieben werden muss.

Zwischen dem Denken in Bildern und sprachlichem Denken gibt es einige grundlegende Unterschiede. Im Bilderdenken erscheinen die betrachteten Phänomene und Zusammenhänge grundsätzlich „schillernd“; je nach Fokus erscheinen unterschiedliche Aspekte des Gedachten scharf oder unscharf. Damit stellt es eine sinnvolle Ergänzung zu einem sprachlich basierten Denken dar, das feste Bezüge benötigt, um zu Erkenntnissen zu gelangen. Als Hypothese ließe sich hieraus das Bedürfnis vieler Autisten nach festen und verlässlichen „Wegmarken“ in der äußeren Welt erklären: Während das sprachlich basierte Denken nicht-autistischer Menschen solche Markierungen wie von selbst ständig setzt, sind sie dem autistischen Bilderdenken nicht eigen und müssen aktiv hinzugefügt werden. Die Welt, wie sie sich im Bilderdenken darstellt, ist eine sehr unstrukturierte, in der al-

⁴⁶ Grandin, Temple. „My Mind is a Web Browser: How People with Autism Think.“ *Cerebrum* 2, No. 1 (2000): 14-22.

les mit allem zusammenhängt; man könnte sie als „holistisch“ bezeichnen. Temple Grandin äußert die Vermutung, dass „schwerer betroffene“ Autisten, die beispielsweise nicht sprechen, sich von „leichter betroffenen“ dadurch unterscheiden, dass es ihnen nicht oder nur sehr wenig gelingt, Marken zu setzen, die ihr bildhaftes Denken strukturieren.

Die Strukturen, die sich – scheinbar wie von selbst – in einer sprachlich erfassten Welt einstellen, kommen natürlich nicht aus dem nichts. Sie repräsentieren kulturelle, historische und gesellschaftliche Strukturen, die, wie ich oben versucht habe darzustellen, durch logische Verschränkungsmechanismen vermittelt werden. Sie wirken auf das Kontinuum der Wahrnehmungen wie Filter, die nicht nur das Bedeutungslose vom Bedeutungsvollen trennen, sondern auch Vorlagen für die Bedeutungsmuster des Wahrgenommenen bilden. Anders als die Welt, die sich im Bilderdenken als Kontinuum von assoziativen Bezügen darstellt, die erst einer Bedeutung zugeführt werden müssen, ist die Welt des sprachlich basierten Denkens von kulturellen und historischen Bedeutungsmustern durchzogen und damit auch gesellschaftlich verankert.

Für die Wissenschaft, wie überhaupt für kulturelles Schaffen, stellt ein Bilderdenken ungeheure Möglichkeiten dar, den Horizont der eigenen Kultur und Geschichte zu überwinden. Vorausgesetzt, es gelingt ihm sich derartig nachzustrukturieren, dass es kommunizierbar wird. Es ist ein Denken, in dem die eigene Kultur ebenso fremd erscheint wie andere Kulturen, in dem sich daher Bezüge und Zusammenhänge zeigen unabhängig davon, ob sie dem herrschenden Zeitgeist entsprechen oder nicht. Zugleich ist es sich bewusst, dass jede Form seiner Darstellung, insbesondere die einer sprachlichen Fixierung, auch eine Verfälschung beinhaltet.

Sprache, Macht und Computertechnologie

Die Computertechnologie könnte sich zu einem guten Beispiel für eine günstige Verbindung gesellschaftlicher Entwicklung mit autistischen Stärken entwickeln. Zweifellos ist die Verbreitung autistischer Netzwerke und Selbsthilfestrukturen etwa seit der letzten Jahrtausendwende dem Internet und der Computertechnologie zu verdanken. Computer erfordern offenbar Kommunikationsformen, die autistischen Menschen entgegen kommen. Es bedarf hierzu nicht vieler Überlegungen, um einzusehen, dass das entscheidend mit dem Wegfallen informeller und non-verbaler Kommunikationsaspekte im Umgang mit dieser Technologie zu tun

hat. Computer verweigern sich – ähnlich wie in der Tendenz auch Autisten – einer semantischen Verschränkung, wie ich sie oben beschrieben habe. In Bezug auf ihre Interaktion mit dem davor sitzenden Ichbewusstsein spiegeln sie direkt, leer, und wirken so quasi als psychoanalytische Maschinen.

Die allermeisten Menschen spüren, wie die Computertechnologie mit ihrer ichlosen Kommunikation das soziale Gefüge grundlegend verändert, in dem sie leben⁴⁷. Auch das ist vielleicht ein Grund dafür, dass das semantische Spiegeln als etwas, was in deren Kommunikation mit Maschinen fehlt, als für das Menschsein konstituierend überhöht wird. Tatsächlich erweisen sich eher autistische Bewusstseinsformen mit ihrer spiegelfreien Semantik als überaus kompatibel in Hinblick auf Interaktionen mit Computern. Deswegen stellen computerisierte Kommunikationsformen für nicht wenige autistische Menschen eine echte Erleichterung dar. Das wird noch dadurch verstärkt, dass bei schriftlichen Kommunikationen die Geschwindigkeit besser kontrolliert werden kann als bei mündlichen. Elektronische Datenvernetzung haben mit ihren Technologien weite Bereiche traditionell mündlicher Kommunikation eine neue, schriftliche Form gegeben, etwa durch E-Mail, Internet-Chats oder sms.

In diesem Zusammenhang sollte nicht unbeachtet bleiben, dass viele autistische Menschen mehr als wohl üblich Sprache als Mittel der Macht erfahren⁴⁸. Es gibt nicht wenige autistische Menschen, die hierin die Gründe für ihre Hemmungen zur Kommunikation sehen. Aus autistischer Perspektive setzen Menschen häufig Sprache zur Manipulation anderer ein; bei Menschen, denen ein solcher Umgang mit Sprache eher fremd ist, kommt dabei die Befürchtung auf, selbst manipuliert zu werden, und dieser Manipulation hilflos ausgesetzt zu sein. Entgegen der These, dass Autisten nicht für nonverbale Kommunikationsformen empfänglich seien, würde ich vermuten, dass zumindest viele von ihnen solchen Kommunikationsaspekten gegenüber sehr sensibel sind. Wohl auch deswegen, weil diese nicht unbewusst wirken, sondern – zumindest in Teilen – bewusst wahrgenommen und analysiert werden.

Die Sensibilität gegenüber der Sprache als Mittel zur Ausübung von Macht geht mit dem Gefühl einher, sich gegen „machtvolle“ Sprache, wie beispielsweise Ma-

⁴⁷ Sibylle Krämer hat den schönen Satz geprägt, dass Formeln keine Geschichten erzählen; analog sprechen Computer auch nicht von ihrer Biographie. Siehe: Sybille Krämer: „Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss“. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1988.

⁴⁸ Grandin, 2000.

nipulationen oder auch verwirrender, emotional gefärbter Sprache, nur unzureichend schützen zu können. Auch das ist ein Grund, sich von Orten, in denen bestimmte Kommunikationsformen gepflegt werden, fern zu halten. Die Sprache ist aber auch genau das Medium, in dem Wissenschaften stattfinden, in dem sie Erkenntnisse gewinnen und darstellen. Dabei geht es nicht nur um die Macht, beispielsweise implizit oder explizit zu definieren, was als „menschlich“ gilt und ob sich Autisten dazurechnen dürfen oder nicht. Von autistischen Menschen gefürchtet und sicherlich auch präsent ist der wissenschaftliche Blick, der Symptome festlegt, Kommunikationsverhalten beurteilt, Stereotypen findet und so weiter.

Aus meiner Perspektive erscheint es sehr denkwürdig, dass sich die von mir und anderen Autisten erfahrene hohe, eigentlich übermäßig hohe, Sensibilität gegenüber Kommunikationssituationen sich in der These widerspiegelt, Autisten seien nicht empathiefähig oder hätten keine Theory of Mind, die in den 1980er Jahren aufgekommen war. Obschon sich diese These so pauschal inzwischen als nicht wissenschaftlich haltbar erwiesen hat, erfreut sie sich nach wie vor einer ziemlichen Popularität⁴⁹. Insbesondere im Umfeld der Spiegelneuronen-Diskussionen hält sich diese These ungewöhnlich hartnäckig. Im Kontext aktueller Autismusforschung setzt sich aber zunehmend die Einsicht durch, dass diese These aus wissenschaftlicher Sicht nicht nur fragwürdig ist, sondern auch ein Hindernis für die weitere Erforschung darstellt. Die Deutung von empathiebezogenen Irritationen in der Kommunikation zwischen Autisten und Nicht-Autisten als fehlende Empathie verstellt den Blick auf die Ursachen dieser Irritationen. Um die zu verstehen, muss die von vielen Menschen als „normal“ empfundene Form der zwischenmenschlichen Interaktion als eine von mehreren möglichen gesehen werden.

Abschließend möchte ich noch auf einen Aspekt der wissenschaftlichen Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten hinweisen, der in seiner Bedeutung wohl nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: Das Verschwimmen der Grenzen zwischen Natur und Kultur. Dabei spielt die Entdeckung epigenetischer Effekte eine Schlüsselrolle, die Mechanismen aufzeigen und erklären können, auf welche Weise kulturelle Gegebenheiten sozusagen direkt in die genetische Natur der Menschen eingreifen. Hier schließt sich bildlich gesprochen der große Bogen schriftsprachlicher Evolutionen, in dem sich nur erahnen lässt, wie sehr Men-

⁴⁹ Zum Thema Theory of Mind und Autismus siehe den Aufsatz „What could possibly explain autism?“ von Jil Boucher in Peter Carruthers, Peter K. Smith (Ed.): „Theories of theories of mind“, Cambridge University Press, 1996.

schen durch ihre Kultur in das eingreifen, was sie sind. Welche Auswirkungen dabei etwa die Computertechnologie haben wird, wird sich noch zeigen müssen. Aber es deutet sich bereits an, dass diese Auswirkungen sehr umfangreich sein werden; vielleicht ziehen sie auch ein Bewusstsein dafür nach sich, dass Menschsein und Bewusstsein weit mehr bedeuten kann, als von vielen bislang noch angenommen wird.

Die eigene Perspektive

Autistische Denkkultur ist auch durch ihre Marginalisierung als Minderheit geprägt. Der Umstand, in einer Welt zu leben, die voll ist von Selbstverständlichkeiten, die sich einem zum Teil nur schwer vermitteln lassen, fördert – zumindest in der Tendenz – eine Kultur des Hinterfragens. Üblicherweise haben Menschen dabei ihren Bezugspunkt in ihrem sozialen Umfeld, während ihn Autisten eher in sich selbst finden – oder auch gar nicht.

Für hochgradig funktionale Autisten bin ich auch darin nicht untypisch, dass ich mich in der Welt der (nicht-autistischen) Menschen in einem Selbstverständnis als Forschender bewege⁵⁰. Das ist eine direkte Folge des Empfindens, nicht in diese Welt der Menschen zu gehören – und auch selbst einer anderen Spezies als der menschlichen anzugehören. Autisten und Autismusforscher begegnen sich so beide als Forschende, die versuchen, mittels rationaler Analyse die Fremdheit zwischen ihnen zu überwinden.

Auf beiden Seiten eröffnet der Bezug auf die eigenen Erfahrungen und auch auf die eigene Motivation Perspektiven auf Aspekte des Erforschten, die ansonsten hinter dem Horizont der eigenen Vorannahmen und Modelle verborgen geblieben wären. Erstaunlicherweise wird dieser Umstand in den Wissenschaften oft außer Acht gelassen, obwohl gerade in den Naturwissenschaften – bis hin zur Physik – das Fehlen solcher Perspektiven als Erkenntnislücke immer deutlicher wird⁵¹. Auch in der Autismusforschung wäre es verwunderlich, wenn sich nicht durch eine Einbeziehung der Perspektive und Haltung der Forschenden entscheidende Erkenntnisfortschritte möglich wären. Erkenntnisse, die dann nicht mehr nur Erkenntnisse über Autisten wären, sondern auch Erkenntnisse über sich selbst, als

⁵⁰ Temple Grandin: „Ich bin die Anthropologin auf dem Mars. Mein Leben als Autistin“. Droemer Knaur, 1997.

⁵¹ Wie es beispielsweise in der Quantentheorie zum Ausdruck kommt, die die Beobachterperspektive als Größe miteinbezieht. Alleine wegen der Unmöglichkeit, beide Perspektiven vollständig aufeinander abzubilden, wird es auch in der Physik nie eine einheitliche Theorie geben.

Forscher. Vielen Autisten ist dieser Gedanke nahe liegend, weil sie viel weniger Möglichkeiten haben, die Perspektiven der „normalen“, nicht-autistischen Welt zu ignorieren.

Da ein Großteil der Autismusforschung mit Kommunikation und zwischenmenschlicher Interaktion zu tun hat, ist für sie der Perspektivwechsel besonders wichtig. Kommunikation und Interaktion sind durch und durch reziprok. In dem Kommunikationsverhalten beispielsweise, das an autistischen Versuchsteilnehmern erforscht wird, spiegelt sich immer auch das Kommunikationsverhalten der beteiligten Wissenschaftler wider. Hier gibt es grundsätzlich keinen „neutralen“ Standpunkt. Und wie ich oben dargestellt habe, spiegelt es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit in einer ganz anderen Weise wider, wie es Nicht-Autisten intuitiv erwarten würden. Im schlimmsten Fall führt dies zu Thesen, wie die der Empathielosigkeit autistischer Menschen, worin in Wirklichkeit nichts anderes zum Vorschein kommt, als die Art und Weise, in der sich die Forscher in ihren Versuchsanordnungen inszenierten.

Durch solche nicht reflektierte Effekte spiegeln sich leider nicht selten in der Autismusforschung die Vorurteile wider, denen autistische Menschen in ihrer nicht-autistischen Welt alltäglich begegnen. Durch ihr Gewicht als Wissenschaft trägt die Forschung dann nicht unwesentlich dazu bei, solche Vorurteile zu bewahren.

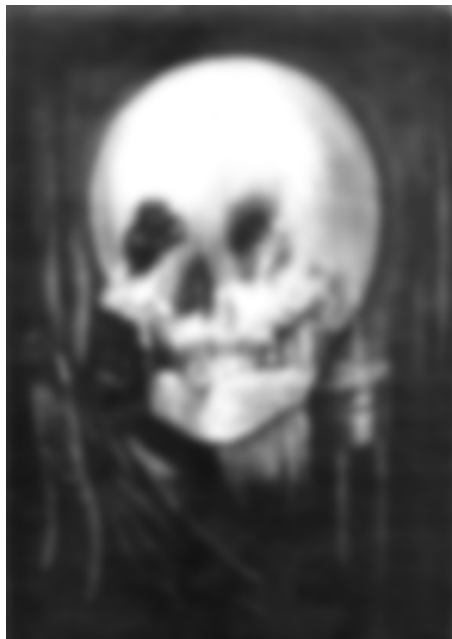
Ein Plädoyer zum Schluss

Für die meisten autistischen Menschen spielt die Erfahrung der sozialen Ausgrenzung eine zentrale Rolle in ihrer Biographie. Nicht wenige würden sagen, dass dieser der Aspekt ihres autistischen Lebens die größte autismusbezogene Minderung an Lebensqualität darstellt. Die Erwartung, die Autisten an die Autismusforschung haben, ist daher die, dass sie genau daran etwas ändert, beispielsweise, indem sie aufklärt und dadurch Vorurteile beseitigt. Wo immer sich autistische Menschen zu Wort melden, äußern sie, dass sie keineswegs vom Autismus „geheilt“ werden wollen, sondern, wie alle anderen auch, ihren Platz in der Mitte der Gesellschaft – als Autisten. Eine autistengerechte Welt wäre auf jeden Fall eine Welt, die ein höheres Maß an Toleranz gegenüber unterschiedlichen Formen des Menschseins kultiviert.

Umgekehrt kann gerade auch die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Autismus eine Quelle tiefer und wertvoller Einsichten in die „Natur“ des Menschen

sein. Allerdings nur dann, wenn sie es schafft, sich von Vorannahmen und Vorurteilen frei zu machen, die zu eng sind, um Autismus wirklich fassen zu können. Aber davon werden letzten Endes beide Seiten profitieren können: Die Autisten, indem ihnen mehr Möglichkeiten in die Hand gegeben werden, ihre sozialen Situationen zu verbessern, und die Forschung, der sich durch ein adäquates Grundverständnis höchst interessante Felder erschließen.





Charles Allen Gilbert: All Is Vanity, 1892⁵²

⁵² Bild: Wikipedia, 2010 http://en.wikipedia.org/wiki/Charles_Allan_Gilbert; Bearbeitung: Hajo Seng, 2010

Autistische Intelligenz

Von den Spielfilmen, in denen Autismus vorkommt, gehört der Film „The Imitation Game“, zu den lehrreichsten, die ich bislang gesehen habe (Wikipedia, 2015 (1)). Und das obwohl, oder vielleicht gerade weil, in diesem Film Autismus kein einziges Mal erwähnt wird. Es geht darin um Alan Turing (1912 – 1954), dem Mathematiker, der maßgeblich an der Beendigung des zweiten Weltkriegs beteiligt war, indem er den Code der deutschen Wehrmacht entschlüsselte, und der als erstes ein abstraktes Modell jener Maschine entwarf, die als Computer inzwischen weltweit den Alltag der Menschen bestimmt.

Alan Turing gehört, zusammen etwa mit Paul Dirac, zu den bekannten Wissenschaftlern des 20. Jahrhunderts, bei denen die nachträgliche „Autismusdiagnose“ mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit berechtigt erscheint (Brock, 2012 und Eby, 2014). Sein außerordentlich bedeutendes (und dafür wenig bekanntes) Schaffen wird in dem Film nicht auf seine besonderen mathematischen Fähigkeiten zurückgeführt, sondern auf seine besondere Perspektive in der Welt. Dies wird schon zu Beginn des Filmes deutlich, als er von seinem (kurz darauf verstorbenen) Jugendfreund ein Buch über Verschlüsselung erhält. Er fühlt sich von dem Buch unmittelbar angesprochen, weil, wie er sagt, durch Codes genauso wie in der menschlichen Kommunikation Botschaften ausgetauscht werden, die er sich nur über mühsame Analysen entschlüsseln kann. Es wird gezeigt, wie sich Alan Turing in das Denken von Maschinen einfühlt und auf diesem Weg eine völlig neue Perspektive eröffnet: Probleme und Lösungswege so wahrzunehmen, wie sie von Maschinen wahrgenommen werden. Auf diese Weise liegen für ihn Lösungen, die anderen nicht ins Blickfeld geraten, sozusagen „auf der Hand“.

Eine verwirrende Vielfalt an Autismen?

Seit Sommer 2009 führt autWorker regelmäßig Trainings für autistische Menschen durch, die „Fähigkeitenworkshops“. Diesen Workshops liegt die Idee zu Grunde, eine autistische, und damit für autistische Menschen leicht zugängliche, barrierefreie Kommunikationsumgebung zu schaffen (Seng, 2013; S.63ff). In der Regel sind sie von einem hohen Maß an Offenheit und Konzentration der Teilnehmenden geprägt. Wir, autWorker, arbeiten in den Workshops mit nur wenig Vorgaben, sodass sich hier in den vergangenen Jahren mit hunderten autistischen

Teilnehmenden Autismus in vielleicht nicht allen, aber sehr vielen Variationen zeigen konnte. Auf einen ersten, oberflächlichen Blick erscheint die Vielfalt an autistischen Ausprägungen, die dabei zum Vorschein kommt, ziemlich verwirrend. Umso mehr, weil sich in den Workshops auch zeigt, dass – um Hans Aspergers Bild aufzugreifen – all diese unterschiedlichen Autismen dieselbe unverwechselbare Klangfarbe zu haben scheinen (Asperger 1968). Tatsächlich kommen die meisten Teilnehmenden mit einer erkennbaren Skepsis, was sie in dem Workshop wohl erwarten würde, die dann, innerhalb weniger Minuten, dem „Gefühl“ weicht, sich in einem sicheren Kommunikationsumfeld unter „ihresgleichen“ zu bewegen.

Ähnlich verhält es sich mit den „autistischen Fähigkeiten“, um die es ja in diesen Workshops geht: Die Interessen und Stärken zeigen sich in einer auf den ersten Blick verwirrenden Vielfalt und werden von den Teilnehmenden trotz dieser Unterschiede als Gemeinsamkeit wahrgenommen; egal ob Bodybuilding, antike Grammatiken, Algebra oder Zeichnungen von Autounfällen. Worin besteht diese Gemeinsamkeit, worin das spezifisch Autistische in dieser heterogenen Vielfalt von Interessen und Stärken?

Die Heterogenität des „Phänomens Autismus“ tritt auch in der Autismusforschung zu Tage, wenn auch oft nicht explizit: Nicht nur in den vielen hundert genetischen Befunden, von denen jedes meist nur einen Bruchteil eines Prozents der autistischen Bevölkerung zutrifft. Sondern vor allen Dingen auch in den ganzen medizinischen und neurobiologischen Forschungen, in denen „typisch autistische“ Eigenschaften in der Regel knapp oberhalb der Signifikanzgrenze festgestellt werden und die Frage unbeantwortet bleibt, warum die anderen Autisten diese Eigenschaften nicht vorweisen, (dazu Howlin, 2013 und auch die Metastudie Ioannidis, 2011). Die Wissenschaft scheint für die „Asperger'sche Klangfarbe“ des Autismus blind zu sein, aber genau das ist der Schlüssel zum Erfolg der Fähigkeitenworkshops; nach meiner Überzeugung sogar der Schlüssel zur Inklusion autistischer Menschen überhaupt.

Im Folgenden werde ich eine Annäherung an diese Klangfarbe versuchen, in dem ich zunächst drei Aspekte beleuchte, die in den Workshops immer präsent sind und in ihrem Zusammenhang betrachtet werden müssen: autistisches Denken, autistische Kommunikationsweisen und das Themenfeld Struktur und Routinen.

Spezifische Interessen und autistisches Denken

Obwohl die sogenannten „Spezialinteressen“ für das Asperger-Syndrom als typisch gelten, verfügen nur wenige Menschen mit einer entsprechenden Diagnose über ein Spezialinteresse im Sinne der Diagnosekriterien. Vielmehr zeigen sich hier große Unterschiede: Manche Interessen entspringen der jeweiligen, oft spezifisch autistischen Wahrnehmungs- und Denkweise; sie kommen den Spezialinteressen oft recht nahe. Häufiger haben die Interessen ihren Hintergrund aber in der jeweiligen Sozialisation. Da hilft dann sportliche Betätigung gegen Ticks oder andere motorische Schwierigkeiten, die Beschäftigung mit Psychologie oder Soziologie beim Verstehen neurotypischer Menschen oder Beschäftigungen mit mehr verbreiteten Themen (z.B. Computerspiele oder Pferde) bei Kontakten zu Gleichaltrigen. Nicht wenige autistische Menschen haben Schwierigkeiten, überhaupt Interessen zu nennen; diese sind dann eher breit gestreut oder manchmal auch so gelagert, dass sie nicht als spezifisches Interesse erkannt werden.

In den Fähigkeitenworkshops haben wir schnell bemerkt, dass die Frage nach dem „Was“ der Interessen nicht sehr weit führt. Interessant wird es aber bei der Frage nach dem „Wie“: Wie beschäftigen sich die Teilnehmenden mit dem, womit sie sich beschäftigen? Die große Vielfalt an Art und Umfang der Interessen lässt sich so in eine überschaubare Anzahl von Weisen fassen, in denen diesen Beschäftigungen mit Interessen nachgegangen wird. Hier bestätigt sich in den Workshops weitgehend Temple Grandins These, dass sich autistisches Denken in nur wenige Kategorien fassen lässt (Grandin, 2010). Es zeigt sich, dass es autistische Teilnehmende gibt, deren Denken sich vorrangig am Sehen orientiert und hier dann diejenigen, die als „klassische Bilderdenker“ bezeichnet werden können, mit einem oft stark ausgeprägten visuellen Gedächtnis, und diejenigen, die eher in Mustern und Strukturen denken und mit analytischen Fähigkeiten auffallen. Dann gibt es autistische Teilnehmende, deren Denken sich eher am Hören orientiert und in dieser Kategorie neben den „Musterdenkern“ diejenigen, deren Stärken im logischen und sprachlichen Bereich liegen. Gemeinsam ist ihnen allen ein grundlegend assoziativ organisiertes Denken, das sich von dem gängigen, an Kontexten orientierten Denken deutlich unterscheidet.

Interessant und für die Arbeit von autWorker wichtig ist der Umstand, dass diese Einteilung für im Wesentlichen alle der Teilnehmenden der Fähigkeitenworkshops passt – bis auf nur sehr wenige Ausnahmen. Ich werte es dies als einen Hinweis dafür, dass sich darin tatsächlich etwas spezifisch autistisches zeigt. Die „speziellen Fähigkeiten“ autistischer Menschen wären demnach nicht so sehr in ihren spezifischen Interessen und damit verbundenen Fähigkeiten zu finden, als vielmehr in einer spezifischen Perspektive, die mit autistischem Denken und Wahrnehmen verbunden ist.

Ein zentraler Aspekt dieser Perspektive ist der Fokus auf Details, der das Gesamtbild in den Hintergrund treten lässt. Assoziatives Denken äußert sich in einem Strom von Wahrnehmungsinhalten, Details, die sich aufeinander beziehen, aber nicht von selbst, ohne analytisches Zutun, zu einem Gesamtbild zusammensetzen. Ein solches Denken hat seine Stärke in der Mustererkennung, was auch immer wieder in der Autismusforschung festgestellt wird (z.B. Frith, 1968 oder Mottron, 2003). Die konkreten Ausprägungen dieser Stärke unterscheiden sich wiederum sehr voneinander. Da gibt es den Zeichner, der seine inneren Welten als filigrane Strukturen darstellt, den „Wortzertrümmerer“, der – in Echtzeit – Begriffe in ihre Bedeutungsbestandteile zerlegt wie ein Prisma Sonnenlicht in Regenbogenfarben, den Computerspieler, der bei seinen Spieleschilderungen keinen einzigen der zufällig platzierten Steine oder Blumen auslässt, die Beobachterin, die die Beiträge der anderen Teilnehmenden sofort und treffsicher analysiert und kommentiert, oder den jungen Mann, der kaum schreiben kann, weil sich seine Gedanken unmittelbar in Bildern ausdrücken, die er photorealistisch zu Papier bringen kann – um nur ein paar Beispiele für die Teilnehmenden zu nennen, die wir üblicher Weise in den Workshops haben.

Unter einer Schicht unterschiedlichster Interessen, hinter denen sich eine Vielfalt von oft eher ungewöhnlichen Fähigkeiten verbergen, trifft man schließlich als Gemeinsamkeit auf immer ähnliche Denkweisen oder Denkkulturen: Ein Denken, das in erster Linie mit einem assoziativ organisiertem Wahrnehmungsstrom verbunden ist. Die Unterschiede zwischen autistischen Menschen liegen dabei in den Gegenständen, Wahrnehmungsinhalten und Strukturen, die sich jeweils im Fokus befinden und mit dem Denken Resonanzen erzeugen: innere Strukturen, Begriffe, künstliche Landschaften, andere Personen oder geliebte Objekte. Resonanzen mit Objekten des eigenen Interesses sind wie Synchronisationen mit der Umwelt grundlegende Aspekte assoziativen Denkens (siehe dazu auch das Interview Mukhopadhyay, 2008).

Autistische Kommunikationsweisen

Was wird benötigt, um autistischen Menschen zu ermöglichen, ihre Fähigkeiten und Potenziale zu reflektieren und zu analysieren? Fast nichts; und dieses „fast nichts“ besteht aus einem Kommunikationsumfeld, das von den Teilnehmenden als sicher wahrgenommen und empfunden wird: sicher vor Missverständnissen, Unklarheiten in Bezug auf (unausgesprochene) Kommunikationsregeln und Verunsicherungen durch nicht explizite Ebenen der Kommunikation. Ist diese Voraussetzung gegeben, stellt sich von selbst eine äußerst offene, reflektierte und konzentrierte Gesprächssituation ein, die der von Balintgruppen recht nahe kommt (Balintgesellschaft, 2014). Das ist unsere Erfahrung. Eine weitere Erfahrung aus den Fähigkeitenworkshops ist die, dass sich in aller Regel innerhalb der ersten 5 Minuten eines Workshops herausstellt, ob er ein solches Umfeld darstellt oder nicht. Von den schätzungsweise 100 Workshops, die ich seit Sommer 2009 durchgeführt habe, kann ich mich an zwei erinnern, in denen diese Kommunikationssituation nicht hergestellt werden konnte.

Ähnlich wie bei den Interessen erscheinen autistische Kommunikationsweisen auf den ersten Blick sehr heterogen: Von sehr wenig oder gar nicht sprechen bis zu ununterbrochenem Reden, von hochgradig logisch strukturierten Analysen bis zu schwer verständlichen Assoziationsketten, von äußerst korrekten bis zu selbst erfundenen Grammatiken und von Stärken im Schriftlichen zu Stärken im Mündlichen. Dennoch machen nicht nur wir, autWorker, sondern auch viele Selbsthilfegruppen die Erfahrung, dass es den Teilnehmenden in der Regel innerhalb von wenigen Minuten klar ist, ob sie sich in einer autistischen und damit sicheren Kommunikationsumgebung befinden. Trotz aller Unterschiede scheinen autistische Kommunikationsweisen etwas gemeinsam zu haben, obendrein etwas, was sich autistischen Menschen unmittelbar erschließt: Doch was?

Kommunikation kann generell als Vermittlung zwischen Innen- und Außenwelt verstanden werden; für autistische Menschen trifft dies aber in besonderer Weise zu. Die Trennung zwischen Innen- und Außenwelt entspricht der Trennung zwischen wahrnehmungsbezogenem und sprachlichem Denken. Anders als nicht-autistische Menschen nehmen autistische Menschen diese beiden Sphären des Denkens als zwei verschiedene, voneinander getrennte Sphären ihres Denkens wahr. Nach Temple Grandin hängt für sie der Grad der Funktionalität direkt davon ab, wie gut diese Sphären sich aufeinander beziehen und miteinander

kommunizieren können (Grandin 2014). Nicht-autistische Menschen, das behaupte ich hier einfach, kennen so eine Thematik nicht. Sie nehmen ihr Denken als Einheit wahr, in der wahrnehmungs- und sprachbezogenes Denken untrennbar miteinander verschränkt sind. So können sie mühelos – und intuitiv – an ihre soziale Außenwelt ankoppeln; ein Effekt, den Uta Frith als „sechsten Sinn“ für Soziales, als „Theory of Mind“, bezeichnet (Frith, 1999 und Marshall, 2013). Solche „mentalene Zustände“ anderer Menschen werden von Autisten als etwas Äußerliches wahrgenommen und daher durch logische Analysen statt intuitiv erschlossen. Was autistische Menschen dagegen leicht internalisieren, sind die Barrieren, die sie in der Kommunikation mit anderen Menschen verspüren und die sich dann als Blockaden in ihrem Denken widerspiegeln. In aller Regel als Blockaden, die eine Kommunikation zwischen dem „selbst“ oder „innen“, in dem sich die Wahrnehmungen spiegeln, und dem, das das eigene Verhalten reflektiert, erschweren. Der Grad des autistischen Eingeschlossenseins spiegelt somit den Grad der (von den autistischen Menschen selbst wahrgenommenen) Integration in die Außenwelt wider. Hier spielen Stereotypen, Routinen und Spezialinteressen eine wichtige Rolle, indem sie eine Außenwelt bilden, auf die sich autistische Menschen mühelos beziehen können, weil sie mit ihnen kommuniziert, und zwar nicht mittels einer „Theory of Mind“, sondern einer „Theory of Function“ (mehr dazu in „Vom Sterben der Dinge“ in Seng, 2014).

Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Kommunikationsweisen haben alle autistische Menschen diese Erfahrung – in unterschiedlichen Ausprägungen – gemeinsam. Wie andere Menschen einen sechsten Sinn für die mentalen Zustände ihrer Mitmenschen haben, haben Autisten einen sechsten Sinn für Menschen mit Erfahrungen, die sich aus der getrennten Wahrnehmung zweier Denksphären ergeben. In einem solchen, autistischen Kommunikationskontext fühlen sie sich wahrgenommen, manchmal sogar regelrecht „entlarvt“. Durch die Oberfläche verbaler wie non-verbaler Äußerungen scheint bei autistischen Menschen jener Fluss an Assoziationen durch, aus dem ihr wahrnehmungsbezogenes Denken besteht. An solchen Assoziationsketten können autistische Menschen anknüpfen, sich miteinander sozusagen assoziativ synchronisieren. Das ist, in einer kompakten Darstellung, das ganze „Geheimnis“, wie die Fähigkeitenworkshops einen reflektierten, offenen und konzentrierten Erfahrungsaustausch zwischen autistischen Menschen ermöglichen.

Zur Dynamik in autistischen Lebensläufen

Autismus ist nicht nur vielfältig, sondern auch über die Lebensspanne sehr variabel. Es gibt autistische Menschen, die in ihrer Kindheit nicht besonders auffällig waren, aber als Erwachsene es nicht schaffen, ein integriertes, selbstständiges Leben zu führen, genauso wie Autisten, die als Kind als schwer behindert erschienen und als Erwachsene bemerkenswerte Entwicklungen durchlebt haben. Prominente Beispiele finden sich in Leo Kanners Follow-Up Studie (Kanner, 1971) und in der Person Temple Grandins. Beide Beispiele liefern starke Hinweise darauf, dass die Umwelt für die Entwicklung autistischer Menschen eine wichtige Rolle spielt (dazu Theunissen, 2014).

Ich hatte in meiner Kindheit nur wenig Kontakt mit meiner sozialen Umwelt aufgenommen; es machte für mich keinen Unterschied, ob ich beispielsweise mit meinen Eltern oder anderen Kindern sprach, oder mit Schnecken oder Eidechsen (die damals meine liebsten „Spielkameraden“ waren). Entsprechend haben meine Erinnerungen an die ersten 10 bis 12 Jahre meines Lebens die Qualität von Träumen, von Bildern und Klängen, die assoziativ miteinander verknüpft sind und keinerlei Rückschlüsse auf ihre Kontexte zulassen. Menschen kommen in diesen Erinnerungen nicht vor. In der Zeit zwischen meinem zehnten und zwölften Lebensjahr änderten sich mein „In-der-Welt-Sein“ und meine Erinnerungen radikal: Ich realisierte, dass ich zu diesen merkwürdigen Wesen um mich herum gehörte oder gehören sollte, und mir wurde plötzlich die Isolation bewusst, in der ich lebte. Seitdem tauchen in meinen Erinnerungen Menschen auf und auch die Kontexte, die es mir erlauben, sie konkreten Ereignissen zuzuordnen. Meine zentralen Interessen verschoben sich von der Mathematik, hin zur Psychologie; wobei ich als Jugendlicher immer bestrebt war, die Psychologie auf eine mathematische Grundlage zu stellen. So versuchte ich etwa an Hand diverser Merkmale (wie z.B. Haar-, Augen und Kleidungsfarbe) die soziale Distanz zwischen Menschen zu berechnen, um herauszufinden, bei wem es am meisten Sinn machte, eine Kontaktabstimmung zu versuchen. Als junger Erwachsener führte mich meine Suche nach Kontaktmöglichkeiten schließlich zur Kunst, zur Malerei und später auch zum Schreiben. Der Erfolg war dabei nur sehr gering. Erst mein autistisches „Coming-out“ zeigte mir in einem mehrjährigen Prozess Wege zu einer für mich bedeutungs- und sinnvollen Kommunikation mit anderen Menschen; nach etwa 35 Lebensjahren. Inzwischen würde ich sagen, habe ich ein Höchstmaß an gesellschaftlicher Integration erreicht, gemessen an dem, was autistischen Men-

schen möglich ist. In einer Abwandlung (Softwareentwicklung und Systemadministration) habe ich schließlich – nach einigen Umwegen – mein Kindheitsinteresse für Zahlen und Strukturen zu meinem Beruf gemacht (Seng, 2014).

Auch wenn Autismus genetisch bedingt ist, ist es wichtig, nicht nur sozusagen einen neurologischen Blick darauf zu haben, sondern auch die damit verbundenen psychischen und sozialen Aspekte zu kennen und zu berücksichtigen. Eine andere Organisation des Denkens und Wahrnehmens zieht auch eine andere psychische Struktur nach sich. Die Trennung von wahrnehmungsbezogenem und sprachlichen Denken, oder von „Wahrnehmungs-ich“ und „Handlungs-ich“, wie es Temple Grandin nennt, geht einher mit einem Unbewussten, das autistischen Menschen sehr bewusst ist und als Innenwelt in Erscheinung tritt (Grandin, 2014). Die Selbstwahrnehmungen autistischer und nicht-autistischer Menschen unterscheiden sich grundlegend voneinander und damit auch die jeweils plausiblen Strategien, mit ihrer sozialen Umgebung in Kontakt zu treten. Autistische Menschen haben daher eine spezifische Sozialisation; Axel Brauns hatte dies einmal mit dem Satz charakterisiert, „Autismus heißt, es gibt keine Menschen“ (dazu Brauns, 2006). Daraus ergeben sich wiederum andere Auseinandersetzungen, andere Interessen und andere Problemlösungsstrategien. Autismus ist mit Sicherheit angeboren, die konkreten Erscheinungsformen aber weitgehend später erworben. Daher spielt die Umwelt eine entscheidende Rolle dafür, wie sich autistische Menschen entwickeln. Autistisches Anderssein ist zugleich ein Potenzial und eine Behinderung; was davon mehr in den Vordergrund rückt, hängt weitgehend von dem Umfeld ab, in dem autistische Menschen leben.

Psychische Stabilität zwischen Stereotypen und Spezialinteressen

Autistische Menschen haben gegenüber „neurotypischen“ Menschen den Nachteil, dass sie in keiner Schule oder Ausbildung lernen, mit ihrem spezifischen Denken und Wahrnehmen produktiv umzugehen. Ein wesentlicher Aspekt ist dabei das Erlangen und Aufrechterhalten einer hinreichenden psychischen Stabilität. In Hinblick auf ein spezifisch autistisches Denken und Wahrnehmen bedeutet dies, einen Umgang mit der eigenen nicht ausreichenden WahrnehmungsfILTERUNG zu haben, um sich selbst vor Wahrnehmungsüberforderungen, sogenannten Overloads, zu schützen. Es bedeutet auch, geeignete Kompensationen für die fehlende sozial vermittelte Stabilität zu finden.

Die Wahrnehmungsinhalte gelangen in einem sehr „rohen“, d.h. wenig vorverarbeiteten Zustand in das Bewusstsein eines autistischen Menschen. Werden diese Inhalte gut organisiert, führt dies zu einem leistungsfähigen Denken, wenn nicht, überschwemmen sie das Denken mit untereinander wenig bis nicht aufeinander bezogenen Detailinformationen; dann ist keine kohärente Wahrnehmung mehr möglich. Ich selbst bin auch anfällig für solche Overloads, insbesondere in Stresssituationen. Dann sehe ich beispielsweise keine Häuser, Straßen, Autos etc. mehr, sondern nur noch geometrische Linien und Figuren, eine Fülle winziger Details, die sich nicht mehr zu etwas sinnhaftem zusammenfügen. Solche Zustände verhindern jegliche Orientierung und können – wenn sie häufig genug auftreten – zu einer Art Dekompensation und psychischen Erkrankung führen; in meinem Fall zu psychosomatischen Erkrankungen und Überlastungsdepressionen. Anders als früher kann ich mit solchen Effekten inzwischen gut umgehen, sie frühzeitig erkennen und ihnen entgegen steuern. Und ich kann vor allen Dingen, mein Denken und Wahrnehmen so steuern, dass es als Stärke in Mustererkennung und Durchdringung komplexer Strukturen in Erscheinung tritt, anstatt meine Orientierungsfähigkeit und psychische Stabilität zu beeinträchtigen. Das habe ich mir in vielen Jahren als Erfahrungswissen selbst beigebracht und weder in der Schule noch an der Universität gelernt (obschon das Mathematikstudium mir da hilfreiche Anregungen gegeben hat).

Ebenso wie die Interessen und Kommunikationsweisen autistischer Menschen sich voneinander sehr unterscheiden, sind auch die Umgangsformen mit Struktur und Routinen sehr unterschiedlich. Das reicht von Autisten, die ihre Tagesabläufe fast minutiös durchstrukturieren, bis zu welchen, die ein weitgehend strukturloses Leben leben. Dennoch sind für fast alle Struktur und Routinen zentrale Themen in ihrem Leben. Nicht wenige leben in dem Widerspruch, Struktur zu benötigen, vor allen Dingen um ihr Denken und Wahrnehmen zu organisieren, dies aber selbst nicht oder nur schwer herstellen zu können. Zu denen gehöre ich auch. Meine Fähigkeit, einer regulären Arbeit nach zu gehen, oder in Projekten wie autWorker zu arbeiten, habe ich erst dadurch erlangt, dass ich gelernt habe, mein Leben und meine Tagesabläufe so zu strukturieren, wie ich es benötige, um in diesem Sinne zu „funktionieren“. Dafür waren neben einer gewissen Disziplin eine umfassende Auseinandersetzung mit meinem Autismus und eine akzeptierende Haltung dazu notwendige Voraussetzung.

Tatsächlich verfügen autistische Menschen über ein Repertoire an guten Strategien zur Stabilisierung: Selbststimulierungen (oft auch englisch „stimming“ ge-

nannt), sogenannte stereotype Handlungen, Routinen und nicht zuletzt die Beschäftigung mit Spezialinteressen. Leider ist hierbei das soziale Umfeld wenig hilfreich, weil solche Verhaltensweisen oft als „unschicklich“ angesehen werden; vermutlich, weil sie sich zu sehr auf sich selbst und nicht auf die soziale Umgebung beziehen. Viele autistische Menschen machen daher die Erfahrung, dass, was für sie gut und wichtig ist, von ihrem Umfeld problematisiert oder gar abgelehnt wird. Auch ich habe mir in meiner Jugend stereotype Handlungen und Selbststimulierungen abgewöhnt, um nicht als „behindert“ zu erscheinen.

Anders als für nicht-autistische Menschen, die ihre psychische Stabilität aus ihrem sozialen Umfeld erlangen, ist dieses für autistische Menschen eher eine Quelle der Destabilisierung. Im ungünstigsten Fall führt das Bedürfnis oder die Notwendigkeit, sich vor dem sozialen Umfeld schützen zu müssen, zu einer mangelnden Integration des „sozialen Aspekts“ autistischen Denkens, dem sprachlichen Denken. Es fehlt dann die Instanz, die assoziativen Ströme des wahrnehmungsbezogenen Denkens zu organisieren und zu steuern. Damit fehlen auch die Möglichkeiten zu einer nachhaltigen psychischen Stabilisierung und zu einem sinn- und bedeutungsvollen Bezug zur sozialen Welt der (nicht-autistischen) Menschen.

Die Klangfarbe des Autismus: Wohlklang oder Dissonanz?

Autistische Intelligenz ist etwas ausgesprochen vielschichtiges, hat aber einige grundlegende Merkmale, die allen autistischen Menschen gemeinsam sind. Dazu gehört eine scharfe Trennung zweier Denkaspekte, einem wahrnehmungsbasierten und einem sprachbasierten. In dieser Trennung spiegelt sich die zwischen einem als innen wahrgenommenen „selbst“, in dem sich das Wahrgenommene in assoziativ organisierten Strömen widerspiegelt, und einem als außen wahrgenommenen „selbst“ des Handelns und Sprechens (siehe Grandin, 2014 und Seng, 2013, insbes. Anhang 1 u. 2). Die in diesem Artikel angesprochenen Themen, autistisches Denken, spezifisch autistische Kommunikationsweisen und Stereotypen bzw. Routinen, können nur vor dem Hintergrund der „typisch autistischen“ Organisation des Denkens und Wahrnehmens adäquat verstanden werden. Sie hängen eng miteinander zusammen. Gelingt es, diese Aspekte in einer produktiven Weise zu integrieren, zeigt sich autistisches Denken als Stärke und Potenzial, andernfalls als Barriere und Blockade. Vermutlich spielen eine Reihe

Faktoren eine wichtige Rolle dabei, ob eine solche Integration im Einzelfall gelingt, das soziale Umfeld gehört mit Sicherheit dazu.

Trotz einer gewissen beruflichen Anerkennung hatte Alan Turing kein solches Umfeld; das ist ein zentrales Thema des Films. Das einzige, worauf er sich beziehen konnte, was mit seinem Denken Resonanzen erzeugte und sich damit synchronisieren ließ, war Christopher Morcom, sein jung verstorbener Jugendfreund, der ihn in der Schule als einziger nicht ausgegrenzt hatte, und sein (nach dem Jugendfreund benannte) Prototyp einer intelligenten Maschine. Als er auch noch wegen seiner Homosexualität verfolgt und zu einer „chemischen Kastration“ verurteilt wurde, nahm er sich aus Verzweiflung das Leben. 2013 wurde er von der britischen Königin rehabilitiert (Wikipedia, 2015 (2)).

Quellen

- Asperger, Hans: „Zur Differenzialdiagnose des kindlichen Autismus“. Acta Paedopsychiatrica 35 (4), S. 136-45; 1968
- Balintgesellschaft, Schweizerische: „Was ist Balintarbeit“. http://www.balint.ch/seiten_de/geschichte.html, ges. am 5.4.'15; 2014
- Brauns, Axel: „Ich bin als Ein-Mann-Armee unterwegs“, Interview mit „Hinz & Kunzt“. Hinz & Kunzt, das Hamburger Straßenmagazin, 161, Juli 2006. <http://www.hinzundkuntz.de/„ich-bin-als-ein-mann-armee-unterwegs“>, ges. am 5.4.'15; 2006
- Brock, Jon: „Did Alan Turing have Asperger syndrome?“. <http://crackingtheenigma.blogspot.se/2012/06/did-alan-turing-have-asperger-syndrome.html>, ges. am 5.4.'15; 2012
- Eby, Douglas: „Alan Turing: Exceptional Intellect and Asperger's“. <http://blogs.psychcentral.com/creative-mind/2014/12/alan-turing-exceptional-intellect-and-aspergers/>, ges. am 5.4.'15; 2014
- Frith, Uta: „Pattern detection in normal and autistic children“ (PhD thesis). London, Institute of Psychiatry; 1968
- Frith, Uta; Happé, Francesca: „Theory of Mind and Self-Consciousness: What Is It Like to Be Autistic?“. Mind & Language, Vol. 14, Nr. 1, März 1999, S. 1-22; 1999

- Grandin, Temple: „Autism – The Way I See It: Different Types of Thinking in Autism“. <http://www.templegrandin.com/article.html>, ges. am 5.4.'15; 2010
- Grandin, Temple, Panek, Richard: „The Autistic Brain. Exploring the Strength of a Different Kind of Mind“. London, Rider/Random House; 2014
- Howlin, Patricia: „A Lifetime Perspective of Autism“. Stockholm, Karolinska Institutet, s. <https://www.youtube.com/watch?v=hb9fgzPj67A>, ges. am 5.4.'15; 2013
- Ioannidis, John P. A.: „Excess Significance Bias in the Literature on Brain Volume Abnormalities“. In Arch Gen Psychiatry, 68(8), S. 773-780; 2011
- Kanner, Leo: „Follow-Up Study of Eleven Autistic Children Originally Reported in 1943“. Journal of Autism and Childhood Schizophrenia 1(2), S. 119-45; 1971
- Marshall, Tania: „Professional Interview Series: Professor Uta Frith“. <https://taniaannmarshall.wordpress.com/2013/06/27/professional-interview-series-professor-uta-frith>, ges. am 5.4.'15; 2013
- Mottron, Laurent et al.: „Locally oriented perception with intact global processing among adolescents with high-functioning autism: evidence from multiple paradigms“. J. of Child Psychology and Psychiatry 44:6, S. 904–913; 2003
- Mukhopadhyay, Tito: „How Does The Autistic Brain Work“. Public Broadcasting Service (PBS), s.a. http://www.docdatabase.net/download_pdf.php?did=1131644; 2003
- Seng, Hajo: „Wundersame Fähigkeiten“. Hamburg, autWorker eG; [http://www.hajoseng.de/medien/buecher/Wundersame Faehigkeiten.pdf](http://www.hajoseng.de/medien/buecher/Wundersame_Faehigkeiten.pdf); 2. Aufl., 2013
- Seng, Hajo: „Ein autistisches Leben leben“. Hamburg, autWorker eG; s. [http://www.hajoseng.de/medien/buecher/Ein autistisches Leben leben.pdf](http://www.hajoseng.de/medien/buecher/Ein_autistisches_Leben_leben.pdf); 4. Aufl., 2014
- Theunissen, Georg: „Menschen im Autismus-Spektrum. Verstehen, annehmen, unterstützen. Ein Lehrbuch für die Praxis“. Stuttgart, Kohlhammer; 2014
- Wikipedia (2): „The Imitation Game“. http://de.wikipedia.org/wiki/The_Imitation_Game_%E2%80%93_Ein_streng_geheimenes_Leben, ges. am 5.4.2015; 2015
- Wikipedia (1): „Alan Turing“. http://en.wikipedia.org/wiki/Alan_Turing, gesehen am 5.4.2015; 2015



Ein Hinweis auf den Hinweis ...

Wundersame Fähigkeiten

„Ein anderer Knabe kam und meldete, jener Sokrates sei in den Vorhof der Nachbarn abgeschwenkt und stünde da, und als er ihn anrief, wollte er nicht hereinkommen. Du redest wunderbarlich, sagte Agathon, also ruf ihn nur und laß nicht ab. Da habe er selbst [Aristodemos, der Erzähler] gesagt: Auf keinen Fall, sondern laßt ihn, denn das ist seine Gewohnheit, öfters bleibt er stehen, wo es gerade ist, und da steht er. Ich glaube, er wird bald kommen. Stört ihn also nicht, sondern laßt ihn. Wenn du meinst, soll es so geschehn, sagte Agathon.“

Platon: Symposion



Wie kaum etwas anderes menschliches hat in den knapp 70 Jahren seit seiner ersten Beschreibungen der Autismus zur Bildung unterschiedlichster Mythen angeregt. Für die „betroffenen“ autistischen Menschen ist dies nicht von Vorteil, im Gegenteil: Die kursierenden – im Positiven wie im Negativen – verzerrten Bilder autistischer Menschen vertiefen den Graben zwischen Autisten und Nicht-Autisten, der ohnehin schon schwer genug zu überwinden ist. Sie stellen häufig die autistischen Menschen als Wesen jenseits des Menschlichen dar, was mit der Wahrnehmung vieler Autisten korreliert, selbst keine Menschen zu sein. Bereits dieser Umstand für sich lässt es als eine wichtige Aufgabe erscheinen, zu einem Autismusverständnis zu kommen, das beiden Formen des Menschseins, der autistischen wie der nicht-autistischen, ermöglicht, einander anzunähern. Viel drängender wird eine solche Aufgabe aber vor dem Hintergrund, dass – wie es scheint – seit der Zeit der ersten Autismusbeschreibungen in den 1940er Jahren autistische Menschen zunehmend aus gesellschaftlichen Zusammenhängen gedrängt und desintegriert werden.

Da auch die Autismusforschung nicht frei ist von Mythen und Vorurteilen gegenüber autistischen Menschen und vor allen Dingen auch meist nur die menschliche, nicht-autistische Perspektive auf dieses Phänomen berücksichtigt, versuche ich, die Annäherungen beider Welten auf eine andere Grundlage als die wissenschaftliche zu stellen. Auf die Grundlage meiner eigenen Erfahrungen als autistischer Mensch und meiner Erfahrungen mit einer inzwischen bestimmt in die Hunderte gehenden Zahl an autistischen Menschen, die ich im Rahmen meiner Selbsthilfetätigkeiten kennen lernen durfte. Beide, meine Persönlichkeit und meine Lebenserfahrung, bestehen in einem Spannungsverhältnis zweier Welten, die mich seit meiner frühesten Kindheit begleiten und die unterschiedlicher nicht sein können, als sie sind, einer autistischen und einer „normalen“, nicht-autistischen Welt. Beide Welten miteinander zu verbinden, ist daher eine Aufgabe, die mir seit meiner Kindheit gestellt ist. Der Grad meiner Funktionalität in einer nicht-autistisch organisierten Welt hängt unmittelbar davon ab, wie gut ich diese Aufgabe gerade bewältige.

Ein kurzer historischer Abriss

Hans Asperger und Leo Kanner

Vor dem Hintergrund der aktuellen Autismusforschung ruft die Lektüre der beiden Veröffentlichungen von Leo Kanner und Hans Asperger in den 1940er Jahren zumindest bei mir ein gewisses Erstaunen hervor. Nämlich darüber, dass wesentliche Aspekte dieser beiden Arbeiten, die Autismus jeweils erstmals als ein eigenständiges Syndrom definieren, in den heutigen Autismusdiskussionen kaum vorkommen. Insbesondere betrifft dies den Aspekt der auffälligen „speziellen“ Fähigkeiten autistischer Menschen. Am Anfang einer Erörterung dieser Fähigkeiten muss daher ein Verständnis der Geschichte der Autismusbilder seit Kanner und Asperger stehen, die zugleich auch den Prozess der Desintegration autistischer Menschen seit dieser Zeit aufzeigt.

Hans Asperger gibt in seinem Artikel über die „autistischen Psychopathen im Kindesalter“ den auffälligen Fähigkeiten und Interessen der von ihm betrachteten Kinder viel Platz. Das Zusammentreffen solcher Fähigkeiten mit Auffälligkeiten im Sozialverhalten und in der Kommunikation ist für ihn konstituierend für die „autistische Psychopathie“, die er als eigenständiges Syndrom, wie es heute benannt wird, sieht. Bereits in den wenigen Fällen, die Hans Asperger betrachtet, findet sich eine beachtliche Varietät an Fähigkeiten und Interessen, die diese Kinder zeigen. Die reichen von naturwissenschaftlichen und technischen Interessen über die Kunst bis zu einer besonderen Befähigung, Menschen treffend beurteilen zu können. Gemeinsam ist diesen Interessen und Fähigkeiten, dass die Kinder sie eigenständig erworben haben und ihnen aus eigenem Antrieb nachgehen. Die Kinder werden von Hans Asperger geradezu dadurch charakterisiert, dass sie sich weigern, von ihren Bezugspersonen etwas anzunehmen. Weiterhin werden diese Interessen als eher nutzlos charakterisiert, aber ebenso auch als ungewöhnlich reif und originell. In den Beschreibungen wird auch deutlich, dass diese Eigenständigkeit, die die Kinder an den Tag legen, erst in Zusammenhang mit dafür ungeeigneten Rahmenbedingungen, etwa der Schule, zum Problem werden.

„In allem folgen diese Kinder ihren eigenen Impulsen, gehen ihren eigenen Interessen nach, unbekümmert um die Anforderungen der Umwelt. In der Familie kann man diesen Eigenheiten weitgehend nachgeben, um Konflikte zu vermeiden, kann die Kinder einfach ihrer Wege

gehen lassen. [...] Anders ist es, wenn das Kind in die Schule kommt. Da ist ihm die Freiheit des spontanen Impulses, des spontanen Interesses weitgehend genommen. Es soll still sitzen, aufpassen, ständig so reagieren, wie es vorgeschrieben ist – lauter Dinge, die diese Kinder nicht oder nur sehr schwer können. Die Anlässe zu Konflikten wachsen ungeheuer. Während mit den Eigenheiten der autistischen Kleinkinder die Eltern doch oft selber fertig werden, so kommen die Schulanfänger fast alle in heilpädagogische Beratungsstellen, weil es mit ihnen auf gewöhnlichem Wege nicht geht.“

Hans Asperger: Die „Autistischen Psychopathen“ im Kindesalter, 1944

Hans Asperger ist sehr darauf bedacht, nicht nur die Fähigkeiten, sondern auch die Persönlichkeiten der Kinder, inklusive ihres Sozialverhaltens, ambivalent zu betrachten. Er sieht in ihnen eben nicht nur Defizite oder Behinderungen, sondern auch Fähigkeiten und Potenziale: „Wir sehen hier also, was uns bei fast allen Autistischen begegnen wird, ein Sonderinteresse ausgebildet, das den Knaben auf seinem 'Spezialgebiet' zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt.“ Es ist genau diese Ambivalenz, die das Asperger-Syndrom – nach Hans Asperger – ausmacht. Ohne sie verliert der Autismus, den Hans Asperger beschrieben hat, seine Trennschärfe und letztendlich auch seinen Sinn. Der Verlust dieser Trennschärfe ist ein Effekt, der in der heutigen Zeit recht deutlich zu beobachten ist – nicht zum Vorteil derjenigen Menschen, die Hans Asperger bei seiner Autismusbeschreibung im Sinn hatte.

Aber auch bei Leo Kanner spielt eine solche Ambivalenz keine geringe Rolle. Bereits der erste Junge seiner Beschreibungen zeigte bereits vor seinem zweiten Geburtstag „ein ungewöhnliches Gedächtnis für Gesichter und Namen, kannte die Namen einer großen Zahl von Häusern in seiner Heimatstadt“ und summtte akkurat Melodien nach, die er gehört hatte. In seiner Schlussfolgerung betont Kanner, dass die von ihm beobachteten Menschen mit zunehmendem Alter ihre Fähigkeiten weiter entwickelten und oft zu Gunsten ihrer Funktionalität einzusetzen lernten. Die Kinder, die er beobachtete, waren zum großen Teil jünger als die aus Aspergers Schrift. Dafür beobachtete Kanner einige von ihnen über mehrere Jahre hinweg. Dabei stellte er eine Entwicklung von Interessen von repetitiven und stereotypen Handlungen hin zu Fähigkeiten, die ein intellektuell beachtliches Niveau erreichen konnten.

„Even though most of these children were at one time or another looked upon as feebleminded, they are all unquestionably endowed with good cognitive potentialities. [...] The astounding vocabulary of the speaking children, the excellent memory for events of several years before, the phenomenal rote memory for poems and names, and the precise recollection of complex patterns and sequences, bespeak good intelligence in the sense in which this word is commonly used.“

Leo Kanner: Autistic Disturbances of Affective Contact, 1943

Leo Kanner war offenbar auch fasziniert von dem Zusammentreffen von einer Abwehr sozialer Einflüsse und Intellektualität, was für seine Autismuscharakterisierung eine ähnliche Bedeutung hat wie bei Hans Asperger. Er unterscheidet den Autismus von der Schizophrenie ausdrücklich dadurch, dass im Gegensatz zu Schizophrenen, Autisten aus einem Zustand anfänglicher Abgeschlossenheit sich immer mehr öffnen: „[...] our children gradually compromise by extending cautious feelers into a world in which they have been total strangers from the beginning.“ Dass sie das können, führt er zumindest implizit auf ihren intellektuellen Zugang zur Welt zurück. Hierbei sollte nicht unerwähnt bleiben, dass die Menschen, die Leo Kanner begleitet hatte, meistens aus intellektuellen Elternhäusern kamen und ihre Intellektualität entsprechend auch gefördert wurde, was Kanner neben anderem als Mit-Ursache für Autismus in Betracht zieht.

Bereits im Vorschulalter gerieten Zahlen und zahlenähnliche Strukturen in den Fokus meiner Interessen; deutlich kann ich mich erinnern, dass ich mich von der Symmetrie der Primzahlzerlegungen faszinieren ließ, lange bevor ich zur Schule ging (beispielsweise $5 \times 7 = 7 \times 5 = 35$). Dieses im Grunde genommen algebraische Interesse richtete sich auch auf Buchstaben und generell auf Zeichen, die logische Strukturen abbildeten. Das brachte mich dazu, eigenständig lesen, schreiben und rechnen zu lernen, bevor ich in die Schule kam; obwohl dies in meinem Elternhaus nur wenig unterstützt wurde. Während meiner Grundschulzeit „entwickelte“ ich Formeln, mit denen ich versuchte, alles mögliche zu berechnen, und begann, mich für die Physik zu interessieren. Später, in den ersten Gymnasialjahren berechnete ich mit Hilfe selbst-entwickelter Formeln das Verhalten meiner Mitschüler und erfand eigene Alphabete, weil mir das lateinische nicht logisch stringent erschien. Meine Interessen richteten sich zunehmend auf algebraische Aspekte der Mathematik und der theoretischen Physik, etwa der Quantentheorie. Mathematik und Physik wurden auch zu meinen „starken Fächern“ in der Abiturszeit. Schließlich studierte ich Mathematik, zunächst in Kombination mit

Physik, später weitgehend alleine, wobei ich mich auch innerhalb der Mathematik auf ihre algebraischen Seiten konzentrierte. In diesem Werdegang meiner Interessen kann ich tatsächlich beides wiedererkennen, die von Hans Asperger beschriebene „frühreife“ Beschäftigung mit für Kinder untypischen Themen und die von Leo Kanner beschriebene Entwicklung von eher repetitiven Verhaltensmustern (Sammeln von Zahlen und Buchstaben) zu wissenschaftlich fundierten Beschäftigungen (Algebra).

Als Kind pflegte ich auch Verhaltensweisen, die in die Kategorie „Stereotypien“ fallen. Bis in meine Jugendzeit wippte ich gerne mit meinem Oberkörper und schaukelte intensiv beim Einschlafen. Beides diente dem Spannungsabbau. Als Jugendlicher wurde mir klar, dass solche „Gewohnheiten“ mich als „irgendwie behindert“ stigmatisierten, und ich gewöhnte mir sie nach und nach ab. Statt dessen entwickelte ich andere, subtilere Methoden des Spannungsabbaus. Bis heute geblieben sind da beispielsweise das Sortieren großer Datenmengen oder das „Fluten“ meiner Wahrnehmungen (schnelle Bilderfolgen, laute, „harte“ Musik oder scharfe Gerüche). Das Bedürfnis, mich solchen Dingen hinzugeben, tritt immer in Spannungssituationen auf und ist ein verlässlicher Indikator für sozialen Stress. Interessant finde ich den Gedanken, den Leo Kanner zumindest nahelegt, dass sich solche Stereotypien auch in Interessen verwandeln können. Auch ich habe den Eindruck, dass sich – zumindest für Autisten – das Ausüben stereotyper Handlungen förderlich für die Fokussierung und Konzentration auswirken. Ich kann zumindest bestätigen, dass die Beschäftigung mit den „eigenen Themen“ (in meinem Fall Mathematik und Psychologie) außerordentlich beruhigend wirkt.

Insgesamt lässt sich behaupten, dass Autismus grundsätzlich in einer Ambivalenz von Behinderung und Befähigung besteht und auch so verstanden werden muss. Das Zusammentreffen von beidem, eine Abgeschlossenheit gegenüber der Umwelt, insbesondere der sozialen, und besonderen, auffälligen Leistungen des Gehirns, das ist es, was Autismus ausmacht. Dennoch wurde dieser Aspekt, der sowohl bei Hans Asperger als auch bei Leo Kanner deutlich zu Tage tritt, bis heute nicht systematisch untersucht. Ebenso wenig wie die von Leo Kanner beschriebene Beobachtung, dass sich repetitive oder stereotype Muster bei autistischen Menschen zu echten Fähigkeiten entwickeln – eine Entwicklung, die Leo Kanner auch in Hinblick auf Sprache und Kommunikation beobachtet hatte.

Leere Festungen

Leo Kanner war, wie viele Intellektuelle seiner Zeit, die sich explizit von faschistischen Menschenbildern absetzten, Anhänger psychoanalytischer Ansätze. Anders als Hans Asperger suchte er bereits in seinem 1943 veröffentlichten Artikel Ursachen für den von ihm beobachteten Autismus in den Eltern der Kinder, deren Mütter er alle nicht als besonders warmherzig erlebte. Zusammen mit Bruno Bettelheim entwickelte er in der folgenden Zeit einen Erklärungsansatz, der unter dem Stichwort „Kühlschrankmütter“ bekannt wurde. Dieser Ansatz führte zu einem Diskurs, der recht schnell in den USA außerordentlich populär wurde; was erstaunlich ist vor allen Dingen vor dem Hintergrund der geringen Häufigkeit autistischer „Störungen“, von der man in jener Zeit ausging. Die fast schon formelhafte Anwendung psychoanalytischer Modelle auf das Phänomen Autismus führte zu einem Autismusbild, das in seinen Konsequenzen verheerend war und bis in die heutige Zeit die Autismusdiskussionen prägt, obwohl es als widerlegt gilt.

Die Tatsache, dass autistische Kinder sich vor allen Dingen vor menschlichem Kontakt zu schützen schienen, konnte vor dem Hintergrund psychoanalytischer Modelle nicht anders als als eine extreme Form der Traumatisierung verstanden werden. Daher auch der Vergleich mit Kindern, die in einem deutschen Konzentrationslager aufgewachsen waren. Das Verständnis der menschlichen Psyche, wie sie die Freudsche Lehre lieferte, legte auch den zwingenden Schluss nahe, dass durch die Blockade der Kontakte zu anderen Menschen auch die Bildung einer eigenen Persönlichkeit blockiert sein musste. Der Gedanke, dass – bedingt durch eine tatsächlich anders funktionierende psychische Struktur – autistische Menschen ihre Persönlichkeit gerade in der Abwehr menschlicher Kontakte und nicht in der Such danach entwickelten erschien vor dem Hintergrund einer zu eng aufgefassten psychoanalytischen Theorie abwegig. Es blieb das Bild autistischer Kinder als „leere Festungen“, das letztlich auch die Grundlage für die Diagnosekriterien bildete, die bis heute festgeschrieben sind. Der Aspekt der ungewöhnlichen, intellektuellen Fähigkeiten trat in den Hintergrund und verschwand schließlich fast völlig.

Die Diagnosekriterien für Autismus, die in den ICD und den DSM ab den 1970er Jahren Einzug gefunden haben, halten sich an einen Befund, den Kanner bei den Kindern in einem frühkindlichen Alter vorgenommen hatte. Die von ihm beschriebenen Entwicklungspotenziale wurden dabei außer Acht gelassen, sowohl diejenigen, die Kommunikation und Sozialverhalten betreffen, als auch diejenigen, die

sich auf die Interessen der Kinder beziehen. Letztere tauchen nur noch als repetitive Verhaltensmuster und Stereotypen auf. Von den frühreifen Beschäftigungen, dem bemerkenswerten Gedächtnis etwa, was beide, Leo Kanner und Hans Asperger, noch als grundsätzliche Aspekte des Autismus angesehen haben, ist in den Diagnosekriterien bis heute keine Rede. Das ist nicht zuletzt auch mindestens mitverantwortlich für die „diagnostische Krise“, die sich heutzutage zeigt: Da Autismus in der Regel nicht adäquat von den Diagnosekriterien erfasst wird, zeigt sich insbesondere für seine hochgradig funktionalen Varianten eine zunehmende Beliebigkeit der Diagnosestellungen. Ich vermute, dass dies sowohl für den vermeintlichen Zuwachs an „Autismusfällen“, als auch für die teilweise inflationäre Verwendung von Verlegenheitsdiagnosen wie „atypischer Autismus“ oder „autistischen Zügen“, verantwortlich ist.

„Special Skills“ in Diagnosekriterien:

Asperger-Syndrom		Kanner-Syndrom
-	Leo Kanner 1943	ja
ja	Hans Asperger 1944	-
-	Kriterien bis 1980	nein
-	DSM-III 1980	ja
ja	Lorna Wing 1981	-
-	DSM-III-R 1987	nein
nein	ICD-10 (Skizze) 1990	nein
ja	ICD-10 1992	nein
ja	DSM-IV 1994	nein
ja*	DSM-V (Skizze) 2011	ja*

* Hier „Autismus-Spektrums-Störung“; die Unterscheidung zwischen Kanner- und Asperger-Syndrom soll im DSM-V aufgehoben werden.

Anfang der 1980er Jahre wurde – maßgeblich zunächst von Lorna Wing, dann auch von Uta Frith und anderen – das „Asperger-Syndrom“ sozusagen wiederentdeckt. Diese Wiederentdeckung ist vor dem Hintergrund einer zu dieser Zeit bereits spürbaren Desintegration autistischer Menschen zu sehen, die zunehmend aus gesellschaftlichen Strukturen herausfallen und auf diese Weise sichtbar werden. Wenn auch von Anfang an die starke Vermutung besteht, dass Hans Asperger und Leo Kanner ein und dasselbe Syndrom beschrieben haben, wird an der Unterscheidung von Kanner- und Asperger-Syndrom, bzw. niedrig- und hochgradig funktionalem Autismus, festgehalten. Die Trennungslinie wird nun an der Einschätzung festgemacht, ob die Autisten noch das Potenzial einer gesellschaftlichen Integration vorweisen oder nicht. Aber auch diese Unterscheidung ist nicht trennscharf; vor allen Dingen entwickeln sich durchaus bisweilen Menschen, die etwa als Kind noch als eindeutig „behindert“ wahrgenommen wurden, als Erwachsene als – wenn auch randständig – integrierte Mitglieder der Gesellschaft. Die oben erwähnte Ambivalenz steckt grundsätzlich in allen autistischen Menschen und lässt sich in aller Regel nicht in eine Richtung (Behinderung oder Begabung) auflösen. Auch auf die Gefahr einer Wiederholung: Autismus ist immer beides.

Nichts desto trotz wird auch in den Anfang der 1990er Jahren eingeführten Asperger-Syndrom-Diagnosen an dem gewohnten Autismusbild festgehalten, das in den Interessen autistischer Menschen nichts verwertbares und auch keine Potenziale sieht. Autisten erscheinen hier als stumpfe, stereotype Schwachsinnige, die sich durch ihren mangelnden Kommunikationswillen oder ihrer mangelnden Kommunikationsfähigkeit auszeichnen. Nichts von der Faszination, von der die Aufsätze und Fallbeschreibungen Hans Aspergers und Leo Kanners aus den 1940er Jahren durchdrungen sind, ist mehr geblieben.

Charakterisierung von „Spezialinteressen“:

Peter Szatmari (1989): kein Kriterium

C. und C. Gillberg (1991): ausschließend, repetitiv oder bedeutungslos

ICD-10, DSM-IV (1992, 1994): eingeschränkt, stereotyp, sich wiederholend

Carol Gray, Tony Attwood (1999): originell, einzigartig

Dass eine solche Sicht sich selbst im Sinne einer „self-fulfilling prophecy“ immer wieder aufs Neue bestätigt, liegt sozusagen auf der Hand. Gerade bei autistischen Menschen, deren Psyche sich mehr als bei allen anderen dazu eignet, anderen Menschen einen Spiegel vor zu halten, fällt dies auf einen fruchtbaren Boden. Im Prozess der Desintegration autistischer Menschen während der Nachkriegszeit wirken auch solche Bilder auf die autistischen Menschen zurück: Sie passen sich diesen defizitären Bildern an, verlieren den Glauben an ihre Fähigkeiten, die ihnen abgesprochen werden, und am Ende auch das Maß an Selbstbewusstsein, dass sie für eine Integration in eine nicht-autistisch geprägte Gesellschaft bräuchten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich in der Folge immer wieder autistische Menschen zu Wort melden, die es trotz widrigster Umstände geschafft haben, eine eigenständige Position in der Gesellschaft zu finden. Um den „alten“ Autismusbegriff, wie er in den Diagnosekriterien festgeschrieben ist, zu retten, wird zunehmend vom Asperger-Syndrom als „milder Form“ des Autismus gesprochen. Dabei wird – wieder entgegen dem, was bei Hans Asperger und Leo Kanner zu lesen ist – außer Acht gelassen, wie sehr biographische Faktoren, Lebensbedingungen und soziale Umgebungen entscheiden, wie „mild“ Autismus in Erscheinung tritt. Hier verbinden sich zwei sehr unterschiedliche Denkansätze von Hans Asperger und Leo Kanner: Während Autismus selbst, wie von Hans Asperger vermutet, als vererbt angenommen werden muss, ist die Frage, in wie weit er als Behinderung für eine Integration der Menschen in Erscheinung tritt, eine weitgehend soziale Frage, die damit auch – wie bei Leo Kanner – ins Feld der psychoanalytischen Diskurse führt; allerdings auf deutlich andere Weise, als es Leo Kanner vermutet hatte.

Exkurs: Empathie und Desintegration

Die Desintegration autistischer Menschen in der Nachkriegszeit findet zumindest in den westlichen Gesellschaften vor dem Hintergrund einer Entwicklung statt, in der „sozialer Intelligenz“ und „sozialen Fähigkeiten“ ein immer höherer Stellenwert zuteil wird. Nachdem sich durch den zweiten Weltkrieg totalitäre Gesellschaftsmodelle weitgehend diskreditiert haben, findet in westlichen Gesellschaften eine Entwicklung hin zu einer umfassenden Individualisierung und Ausdifferenzierung der Menschen statt. Sie findet unter anderem in der „1968er-Zeit“ ihren starken und nachhaltigen Ausdruck. Zugleich mit dieser Individualisierung erlangt die Kommunikation der Menschen untereinander eine zunehmend bedeutende Rolle als Zusammenhalt der Gesellschaft. Dabei geht es weniger um Kommunikation als Informationsaustausch, sondern um diejenigen – affirmativen

– Aspekte der Kommunikation, in denen sich die Menschen gegenseitig versichern, derselben Gemeinschaft anzugehören; intuitiv und weitgehend unbewusst. Die Menschen werden auf der einen Seite durch die Infragestellung gesellschaftlicher Regeln freier, auf der anderen Seite wird von ihnen in zunehmenden Maße selbst erbrachte Anpassungsleistungen erwartet, hauptsächlich im Feld der Kommunikation.

Diese Anpassungsleistungen sind allerdings nicht leicht zu verstehen; sie bestehen im Wesentlichen darin, über den bloßen Informationsaustausch hinaus in einer Art und Weise zu kommunizieren, die nicht als irritierend aufgefasst wird. Das schließt beispielsweise „ungezwungenen“ Smalltalk ebenso mit ein wie ein Gefühl für die Wechselseitigkeit der Kommunikation und – vor allen Dingen – die passende Mimik und Gestik. Eine in diesem Sinne gelungene Kommunikation vermittelt den Kommunizierenden das Gefühl, „mit den anderen zu schwingen“. Etwas, was für autistische Menschen in aller Regel sehr schwer verständlich ist; auch für mich. Einen plausiblen Weg, diese Art der Kommunikation zu verstehen, habe ich bei Jacques Lacan gefunden, der dafür eine logische Situation darlegt, die sich nur in der Zeit (und in der Interaktion mit anderen) auflösen lässt. Dazu mehr im Anhang über semantische Spiegelungen. Eine solche Logik bedarf keiner Fundierung mehr, was ihre Inhalte und Aussagen am Ende beliebig werden lässt; entscheidend ist hierbei der Prozess der schrittweisen und nie zu Ende kommenden Auflösung, der den Takt vorgibt, den die Menschen dann als „Mitschwingen“ intuitiv erfassen. Sie können, um in diesem Bild zu bleiben, die Zeit des (logischen) Schließens miteinander synchronisieren. Derartige Logiken, die sich auf strukturierte semantische Felder beziehen, liegen sowohl der Ichbildung als auch dem Zusammenhalt der Welt als Ganzes zu Grunde. Sie bilden das, was als Persönlichkeit von den Menschen an sich selbst und an anderen wahrgenommen wird; eine Persönlichkeit, die sich quasi selbst an den Haaren aus dem Sumpf zieht – um dafür ein Bild aus der Literatur zu bemühen. Autisten ist eine solche Logik fremd, die derartig radikal von ihren Inhalten abstrahiert, dass von ihr nur noch das Schließen übrig bleibt. Auf diese Weise lässt sich keine Mathematik begründen (sehr wohl aber eine Metamathematik). Für die Menschen in der Nachkriegszeit wird dagegen dieser Vorgang, den sie zwar nicht logisch aber intuitiv erfassen, immer mehr zu dem, was das Menschsein überhaupt ausmacht.

Es ist daher kein Wunder, dass in den 1950er und 1960er Jahren Konzepte wie die Empathie oder die Theory of Mind Einzug in die Psychologie erhielten, wo sie bis heute einen hohen Stellenwert haben. Nicht selten wird suggeriert, dass das

Menschsein auf solche Fähigkeiten basiert, beispielsweise indem Tiere wie Rabenvögel oder Menschenaffen, die solche Fähigkeiten zum Teil aufweisen, in die Nähe des Menschen gerückt werden. Das Fehlen solcher Fähigkeiten wird folglich zunehmend als krankhaft wahrgenommen: Als Krankheit von Individuen oder als Krankheit ganzer Gemeinschaften (etwa „sozial schwacher“ Schichten). Auffällig an diesen Diskussionen – auch innerhalb der Wissenschaften – ist der „laxe“ Umgang mit derart vielschichtigen und komplexen Erscheinungen, die sich hinter Begriffen wie „Empathie“ oder „Theory of Mind“ verbergen. So werden gerne beispielsweise affektive und kognitive Empathie miteinander identifiziert, obwohl sie sehr unterschiedliche Dinge bezeichnen. Im ersten Anhang zu Autismus und Empathie habe ich dies näher ausgeführt.

Im Symposium, dem Dialog, dem das Eingangszitat dieses Artikels entstammt, wird das Fehlen klarer Regeln zu Gunsten eines Systems, in dem die Regeln immer wieder von Neuem ausgehandelt werden müssen, als ein Vorteil der Athenischen Demokratie dargestellt (in der Rede des Pausanias). Dabei ist Sokrates jemand, der im Aushandeln solcher Regeln als absolut unkundig dargestellt wird. Dafür hat er den Zugang zum „Wahnsinn“ als einer Quelle, die aus dem Fernbleiben jeglicher Konventionen schöpft und damit wie nichts anderes in der Lage ist, wirklich Neues zu schaffen. Daher der eingangs zitierte Hinweis darauf, dass man Sokrates gewähren lassen muss, auch wenn sein Verhalten unverständlich und merkwürdig anmutet. Durch seine „Narrenfreiheit“ hat Sokrates die Möglichkeit aus dem unermesslichen Fundus seiner Kreativität zu schöpfen, die sich dann als zugänglich erweist, wenn sie nicht durch Konventionen eingeengt wird. Doch anders als im antiken Athen gilt ein solcher „Wahnsinn“, der sich über insbesondere die unausgesprochenen Konventionen hinwegsetzt, in der heutigen Gesellschaft tendenziell als krankhaft. Diese Konventionen, die im Wesentlichen darin bestehen, mit den anderen in der Kommunikation „mitschwingen“, werden ohne Ausnahme auf alle Menschen bezogen. Es besteht die Vorstellung, dass jeder Mensch in der Lage ist, diese Kommunikationsebenen jenseits der Informationsübermittlung zu bedienen. Wer hier nicht mitschwingt, tut es nicht, weil er nicht möchte oder eben fehlerhaft funktioniert. Auch Sokrates' Verhalten würde heute entsprechend als ignorant oder als krankhaft wahrgenommen werden.

Der erste „Showdown“ bezüglich meiner „Integrationsfähigkeit“ fand zur Zeit meiner Einschulung statt. Auf Grund der Tests und dem allgemeinen Eindruck, den ich dabei hinterlassen hatte, wurde ich als nicht schulfähig eingestuft und kam auf eine Sonderschule; das war 1969. Vor allen Dingen in den Augen meiner Eltern

kontrastierte dies mit dem Umstand, dass ich zu dieser Zeit nicht nur lesen, schreiben und rechnen konnte, sondern an Wissen alles begierig aufnahm, was ich zu fassen bekommen konnte. Ihrem Engagement und einer guten Portion Glück war es zu verdanken, dass ich nach einem halben Jahr in die Regelgrundschule wechseln konnte. Dort war mein Vorwissen und meine Wissensgier allerdings nur begrenzt von Vorteil. Im Vordergrund standen eher meine Schwierigkeiten im Umgang mit dem Schulalltag. So verstand ich lange Zeit nicht, wann der Unterricht begann und wann er endete, wie es sich mit den Hausaufgaben verhielt, von denen ich sehr viel aber oft die falschen machte, oder wo der Unterricht überhaupt stattfand und wer meine Lehrer waren. Ähnlich wie Sokrates im Eingangszitat neigte ich dazu, irgendwo in Gedanken versunken stehen zu bleiben und dabei zu vergessen, dass ich eigentlich gerade dabei war, in die Schule zu gehen. Doch das alles wurde irgendwie mitgetragen und führte am Ende sogar zu einer Gymnasialempfehlung. Da das Gymnasium einen wesentlich überschaubaren Rahmen bot als die Grundschule, kam ich mit dem Schulalltag dort gleich deutlich besser zurecht. Rückblickend hätte statt eines Hochschuldiploms durchaus auch ein Förderschulabschluss den Höhepunkt meiner Bildungskarriere bilden können. Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass solche „Glücksfälle“, die damals schon selten waren, zwanzig Jahre später noch wesentlich unwahrscheinlicher gewesen wären. Wissen tue ich es natürlich nicht.

Dass mit der Einengung des Menschenbildes auf diese Aspekte der sozialen Kommunikation auch ein Verlust an Kreativität einhergeht, ist ein Thema, das zwar auch in diesen Zusammenhang gehört, aber nicht weiter erörtert werden soll. Hier möchte ich eher erörtern, dass dadurch Menschen, deren Denkweisen solchen sozialen Kommunikationsformen nicht entsprechen, einen Stempel erhalten, der ihnen unter Umständen gar nicht gerecht wird. Waren Hans Asperger und Leo Kanner in einer gewissen Weise noch fasziniert von Kindern, die sich nicht um ihre Umgebung kümmerten und mit sich selbst zufrieden waren, standen solche Verhaltensweisen ein paar Jahrzehnte später in einem deutlichen Widerspruch zu dem, was als der Kern des Menschseins angesehen wurde, seine „soziale Natur“. Ohne die Befähigung zu einer Kommunikation, die subtil und intuitiv sich und andere darin bestätigt, Teil einer Gemeinschaft zu sein, kann die Grundanforderung, die an ein soziales Wesen gestellt ist, nicht, oder zumindest nicht hinreichend, erfüllt werden. Vor dem Hintergrund eines solchen Paradigmas des Menschseins verwundert nicht, dass Fähigkeiten wie die Theory of Mind oder die zentrale Kohärenz ins Zentrum der Autismusforschung rücken. Die Forschung bildet am Ende ja auch nur gesellschaftliche Entwicklungen ab, sodass

auch hier zu beobachten ist, wie durch einseitige und stark verengte Vorstellungen von Empathie oder zentraler Kohärenz ein deutlich defizitäres Autismusbild entsteht, das keine Ambivalenzen mehr aufweist. Dabei ist insbesondere auch zu beobachten, wie sich im „autistischen Spiegel“, dem Intentionalisieren von Handlungen hinter denen keine versteckten Absichten verborgen sind, selbst-bestätigende Mechanismen zu Tage treten, die auch die Beforschten selbst beeinflussen. Das Verständnis autistischer Menschen als defizitäre Menschen wirkt sich eindeutig negativ auf ihre Funktionalität aus. In der Geschichte des Verhältnisses von Forschung und Autisten, insbesondere auch vor dem Hintergrund, welche Autismusbilder in der Öffentlichkeit populär werden, lässt sich beobachten, wie Menschen zu Behinderten gemacht werden. Dazu verweise ich auf meinen Artikel „Im Spiegel der Autismusforschung“.

Autisten melden sich zu Wort

Ab dem Ende der 1980er Jahre geraten zunehmend hochgradig funktionale Ausprägungen des Autismus in ein öffentliches Blickfeld. Bekannt ist hier der Film „Rainman“ (1988), dem es gelang, ein ungewöhnlich breites Interesse für Autismus hervorzurufen. Es folgten dann sehr schnell Veröffentlichungen von Texten autistischer Menschen, die ihre Perspektive darstellten, etwa von Temple Grandin oder, im deutschsprachigen Raum, von Dietmar Zöller oder Birger Sellin. Dadurch, dass in dieser Zeit die gestützte Kommunikation wenn auch zaghaft Verbreitung fand, meldeten sich auch Autisten zu Wort, die ansonsten gar nicht gesprochen hatten. Es verwundert nicht, dass zu dieser Zeit die ersten Diagnosekriterien für das „Asperger-Syndrom“ aufgestellt wurden. Verwunderlich bleibt eher, dass sich diese Kriterien von vornherein in einen deutlichen Gegensatz zu den Innensichten stellten, die autistische Menschen beschrieben haben. Vermutlich wurden diese Beschreibungen als Ausnahmen angesehen, die nicht die „allgemeinen Fälle“ repräsentieren konnten. Dabei betonte insbesondere die bereits Ende der 1980er Jahre bekannt gewordene Temple Grandin die ungeheuren Potenziale, die sie in autistischen Menschen sieht.

Dank der Verbreitung des Internets entstanden etwa ab der Jahrtausendwende weltweit autistische Communities. Erstmals hatten in großem Umfang autistische Menschen die Möglichkeit, „ihren“ Autismus mit dem anderer Menschen abzugleichen. Mein erster Zugang zu solchen Communities war „damals“ mit zwei überraschenden Erkenntnissen verbunden: Zum einen mit einer Korrektur meines Autismusbildes, das bis dahin in Autisten Menschen gesehen hatte, die sehr

schwer behindert waren und in der Regel nicht sprachen, und zum anderen mit der Bestätigung einer meiner Befürchtungen, dass Autismus im Wesentlichen alle Aspekte meines Lebens betrifft, dass ich „durch und durch“ autistisch bin. Diese Aspekte reichten von der Art meines Denkens über meine Wahrnehmungen und dem Eindruck gegen weitgehend alles Soziale allergisch zu sein, meine Depressionen und chronischen Krankheiten bis hin zu meiner Sexualität, meinem Liebesleben und meinen – nicht funktionierenden – Freundschaften und nicht zuletzt einem deutlich „anderen“ Lebensrhythmus. Sie bestanden allerdings keineswegs nur aus Defiziten (obschon diese zu jener Zeit für mich schwerer wogen), sondern auch beispielsweise aus meinen mathematischen „Begabungen“, meiner „überschäumenden Fantasie“, meinem „Blick fürs Detail“ oder meinem recht präzisen Gehör.

Insgesamt war es so, dass autistische Menschen den Autismus in sich selbst und an anderen keineswegs als nur defizitär wahrnehmen. Sie nehmen ihn ähnlich ambivalent wahr, wie er über fünfzig Jahre zuvor von Hans Asperger und Leo Kanner beschrieben wurde. Sie nahmen ihn aber auch als etwas war, wovon sie vollständig durchdrungen waren, und was sie daher in aller Regel auch nicht loswerden wollten. Auf diese Weise entstand etwa ab der Jahrtausendwende ein Autismusbild, das – getragen von tausenden autistischen Menschen weltweit – erneut den ambivalenten und eben nicht rein defizitären Charakter des Autismus zeigte. Interessanter Weise tauchte von Anfang an auch eine Beschreibung auf, die ich von meiner frühen Jugendzeit her kannte, nämlich als Gefühl, auf einem falschen Planeten geboren zu sein. Aus meiner Jugendzeit habe ich noch einen Text, in dem ich den Wunsch formulierte, eines Tages von Wesen aus dem Weltall abgeholt und nach Hause gebracht zu werden. Dieses Gefühl hat dem Asperger-Syndrom den populären, von Janet Norman-Banes geprägten, Beinamen „Wrong-Planet-Syndrome“ gegeben. So wie Autisten nicht-autistischen Menschen wie fremde Wesen vorkommen, genauso kommt Autisten die nicht-autistische Welt nicht weniger fremdartig vor wie eine extraterrestrische Welt. Ich denke, es ist sehr wesentlich für ein angemessenes Verständnis von Autismus, diese Gegenseitigkeit zu verstehen.

Diese Entwicklungen, an denen maßgeblich autistische Menschen beteiligt waren und sind, haben dazu geführt, dass das Thema Autismus in der Öffentlichkeit und auch in wissenschaftlichen Kreisen etwa ab der letzten Jahrtausendwende neu verhandelt wird. Die Veröffentlichung von Tony Attwood („Asperger's Syndrome: A Guide for Parents and Professionals“, 1998) stellt ein weit bekanntes Beispiel

dafür dar. Auch bei den Autisten selbst bleibt diese Neuverhandlung nicht ohne Wirkung; auch hier stellt sich neben einem oft defizitären Selbstbild oder einer gebrochenen Biographie ein Bild der Potenziale ein, die ein autistisches Leben eben auch mit sich bringt. Allerdings sind auch bei den Korrekturversuchen des Autismusbildes in den letzten Jahren einige zum Teil recht skurrile Schief lagen zu erkennen, sodass es noch einiger Anstrengungen bedarf, um – allgemein – zu einem passenden Autismusverständnis zu finden. Angesichts der klaren Texte von Hans Asperger und Leo Kanner müsste man schon sagen, „zurück zu finden“.

Autistische Fähigkeiten

Das Thema autistische Fähigkeiten ist ein recht vielschichtiges Thema. Um nicht, wie es leider immer noch oft geschieht, Bilder zu erzeugen, die eher mythisch oder mystisch anmuten, ist es erforderlich, diese Vielschichtigkeit des Themas genauer zu beleuchten. Die Kategorisierungen, die ich hierfür als Hilfe nehme, sollten dabei aber als analytische Hilfsmittel gesehen werden. Auch wenn ihre Wahl nicht gänzlich willkürlich ist, kommt es auf das Gesamtbild an, das sich am Ende der Betrachtungen einstellt – hoffentlich auch bei den Lesern des Textes.

Zunächst möchte ich drei Aspekte autistischer Fähigkeiten unterscheiden: Autismus selbst als Fähigkeit, dann Fähigkeiten, die als „typisch autistisch“ angesehen werden können und schließlich Fähigkeiten, die sich aus der Beschäftigung mit den eigenen Interessen heraus ergeben. Ich beginne mit dem Autismus selbst als Fähigkeit.

Begabung oder Behinderung?

In der aktuellen Autismusforschung wird Autismus mit drei Aspekten mentaler Leistungen in Verbindung gebracht: Der Theory of Mind, beziehungsweise einer eingeschränkten Befähigung dazu, einer mangelhaften zentralen Kohärenz und Schwierigkeiten mit den exekutiven Funktionen. Alle drei Aspekte werden in der Regel als defizitär beschrieben, als ein Fehlen bestimmter Funktionen im Vergleich zu einer (bisweilen auch nur angenommenen) Norm. Bei genauerem Hinsehen, erweisen sich allerdings alle drei Bereiche menschlichen Denkens als außerordentlich vielfältig und komplex, sodass sich die Beschreibung der autistischen Funktionsweisen als bloß defizitär alleine deswegen nicht halten lässt. Tatsächlich zeigen sich in sämtlichen drei Bereichen durchaus auch Seiten, die als „besondere“ Befähigungen angesehen werden können. Dass diese Seiten

häufig nicht in Erscheinung treten, hat seine Ursachen in Umgebungen, die ihnen nicht angepasst sind.

Theory of Mind

Die Diskussionen um die Theory of Mind gehören in meinen Augen zu den schwierigsten überhaupt in der modernen Psychologie. Für autistische Menschen ist es außerordentlich unglücklich, dass sie zugleich auch ziemlich mit Autismus verwoben sind. Gerade in den populärwissenschaftlichen Darstellungen etwa zum Thema Spiegelneuronen, ereignet sich für Autisten eine erneute „Leere-Festungs-Katastrophe“, in der ähnlich wie in den 1950er und 60er Jahren in den USA Zerrbilder in die Öffentlichkeit gelangen, in denen sich kaum mehr ein Autist wiedererkennen kann – und schon gar nicht möchte. Autistische Menschen erscheinen hierin als Wesen, die genau zu den mentalen Leistungen nicht fähig sind, die als die menschlichen Leistungen schlechthin gelten. Dabei schneiden sie sogar schlechter ab als manche Primaten oder Rabenvögel. Besonders erstaunlich ist hierbei der Eindruck, dass Wissenschaftler, die sich offensichtlich nur wenig mit Autismus beschäftigt haben, nicht vor so grundlegenden wie falschen Aussagen darüber zurückschrecken. Die Art und Weise, wie in der heutigen Zeit Wissenschaft organisiert ist, begünstigt offenbar so manche Skurrilitäten; das, was zum Thema Spiegelneuronen kursiert gehört sicherlich dazu.

In der Regel sind es dieselben zwei Fehler, die solchen Veröffentlichungen unterlaufen sind: Zum einen werden die unterschiedlichen Aspekte der Theory of Mind, wie auch der Empathie, miteinander verwechselt, zum anderen wird mit ihnen nicht hinreichend wissenschaftlich umgegangen. Dazu kommen häufig noch fragwürdige Verallgemeinerungen aus Befunden, die aus Laborsituationen gewonnen wurden. Was dabei am Ende bestenfalls noch bleibt, ist eine Feststellung, die bereits Hans Asperger getroffen hat, dass nämlich autistische Menschen weniger als andere dazu neigen, das Verhalten anderer Menschen zu kopieren. Und dies hat, wie ebenfalls Hans Asperger schon beschrieb, seine positiven wie auch seine negativen Seiten. Diesen Befund, dass Autisten mehr als üblich dazu neigen, eigenständig zu denken, auf das Fehlen von Spiegelneuronen oder auf deren Fehlfunktionen herunter zu brechen, ist ein Ansatz, der letztlich niemanden weiterbringt, auch die Wissenschaft nicht. Dadurch dass sich die Spiegelneuronenforschung auch an ein Laienpublikum wendet, hat er ausgesprochen schädliche Nebenwirkungen. Für eine etwas weiterführende Diskussion zu diesem Aspekt verweise ich auf den Anhang „Empathie und Autismus“.

Für autistische Menschen bedeutet Autismus eine sehr tiefes, von frühester Kindheit an bestehendes Gefühl des Andersseins, das mal deutlich hervortritt, mal eher subtil im Unterbewussten verborgen ist. Als Autist, diese Behauptung wage ich jetzt einmal, hat man von Anfang an nicht das Gefühl, von anderen Menschen etwas lernen zu können. Der Unterschied der Denkweisen, der Funktionsweisen des Gehirns, ist unübersehbar; er tritt für autistische Menschen vor allen Dingen auch in der Inkompatibilität des eigenen Denkens mit der Organisation ihrer Umgebung, insbesondere der sozialen Umgebung, zum Vorschein. Schwierig wird diese nicht zu unterschätzende Unterschiedlichkeit dadurch, dass man dieselbe Kultur teilt, dieselbe Sprache spricht etc.; nicht zuletzt dadurch wird diese Unterschiedlichkeit durch die abwehrenden und ablehnenden Reaktionen der nicht-autistischen Umwelt auf Autisten mit zunehmender Zeit noch verschärft. Es hat in meinem Leben etwa nie einen Anhaltspunkt dafür gegeben, dass ich von anderen Menschen etwas durch Imitieren lernen könnte; daher war und bin ich immer bestrebt, mir soweit wie möglich alles selbst anzueignen. Dass etwa, um ein gerne zitiertes Beispiel aus dem Umfeld der Spiegelneuronen aufzugreifen, mir das Wasser im Mund zusammenläuft, wenn ich sehe, dass jemand anderem etwas schmeckt, machte für mich nie einen Sinn, da ich nicht davon ausgehen konnte, dass mir dieselbe „Leckerei“ ebenfalls schmeckt. Im Vergleich zu Menschen, die sich leicht damit tun, von anderen Menschen zu lernen, indem sie sie imitieren, bedeutet es natürlich außerordentliche Kraftanstrengungen, alles von Neuem zu entwickeln. Dafür ist das einmal selbstständig Erworbene oft fundierter und auch immun gegenüber der Weitergabe von Irrtümern.

Das vermeintliche Fehlen einer Theory of Mind bei autistischen Menschen stellt sich bei einer differenzierten Betrachtung als ein unterschiedliches Funktionieren bestimmter Aspekte der Theory of Mind dar. Das zeigt auch der Befund von Untersuchungen mit bildgebenden Verfahren, die darauf hinweisen, dass autistische Menschen Theory of Mind bezogene Aspekte ihres Denkens in anderen Gehirnregionen durchführen als nicht-autistische Menschen. Die bis heute vorhandenen Forschungsergebnisse lassen den Schluss zu, dass in bestimmten Bereichen der Theory of Mind – und auch der Empathie und der Spiegelneuronenfunktionen – ein anderes Denkmuster zum Vorschein tritt. Allerdings eines, das viel zu komplex und dessen Andersartigkeit auch viel zu komplex ist, als dass es sich als defizitär darstellen lässt. Eine Betrachtung, die eine solche Komplexität zulässt, zeigt dagegen, dass sich mit diesem Anderssein auch Fähigkeiten und Potenziale verbinden. Insbesondere auch eine Unabhängigkeit und Eigenständigkeit des eigenen Denkens, das oft auch mit einer auffälligen Originalität und auch mit einer

gewissen Wahrhaftigkeit einhergeht. Anders als viele nicht-autistische Menschen tendieren Autisten dazu, zu zeigen, woran man sozusagen bei ihnen ist; auch das ist ein Aspekt einer angeblich mangelnden Befähigung zur Theory of Mind.

Exekutive Funktionen

Ein weiterer Aspekt der Unterschiede zwischen autistischem und nicht-autistischem Denken wird in der Forschung als Beeinträchtigungen der exekutiven Funktionen beschrieben. Gemeint sind damit Beeinträchtigungen, Planungen vorzunehmen und umzusetzen. Dabei ist es keineswegs so, dass autistische Menschen dazu nicht fähig wären; sie sind dabei oft langsamer als erwartet und müssen dafür mehr Anstrengungen aufwenden als üblich. Das hängt mit Sicherheit damit zusammen, dass Autisten viele Dinge genauer planen müssen als nicht-autistische Menschen, um zu akkuraten Planungen zu kommen. Dabei spielt die Neigung autistischer Menschen zu einer am Konkreten orientierten Denkweise eine große Rolle. Aus eigener Erfahrung kann ich feststellen, dass für mich das Konkrete, das heißt, das sinnlich Erfahrbare, und das Abstrakte, was bei mir in der Sphäre der logischen Zusammenhänge stattfindet, zwei komplett getrennte Welten bilden. So kann ich zugleich sehr gute Leistungen im abstrakten Denken erzielen, etwa im Mathematikstudium, mitunter aber Schwierigkeiten haben, etwa beim Einkaufen Becks-Bier und Holsten-Bier zu Bier zu abstrahieren, sodass ich ein Geschäft ohne Bier verlassen muss, wenn die erwartete Marke nicht vorhanden ist – auch wenn es mir weitgehend egal ist, wie das Bier heißt, das ich trinke. Das Abstraktum Bier befindet sich in einer anderen Hemisphäre meines Denkens als die Konkreta Becks-Bier oder Holsten-Bier.

Dazu kommt noch die Flut an Irritationen, die mich ohnehin immer bei so komplexen sozialen Tätigkeiten wie Einkaufen begleitet, sodass der – für viele Menschen simple – Einkauf von Kaltgetränken ein Höchstmaß an Konzentration und intellektueller Leistung erfordert. An dieser Stelle stellt es eine ungemeine Vereinfachung dar, wenn der Laden, die Waren und die Menschen darin immer weitgehend dieselben sind. Wenn sich solche Rahmenbedingungen ändern, etwa weil das Sortiment geändert oder der Laden umgeräumt wurde, sind die entstehenden Irritationen so groß, dass sie oft fast und manchmal gänzlich mein Einkaufsvorhaben vereiteln. So betrachtet erscheinen die Beeinträchtigungen meiner exekutiven Funktionen in der Tat dysfunktional – weil sie nicht in eine nicht-autistisch gestaltete Umgebung passen. Die strikte Trennung zwischen Konkretem und Abstraktem äußert sich aber auch in anderen Aspekten meines Denkens.

Etwa darin, dass ich mit Abstrakta, die sich direkt auf konkrete Gegebenheiten beziehen, nicht viel anfangen kann. Für mich etwa macht es kaum Sinn, Aussagen über „den Ausländer“ oder „den Türken“ zu treffen, weil ich für solche Aussagen immer konkrete Personen vor Augen haben muss, die dann wiederum als viel zu vielschichtig und heterogen erscheinen, als dass sie mit einer Zuweisung wie „Ausländer“ oder „Türke“ auch nur annähernd adäquat beschrieben wären.

Die Beeinträchtigungen exekutiver Funktionen treten nur in bestimmten Umgebungen als Beeinträchtigungen in Erscheinung. Wissenschaftliche Forschungen, die darauf abzielen, bemühen sich, genau solche Umgebungen zu erzeugen. Sie sind wiederum nur Aspekte eines Denkstils, der als typisch autistisch gelten kann und der weit über diesen Aspekt hinausgeht. In anderen Kontexten können Aspekte desselben Denkstils in Erscheinung treten, die dann nur schwerlich als Beeinträchtigungen beschrieben werden können, sondern unter Umständen eher als Befähigungen. Beispielsweise eine im Vergleich zum Üblichen geringere Neigung zur Übernahme von Vorurteilen. Tatsächlich können diese Beeinträchtigungen sowohl als durch den „typisch autistischen Denkstil“ verursacht verstanden werden, als auch durch die Umgebungen, in denen sie in Erscheinung treten. Dass es – um das oben angeführte Beispiel noch einmal aufzugreifen – etliche verschiedene Biermarken gibt, die sich geschmacklich voneinander nur marginal unterscheiden, ist nicht notwendig ein Ergebnis einer rationalen Planung. Dass ein Denken, in dem die Ratio einen zentralen Platz innehat mit solchen Gegebenheiten schwer zurecht kommt, ist daher auch nicht weiter verwunderlich. Die Frage ist allerdings, wie diese Inkompatibilität von Denkstil und Umgebung bewertet wird und wie sie am Ende aufgelöst werden kann. Dass autistisches Denken dazu neigt, solche Irrationalitäten sozialer Organisation bloß zu stellen, kann durchaus auch als Stärke und als besondere Befähigung verstanden werden.

Zentrale Kohärenz

Schließlich wird eine mangelnde zentrale Kohärenz als weiterer signifikanter Unterschied zwischen autistischem und nicht-autistischem Denken angesehen. Mit „zentraler Kohärenz“ ist allgemein die Fähigkeit gemeint, Einzelheiten zu einem Ganzen zusammenzufügen; der Mangel daran äußert sich entsprechend in einer Neigung, sich in Details zu verlieren, sprichwörtlich „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen“. Ich verbinde mit diesem Aspekt meine Erfahrung, dass ich es als Jugendlicher und junger Erwachsener als schwierig empfand, mich selbst als eine „Persönlichkeit“ wahrzunehmen; das Konzept der „Persönlichkeit“ habe ich

bis heute nicht wirklich verstanden. Dagegen habe ich mich selbst als ein Zusammenspiel verschiedenster Funktionsweisen empfunden und bin bis heute davon überzeugt, dass ich eine sehr feine Wahrnehmung für die Vorgänge in meinem Körper, einschließlich meines Gehirns, habe, sie aber nur schwer zu einem Ganzen zusammenfügen kann. Der Blick für das Detail, für den eine mangelnde zentrale Kohärenz auch steht, stellt wiederum in bestimmten Kontexten durchaus eine Stärke dar. Auch, dass die Details für sich betrachtet und verstanden werden, ohne sie von vornherein einem Gesamtzusammenhang unterzuordnen, empfinde ich nicht notwendig als Schwäche.

Die Frage, ob eine kohärente Sicht der Welt oder eher eine dissoziative der Wirklichkeit angemessen ist, führt direkt in philosophische Tiefen, die sich definitiv nicht in eine der beiden Richtungen auflösen lassen; nicht zuletzt stellt auch der Strukturalismus eine Reaktion auf die Erkenntnis dar, dass sich die Welt als Ganzes gar nicht darstellen lässt. Letztendlich stellt sich hier die Frage, ob es überhaupt wünschenswert ist, Denkweisen und – damit verbunden – Formen des „In-der-Welt-Seins“ zu normieren und zu vereinheitlichen. Wenn bestimmte Denkstile vorherrschen, haben Menschen, deren Gehirne anders organisiert sind, natürlich Schwierigkeiten, sich zu integrieren, und ihre Art und Weisen des Denkens erscheint dann in erster Linie als Behinderung. Autistisches Denken als eines, das – je nach Blickwinkel und Kontext – sowohl als Schwäche als auch als Stärke betrachtet werden kann, stellt der Gemeinschaft die Aufgabe, neben den vorherrschenden Normen auch Platz zu lassen für das, was sich abseits dieser Normen befindet – und von dem Autismus wohl nur eines ist. Den Gesellschaften der heutigen Zeit täte es zweifellos gut, auch einmal Standpunkte in Betracht zu ziehen, in denen die Logik das vorherrschende Maß darstellt, in denen es um das Konkrete geht, mehr um das Sein als um den Schein, und die nicht zuletzt auch die Details nicht aus dem Blick verlieren. Das Zulassen solcher Sichtweisen, ihre Integration in das gesellschaftliche Leben – vom Kindergarten bis zur Arbeitswelt, hätte zugleich auch eine bessere Integration autistischer Menschen in die Gesellschaft zur Folge.

Dass aber umgekehrt autistische Menschen eher die Erfahrung einer zunehmenden Desintegration machen, lässt durchaus den Schluss zu, dass ebenso Sichtweisen, die eher autistischen Denkstilen entsprechen, zunehmend weniger gefragt und erwünscht sind. Erwünscht scheint eher die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, des Konkreten unter abstrakte Konzepte oder des „Seins“ unter den – mehr oder weniger schönen – Schein einer von Werbung geprägten

Wirklichkeit zu sein. Das passt auch gut zu einer Vorstellung der Welt, in der ein hohes Maß an zentraler Kohärenz im Denken wünschenswert erscheint. Das sind Bedingungen, die für Autisten in der Tat sehr schwer zu handhaben sind. In einem solchen Umfeld tritt Autismus tatsächlich in erster Linie als Behinderung in Erscheinung.

Zum Charakter autistischen Denkens

Eng mit dem Aspekt „Autismus als Fähigkeit“ sind Fähigkeiten verbunden, die gemeinhin als „typisch autistisch“ gelten. Hier muss mit Nachdruck betont werden, dass wie nicht-autistische auch autistische Menschen sehr heterogen sind; Aussagen über „die Autisten“ sind mit ähnlicher Vorsicht zu genießen wie Aussagen über „die NTs“ (nicht-autistische Menschen). Bei aller Unterschiedlichkeit, die in der Regel bereits bei einem Besuch einer Selbsthilfegruppe autistischer Menschen offensichtlich ist, erkennen die meisten Autisten doch auch viele und nicht selten überraschende Gemeinsamkeiten mit anderen Autisten. Das betrifft die Art und Weise der Kommunikation, worauf ich noch detaillierter eingehen werde, aber auch die Art und Weise des Denkens überhaupt. Um welche „Art und Weise“ es dabei genau geht, ist nicht einfach zu verstehen. Die Autismusforschung hat sich dieser Fragestellung bislang nur in Ausnahmefällen, etwa dem Monotropismus-Ansatz, gewidmet, sodass alle Ideen hierzu immer auch beträchtliche Anteile an Spekulationen vorweisen.

Eine zumindest in autistischen „Kreisen“ populäre wie umstrittene Charakterisierung „typisch autistischen“ Denkens stammt von Temple Grandin, nämlich die These, Autisten seien Bilderdenker. Diese These erklärt erstaunlich mühelos sehr viel von dem, was an Autismus eher rätselhaft erscheint: Die Abhängigkeit des Denkstils zu gesprochener Sprache und zu guten Gedächtnis- aber schlechten Performanceleistungen; das konkrete Denken ebenso wie Schwierigkeiten, mit konkreten Alltagssituationen umzugehen, und einiges mehr. Das ist wohl auch einer der Gründe, warum zumindest in den autistischen Communities so viel und so kontrovers über diese These diskutiert worden ist. Es gibt nicht wenige Autisten, die in sich ein „klassisches“ Bilderdenken nicht vorfinden können, und daher diese These in Frage stellen. Temple Grandin hat vermutlich als Reaktion auf diese Diskussionen ihre Bilderdenker-These weiter ausgearbeitet und dabei auch ausdifferenziert, sodass dann das „klassische“ Bilderdenken, in dem Gedanken als zwei- oder mehrdimensionale Bilder erscheinen, nur noch einen Aspekt dessen

darstellt, was sie mit Bilderdenken bezeichnet. Neben diesem beschreibt sie zwei weitere Aspekte, die ich – lax übersetzt – mit Musterdenken und Wortedenken bezeichnen möchte. Das Musterdenken stellt dabei eine Art Abstraktion des klassischen Bilderdenkens dar, in dem Gedanken als Muster oder Strukturen repräsentiert sind. Das Wortedenken dagegen führt Temple Grandin als Kategorie für das ein, was sie in die beiden anderen Kategorien nicht fassen kann: Denken, das – wie auch immer – mehr als Bilder- und Musterdenken aber auch anders als nicht-autistisches Denken mit Sprache verwoben ist.

Bei dieser Einteilung gehöre ich selbst eindeutig in die Kategorie der Musterdenker. Schon als Kind habe ich die Welt als Muster und Strukturen repräsentiert wahrgenommen, weswegen für mich die Beschäftigung mit der Mathematik schon damals das Nächstliegende überhaupt war. Die Zahlen, die als Gedankenobjekte sowohl das irreversible Moment der Zeit, das im Zählen aufgehoben ist, als auch die Symmetrien, die sich in den Rechenoperationen zeigen, miteinander vereinen, stellten dabei die idealen Grundbausteine aller Struktur dar. Das habe ich, diese Anmerkung sei mir erlaubt, bereits im Vorschulalter intuitiv verstanden, während ich einige Zeit, etwa zwei Jahre, in der Schule brauchte, um zu verstehen, woher die Kinder alle (außer mir) wussten, wo denn der Unterricht stattfand. Diese als Muster repräsentierten Gedanken hatten die Eigenschaft, meine Wahrnehmungen, insbesondere mein Sehen, aber auch das Hören, zu überlagern. Ich vermute, dass darin auch einer der Gründe dafür zu finden ist, warum ich so wenig konkrete Erinnerungen an meine Kindheit hatte: Weil sich meine Wahrnehmungen mit meinem Denken überlagerten und ein Gesamtes bildeten, das ich damals nicht in „innen“ und „außen“ aufteilen konnte. Erst nach und nach lernte ich, beides voneinander zu trennen, was meine Funktionalität ungemein steigerte. In meinen Erinnerungen war es die Zeit, in der ich zehn bis zwölf Jahre alt war, in der mir dieser Durchbruch gelang; es war in meiner Erinnerung eng mit einer Entwicklung von dem verbunden, was ich jetzt als meine Persönlichkeit bezeichnen würde. Dennoch ist es bis heute so, dass ich bei hoher Anspannung oder Stress mit diesem Effekt der Überlagerung von Gedanken und Wahrnehmungen konfrontiert bin. Manchmal führt dies sogar dazu, dass ich nicht einmal in der Lage bin, alltägliche Dinge wiederzuerkennen. Inzwischen habe ich mein Musterdenken aber auch als ein sehr leistungsfähiges Denken kennengelernt, das in der Lage ist, sehr komplexe Sachverhalte stabil abzubilden. So fällt es mir beispielsweise leicht, einen Text wie diesen hier in Gedanken vor zu strukturieren, diese Struktur mitunter jahrelang „im Kopf“ zu bearbeiten, um dann den fertigen Text so zu schreiben, als wenn ich ihn irgendwo abschreiben würde.

Auch Temple Grandin verknüpft das Musterdenken mit Mathematik und Musik. Wie auch die anderen Formen autistischen Denkens, Bilder und Wortedenken, ist es zwar sehr leistungsfähig, aber auch nicht leicht umgänglich. Au-



tisten müssen den Umgang mit ihren Denkstilen erlernen, um sie wirklich produktiv nutzen zu können. Von alleine stellen sie nicht nur Potenziale, sondern auch – unter Umständen recht massive – Hindernisse dar. Genauso wie sie den autistischen Menschen die Chance geben, ihre Funktionalität in einer nicht-autistischen Welt zu erhöhen, können sie eine solche Funktionalität ebenso gut behindern, wenn sie nicht richtig eingesetzt werden. Anders als nicht-autistische Menschen sind Autisten beim Lernen, ihr Denken als Potenzial zu nutzen, weitgehend auf sich selbst gestellt.

Temple Grandin arbeitet aus diesen in ihrer Erscheinung ja doch sehr unterschiedlichen Formen des Bilderdenkens eine Gemeinsamkeit heraus, die sich wohl tatsächlich verallgemeinern lässt: Autistisches Denken bildet eine scharfe Trennung zwischen Denken und Sprache. Für mich war es umgekehrt lange Zeit sehr schwer zu verstehen, dass „normales“ menschliches Denken eine solche Trennung gar nicht kennt. Im Gegenteil: Gerade die neuzeitliche europäische Philosophie steht ja gewissermaßen unter dem Postulat, dass Denken und Sprache identisch sind. Die von manchen Philosophen erzeugten Sprachungetüme – von Kant über Hegel und Nietzsche bis in die kritische Theorie hinein – geben ein Zeugnis davon. Allerdings auch ein Zeugnis davon, dass trotz aller Bemühungen immer ein Rest an Nicht-Übereinstimmung zwischen beidem bleibt und diese Überlagerung nicht vollständig konsistent vorgenommen werden kann. Mein Denken, und das zumindest vieler Autisten, trennt sehr scharf zwischen Denken und Sprache; Sprache ist hier immer eine Übersetzung von Gedanken. Temple Grandin stellt die These auf, dass die gegenseitige Organisation dieser beiden getrennten Systeme den Grad der Funktionalität autistischer Menschen bestimmt. Gelingt es dem sprachlichen Denken, das „eigentliche“ Denken adäquat zu übersetzen und damit zu organisieren, dann kommen die Potenziale eines Denkens

zum Tragen, das sich frei von sprachlichen Beschränkungen entfalten kann. Gelingt es dagegen nicht, beide Systeme aufeinander zu beziehen, bleibt das Denken in einem chaotischen Zustand des Indifferenten, indem sich nichts wiedererkennen lässt, weil sich nichts wirklich wiederholt. Die Welt zerfällt dann in ein Kaleidoskop von Assoziationen, die ohne Bezug aufeinander auftauchen und wieder verschwinden.

Ein Denken ohne Sprache ist ein assoziatives Denken, das die Fülle der Gedanken anhand von Ähnlichkeiten ihrer Repräsentationen organisiert. Das können, etwa beim klassischen Bilderdenken, bildliche Ähnlichkeiten sein, oder Ähnlichkeiten in ihrer Struktur, oder auch, etwa beim Wortedenken, im Klang der Worte. An jeder Assoziation hängt wiederum eine Fülle weiterer Assoziationen, sodass sich die Gedanken ähnlich wie Fraktale immer weiter auffächern, je genauer sie fokussiert werden. Ohne äußere Organisation, wie etwa durch die Sprache, bleibt ein solches Denken indifferent, selbst gegenüber der Zeit: Die Wirklichkeit ist ein beständiges Auftauchen und Verschwinden von Assoziationsketten, in denen sich die Sinneseindrücke widerspiegeln. Ein solches Denken hat naturgemäß ein hohes Maß an synästhetischem Potenzial. Die unterschiedlichen Formen dieses autistischen Denkens beziehen sich im Wesentlichen auf die Repräsentationen dieser Assoziationen. Das sind mal konkrete Formen, die in Gedanken beliebig bewegt und umgestaltet werden können, mal Muster und Strukturen, die nicht so leicht zu fassen sind und am ehesten mathematisch – oder musikalisch – dargestellt werden können, oder eben auch Worte, die aber anders als im sprachlichen Denken assoziativ miteinander interagieren, über ihren Klang oder über ihre Bedeutungsfelder beispielsweise.

Sprache dient autistischen Menschen in erster Linie dazu, die Fülle an Assoziationsketten zu strukturieren, aus denen ihre Gedanken bestehen. Dann, in der Regel erst in zweiter Linie, als Medium, in das hinein ihre Gedanken übersetzt werden können, um sich anderen verständlich zu machen. In der Welt der Assoziationen stellt die Sprache einen Zeiger dar, der die die Assoziationen hervorhebt, auf die sich das Denken fokussieren und die es festhalten soll. Bei nicht-autistischen Menschen ist dieses sprachliche, strukturierende Denken mit dem sinnlichen untrennbar verwoben. Die Ebene der Indifferenz und Unmittelbarkeit, die den meisten Autisten allzu vertraut ist, gibt es für sie gar nicht. In dem Buddha-Satz „Alle Wirklichkeit ist durch den Geist vermittelt“ drückt sich dieses Fehlen des Unmittelbaren direkt aus. Bemerkenswerter Weise ist die Unmittelbarkeit, die im Buddhismus als Nirvana angestrebt wird, genau die Form der Wahrneh-

mung der Welt, die für autistische Menschen quasi die natürliche ist. In diesem Sinne ist der Zen-Buddhismus, der den (problematischen) Aspekt der Vermittlung vollständig auf die Sprache und sprachliches Denken bezieht, erstaunlich weit-sichtig und auch zumindest einigen Aspekten autistischen Denkens erstaunlich nahe.

Ein assoziatives und zumindest tendenziell synästhetisches Denken ist aber auch außerordentlich anfällig gegenüber Störungen. Auch bei hochgradig funktionalen Autisten ist das strukturierende Verhältnis von sprachlichem und eigentlichem (sinnlichem) Denken sehr sensibel und brüchig. Entsprechend fragil stellt sich auch die eigene Funktionalität dar, die maßgeblich davon abhängt, wie gut es gelingt, beide Teile zusammenarbeiten zu lassen. Allerdings ergeben sich mit zunehmender Erfahrung immer mehr und auch immer robustere Wege, auch in Krisenzeiten beide Aspekte des Denkens aufeinander bezogen zu lassen, oder wenigstens solche Bezüge nach deren zeitweiligem Verlust wieder herzustellen.

Spezielle Interessen

Der dritte und letzte Aspekt der Fähigkeiten autistischer Menschen macht sich an dem fest, was häufig als „Spezialinteressen“ bezeichnet wird. Diese werden in der Regel mit dem Asperger-Syndrom in Verbindung gebracht, während oft davon ausgegangen wird, dass das Kanner-Syndrom statt dessen von stereotypen oder repetitiven Handlungen geprägt ist. Leo Kanner hat allerdings in seinen Beobachtungen eine Entwicklung festgestellt, die ausgehend von dem Ausüben repetitiver Handlungen in die Verfolgung spezieller Interessen mündet. Tatsächlich sollte davon ausgegangen werden, dass beide, stereotype und repetitive Handlungen und das zum Teil sehr intensive Verfolgen von Interessen, Mittel zur psychischen Stabilisierung autistischer Menschen darstellen und somit eine ähnliche Funktion erfüllen. Nicht nur Temple Grandin hat beschrieben, welche Bedeutung Spannungen und Strategien zum Spannungsabbau für Autisten in der Regel haben. Es ist davon auszugehen, dass für viele Autisten ab einem gewissen Alter (das vermutlich etwa mit der Einschulung zusammenfällt) ihre Interessen verfolgen, um ihren inneren psychischen Haushalt damit zu stabilisieren. Der Antrieb für das Ausüben solcher Interessen ist entsprechend hoch, und da, wo solche „Spezialinteressen“ als Stabilisatoren fehlen, übernehmen Stereotypen, (auto-)aggressive Verhaltensweisen oder Medikamente diese Aufgabe.

Auf diese Weise gibt es einen recht direkten Zusammenhang zwischen dem Verfolgen bestimmter Interessen und der Funktionalität autistischer Menschen. Die Interessen, um die es hier geht, sind sehr weit gestreut; es gibt vermutlich nichts, was hierfür nicht in Frage kommt. Entscheidend scheint mir hierbei zu sein, dass sie selbst gewählt sind und dass die Art und Weise, wie ihnen nachgegangen wird, autistischem Denken entspricht. So bestand mein Interesse für Astronomie, das ich während meiner Grundschulzeit entdeckte, zunächst ausschließlich darin, Formeln zu erfinden, die ich dann auf Planeten und Sterne anwendete. Ich besuchte ab und zu ein nahe gelegenes Forschungsinstitut, um dort Gesprächspartner für meine „Forschungen“ zu finden, die natürlich sehr bemüht waren, meine Formel-Interessen in realistische Bahnen zu lenken. Das führte dazu, dass ich mit Hilfe der Keplerschen Gesetzen und Ähnlichem meine selbst erfundenen Formeln optimierte. Diese Beschäftigung hatte ich mir selbst ausgesucht – nirgendwo in meinem Umfeld kam ansonsten das Thema Astronomie vor. Ich hatte sie in einer Weise ausgeführt, die meinem autistischen Denken, das darauf aus war, zwischen allen Aspekten der Welt mathematische Zusammenhänge zu finden, voll und ganz entsprach.

Da diese „speziellen Interessen“ inneren, dem autistischen Denken inhärenten Gesetzmäßigkeiten folgen und sich weniger – eigentlich so gut wie gar nicht – an äußeren Gegebenheiten orientieren, nehmen sie gerne unkonventionelle Formen an. Das Maß der Stabilität, das sie zu vermitteln in der Lage sind, korrespondiert zudem mit der Intensität der Beschäftigung, sodass sie mitunter recht dominant das Leben eines Autisten prägen können. Aber sie sind auch fragil: In Zeiten hoher Anspannung, sozialen Stresses oder anderer Beeinträchtigungen und Störungen, fällt ein konzentriertes Beschäftigen mit diesen Interessen schwer; dann kommen wieder andere und meist auch problematischere Kompensationsmuster zum Vorschein, wie stereotype Handlungen, Autoaggressionen oder Medikamente (beziehungsweise Drogen).

Nicht alle Autisten haben Interessen, die sich wie bei mir von Kindheit an durch das ganze Leben verfolgen lassen. Vermutlich hängen solche Interessen mit den jeweiligen Denkstilen der Menschen zusammen. Interessen, die mit Strukturierungen zu tun haben, wie beispielsweise Mathematik, kommen naturgemäß Musterdenkern entgegen, während Bilderdenker eher Interessen verfolgen, die mit Visualisierungen zu tun haben, und Wortedenker wiederum eher sprachlich geprägte Interessen. Interessensgebiete erscheinen umso naheliegender, je besser sie zu den jeweiligen Denkstilen passen. Es gibt aber auch eine Reihe anderer Fak-

toren, die die Wahl geeigneter Gebiete beeinflussen können. Dazu gehören mit Sicherheit Themen, die die autistischen Menschen an grundlegender Stelle beschäftigen. Mich hat als Jugendlicher beispielsweise die Frage nach meinem Anderssein und danach, warum das mit den Freundschaften nicht richtig funktionierte, zur Psychologie gebracht, die ich wiederum von Anfang an versucht habe, mit der Mathematik in Beziehung zu bringen. Ein weiterer entscheidender Aspekt für das erfolgreiche Ausüben solcher Interessen ist, ob es genügend – sicheren – Platz zur Entwicklung von und Beschäftigung mit ihnen gibt. Dafür ist beispielsweise eine gewisse Abgeschlossenheit gegenüber der Außenwelt durchaus förderlich. Für autistische Kinder, die sich nicht aus eigener Kraft hinreichend von ihrer Umgebung abschirmen können, wäre ein Umfeld förderlich, das hinreichend viel sicheren und störungsfreien Raum für die Entwicklung ihrer Interessen bereitstellt. Sicher heißt in diesem Zusammenhang, vor kommunikativen Irritationen geschützt.

Nicht zuletzt weil ein geschützter Rahmen zur Entwicklung und Ausübung eigener Spezialinteressen oft fehlt, oder Konflikte sich in den Vordergrund drängen, die dafür nicht förderlich sind, gibt es auch viele Autisten, die nicht über ein ausgeprägtes „Spezialinteresse“ verfügen. Dabei können gerade solche Interessen die Lebensqualität autistischer Menschen ungemein steigern. Nicht nur, weil sie die besten Kompensationsmuster zum Spannungsabbau und zur Erlangung psychischer Stabilität darstellen. Sie sind auch wie kaum etwas anderes dazu geeignet, den Autisten selbst ein positives Autismusbild und damit auch ein positives Selbstbild zu vermitteln. An ihnen treten in konzentrierter Form typisch autistische Fähigkeiten zum Vorschein, die Befähigung zum Entwickeln origineller und eigenständiger Ideen, die Befähigung zur genauen und intensiven Beschäftigung, ein hohes Maß an Konzentration und Fokussierung; und einiges mehr. Völlig unabhängig von der Frage, ob und in wie fern sich die Interessen in etwas – wie auch immer – sinnvolles umsetzen lassen, stellen sie das ideale Medium zum Entwickeln autistischer Stärken und Potenziale dar. Auch dann, wenn – diese Polemik sei mir erlaubt – das Interesse darin besteht, Staubflocken nach ihrer Größe zu sortieren.

Um aber solche stabilisierenden und fördernden Wirkungen entfalten zu können, brauchen diese Interessen auch einen Boden, auf dem sie gedeihen können. Dafür ist die Integration dieser Interessen in das eigene Leben bedeutend. Im Idealfall findet sich ein Beruf, in dem solche Interessen wenigstens teilweise aufgehen können; aber auch ihre (intensive) Pflege als „Hobby“ stellt eine durchaus gelun-

gene Integration ins eigene Leben dar. Voraussetzung ist auch hier, dass ein hinreichend geschützter Rahmen für die Ausübung der Interessen vorhanden ist. Gerade hier wird deutlich, dass die Integration der Fähigkeiten ins jeweilige Leben eine entscheidende Rolle für die Entfaltungsmöglichkeiten der eigenen Potenziale spielt. Im ungünstigsten Fall haben autistische Menschen weder den Rahmen, in dem sie sich mit dem beschäftigen können, was ihnen liegt und was ihnen entspricht, noch die Fähigkeit, sich ihn zu schaffen. Dann wird für sie selbst wie für ihre Umgebung Autismus vordergründig als Behinderung und Defizit in Erscheinung treten. Gelingt es ihnen aber, ihr Leben so zu gestalten, dass es einen förderlichen Rahmen für ihre Interessen und Potenziale bietet, kommen diese von selbst zum Tragen. In dieser Beziehung sind autistische Fähigkeiten insgesamt sehr stark, wenn sie sich in einer günstigen Umgebung entfalten können, aber auch sehr fragil und eben empfindlich, was ihre Umgebung angeht.

Es fällt auf, dass in diesem Teil meiner Ausführungen die Zahl drei eine zentrale Rolle spielt: Drei Aspekte der Fähigkeiten, drei Aspekte autistischen Denkens, die im Fokus der Autismusforschung stehen, drei Aspekte des Bilderdenkens. Es sind, das ist eine bemerkenswerte mathematische Erkenntnis, genau drei Dimensionen um einen komplexen „Raum“ aufzuspannen, weniger oder mehr Dimensionen gehen zugleich auch mit einem Verlust an Komplexität einher. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Dreizahl eine zentrale Bedeutung für das analytische Erfassen komplexer Strukturen hat. Das Vorkommen der Dreizahl erinnert aber auch daran, dass diese Kategorisierungen tatsächlich analytischer Natur sind. Am Ende kommt es darauf an, aus all diesen Aspekten wieder ein Gesamtbild zu erstellen. Autistisches Denken stellt eine andere als übliche Organisation der Denkvorgänge im Gehirn dar, die sich nicht auf einzelne Aspekte reduzieren lässt – schon gar nicht auf Defizite. Wird sie einer kritischen – und logisch stringenten – Beurteilung unterworfen, zeigt gerade auch die aktuelle Autismusforschung, dass Autismus eine spezielle Ausprägung menschlichen Denkens darstellt, die sich – je nach Perspektive und Umgebung – als Fähigkeiten oder Behinderungen zeigen kann. Ein angemessener Umgang mit den Trägern dieser autistischen Variante des Menschseins sollte immer den Autismus als Ganzes im Blickfeld haben, anstatt sich auf einzelne Aspekte zu konzentrieren.

Exkurs: Autistische Psychologie

Kommunikation gilt in aller Regel als der Bereich, in dem autistische Menschen ihre größten Schwächen haben. Je nach eingenommener Perspektive kann aber

autistische Kommunikation auch als eine Stärke mit großem Potenzial angesehen werden. Ob sie als Defizit oder Befähigung in Erscheinung tritt, hängt in nicht zu vernachlässigender Weise von der Umgebung ab, in der sich die Menschen befinden und mit der sie kommunizieren.

Die Erfahrung, von Kindheit an in dem Spannungsverhältnis zweier so unterschiedlicher Welten zu leben, stellt in meinen Augen die wichtigste meiner „speziellen“ Fähigkeiten dar. Diese Erfahrung hat zu einer Fokussierung meiner Interessen auf ein ebenfalls wohl eher spezielles Themenfeld geführt, nämlich der Nahtstelle zwischen Mathematik und Psychologie. Mein Interesse für die Mathematik begleitet mich bestimmt, seit ich denken kann. Bereits in meiner Vorschulzeit habe ich für die Gesetzmäßigkeiten der Rechenregeln interessiert und in der Grundschulzeit kam ein Interesse für Astronomie dazu. Dabei interessierte mich das (Er-)Finden von Formeln, das Erstellen von Tabellen und Berechnen ihrer Inhalte. Zwischen meinem zwölften und vierzehnten Lebensjahr drängte sich der Umstand in den Vordergrund, dass ich mich von den anderen Menschen sehr grundlegend zu unterscheiden schien und auch offensichtlich anders funktionierte als sie. In dieser Zeit fing ich auch an, mich alleine und isoliert zu fühlen; bis dahin hatte ich mich für andere Menschen nicht interessiert und fand das auch sehr natürlich so. In der Zeit nach meinem 12. Geburtstag machte sich – nicht zuletzt auch durch einige konkrete Erlebnisse ausgelöst – das Gefühl breit, dass in meinem Leben sehr grundlegend etwas nicht stimmte. Ich kam mir vor, wie ein Alien, der eigentlich in eine andere Welt gehörte; ein Gefühl, das bis heute geblieben ist. Diese Auseinandersetzung brachte mich recht schnell zur Psychologie, wo ich nach kurzer Zeit die Psychoanalyse entdeckte, die mich faszinierte, weil ich leicht einen logischen Zugang zu ihr finden konnte. In dieser Zeit, vermutlich als ich 14 bis 16 Jahre alt war, entstand die streckenweise zur Obsession gewordene Idee, mir die menschliche Psyche mit Hilfe der Mathematik zu erschließen. Allerdings dauerte es noch einige Jahre, bis ich dieses Projekt tatsächlich voranbringen konnte. Erst im Mathematikstudium lernte ich in der Algebra strukturbasierte Ansätze der Mathematik kennen, mit deren Hilfe ich semantische Felder, wie eben die Psychoanalyse, modellieren konnte. Während diesem Studium hatte ich auch einen sehr fruchtbaren Kontakt mit den Schriften Jacques Lacans, dessen strukturalistischer Ansatz die Brücke zur Mathematik vervollständigte. Die strukturalistische Methode, die ich bei Jacques Lacan und Claude Lévi-Strauss kennen lernte, eröffnete mir zusammen mit den Mitteln der Algebra diskreter Strukturen, insbesondere auch nicht-fundierter Strukturen, einen Zugang zu diesem Bereich, in

dem sich Mathematik und Psychologie überlappen. Auf diese Weise konnte ich die beiden Säulen meiner Interessensgebiete miteinander vereinen.

Interessanter Weise fällt in diese Zeit (das Hauptstudium der Mathematik, als ich Anfang Dreißig war), mein „autistisches Coming-out“. Meine „Interessensdualität“ äußerte sich zu dieser Zeit auch darin, dass ich mein Mathematikstudium hauptsächlich durch heilpädagogische Jobs finanzierte. Da hatte ich auch meine ersten Berührungen mit dem Thema Autismus: Zum einen, indem ich autistische Kinder (Kanner-Syndrom) kennen lernte und auch bemerkte, dass nicht nur ich sehr gerne mit ihnen arbeitete, sondern auch sie mich besonders zu mögen schienen. Zum anderen, weil ich von Arbeitskolleginnen das ein oder andere Mal zu hören bekam, ich würde ihnen „irgendwie autistisch“ vorkommen – was allerdings nicht als Kompliment gemeint war. Zugleich fiel mir bei meinen Beschäftigungen mit Mathematik und Psychoanalyse zunehmend auf, dass mein Unbewusstes durch und durch mathematisch funktionierte. Da ich – durch Lacans Psychoanalyse – wusste, dass dies bei allen Menschen so ist, wurde mir aber klar, dass, anders als ich, Menschen ihr Unbewusstes und damit ihr „ich“ keineswegs als mathematisch wahrnehmen. Meine Wahrnehmung wurde ein paar Jahre später durch meine Arbeit mit Computern bestätigt, wo ich merkte, dass ich – ganz natürlich – mit Computern so kommunizierte, so wie nicht-autistische Menschen mit anderen Menschen kommunizieren. Mathematik, Psychoanalyse, Autismus und Computertechnologie verbinden sich in meiner Biographie zu einem sinnhaften Ganzen und bilden – bildhaft gesprochen – den Boden, auf dem ich und meine Theorien sich befinden.

Ich bin ebenso wie Temple Grandin davon überzeugt, dass das Verhältnis von Sprache und Denken einen grundlegenden und vielleicht sogar trennscharfen Unterschied zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen darstellt. Bei nicht-autistischen Menschen sind Sprache und Denken untrennbar miteinander verwoben. Das weiß ich nicht aus eigener Erfahrung, sondern weil dies eine – meist unausgesprochene – Prämisse für die Psychoanalyse darstellt. Die von Freud herausgearbeiteten Grundstrukturen menschlicher Psyche, insbesondere aber auch das Unbewusste, machen ansonsten nur wenig Sinn. Auch in der neuzeitlichen, westlichen Philosophie ist diese versteckte Grundannahme häufig zu finden und die gängigen Missverständnisse bezüglich der Spiegelneuronen bauen meistens darauf auf, die Identität von Sprache und Denken als Grundprinzip zu verallgemeinern. Erst mit der Identifizierung von Sprache und Denken wird die Verschränkung von Gesellschaft und Individuum, wie sie in den heutigen

westlichen Gesellschaften üblich ist, verständlich: Durch sie durchdringen sich nämlich gesellschaftliche Strukturen, wie sie als sprachliche Strukturen repräsentiert sind, und das, was Menschen in sich wahrnehmen, nämlich das Denken, gegenseitig. Diese Verschränkung wirkt wie ein Hohlspiegel, der beides, gesellschaftliche bzw. kulturelle Strukturen und die Selbstwahrnehmung des Individuums, in ein und dieselbe Sphäre projiziert. Dies habe ich in dem Anhang zur semantischen Spiegelung näher ausgeführt.

Für Nicht-Autisten ist Sprache das Medium

- in dem sich Menschen gegenseitig spiegeln
- des Unbewussten und des „Ichs“
- in dem soziale Ordnungen und Machtverhältnisse geregelt werden



Für Autisten ist Sprache dagegen

- ein Mittel für „bloße“ Kommunikation
- eine formale Struktur
- lediglich ein Aspekt des „Ichs“

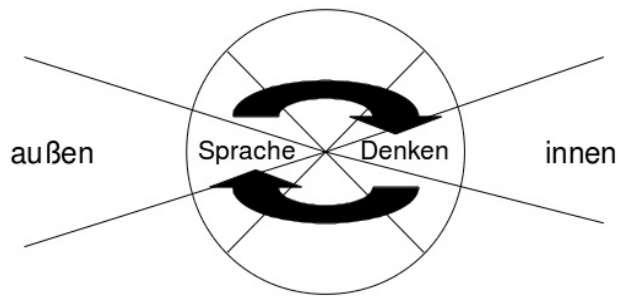
Ich dagegen habe beide Sphären, die der gesellschaftlichen Strukturen und die meiner Selbstwahrnehmung immer als sehr unterschiedlich und deutlich voneinander getrennt wahrgenommen. Genauso wie ich auch immer Sprache und Denken, das für mich eine sinnliche Qualität hat, als voneinander deutlich getrennt wahrgenommen habe. Diese Trennung empfinde ich als ein Dasein in zwei Welten, einer Welt, die sich kommunizieren lässt und in gewissen Rahmen auch Interaktionen mit anderen zulässt, und eine, in der es außer mir selbst niemanden gibt. Auch eine Psyche mit einer klaren Trennung von Sprache und Denken lässt ein semantisches Spiegeln zu, aber eines, bei dem Original und Spiegelbild sich immer in getrennten Sphären aufhalten und eine Verwechslung oder Identifikation von beidem ausgeschlossen ist. Dies ist ein Aspekt, der bei den Missverständnissen zwischen Autisten und Nicht-Autisten meines Erachtens nicht vernachlässigt werden sollte, dass nämlich beide Seiten in der Kommunikation unterschiedliche

Erwartungen aneinander haben: Nicht-autistische Menschen erwarten, dass sich ihr Gegenüber wie ein Wesen verhält, das sich in derselben Welt befindet wie sie selbst. Autisten erwarten dagegen genau das Gegenteil und gehen davon aus, dass sich ihr Gegenüber – wie sie selbst – in einer Welt befindet, die von der eigenen so klar getrennt ist, wie ein Spiegelbild von seinem Original. So entstehen dann leicht Situationen, in denen sich Autisten schlicht missverstanden und ihre nicht-autistischen Gesprächspartner „zum Narren gehalten“ fühlen, weil letztere in ihre Partner Intentionen hineinlesen, die nicht vorhanden sind, und erstere solche gar nicht erst wahrnehmen.

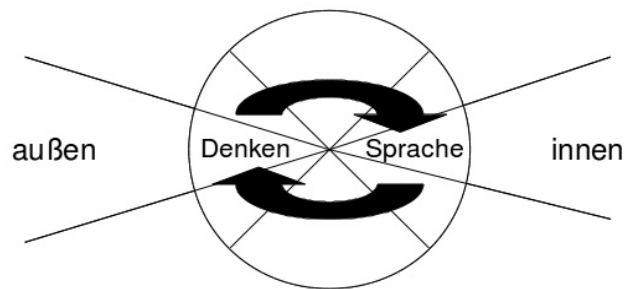
Wenn Autisten untereinander kommunizieren, entstehen solche Irritationen, wie sie durch derart unterschiedliche Erwartungshaltungen erzeugt werden, in der Regel nicht. Es würde mich nicht wundern, wenn dieser Umstand geeignet wäre, einigermaßen trennscharf Autismus zu diagnostizieren.

„Die autistische Wortwörtlichkeit [hält] denjenigen den Spiegel vor, die eifrig 'intentionalisieren'. Hier macht das Gespür für unterschwellig mitgeteilte Intentionen uns einmal alle zum Narren.“

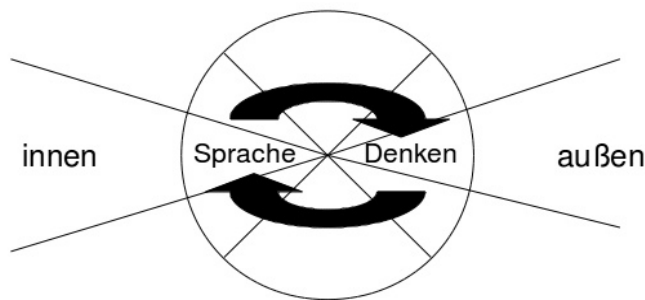
Uta Frith: Autism and Asperger syndrome, 1991



Bei nicht-autistischen Menschen sind Sprache und Denken miteinander verschränkt. Sowohl „von außen“ als auch von einer Innenperspektive wird immer eine Überlagerung von beidem wahrgenommen, sodass beides als identisch erscheint.

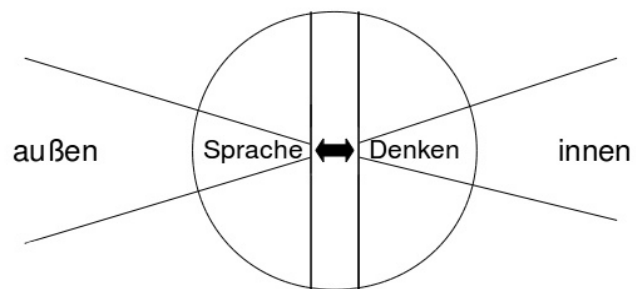


Sprache und Denken lassen sich daher auch in diesem Modell nicht getrennt lokalisieren. Daher ist das Modell als Überlagerung der drei Bilder links zu verstehen.



Ebenso wenig wie Innen und Außen, die in analoger Weise miteinander verschränkt sind. Eine derartig strukturierte Psyche wirkt auf andere wie ein Hohlspiegel, der das Bild in dieselbe Sphäre abbildet, in der sich das Urbild befindet. Man befindet sich sozusagen in derselben Welt.

Bei autistischen Menschen findet eine solche Verschränkung nicht statt. Sprache und Denken bleiben getrennt, ebenso wie Innen- und Außenwelt. Diese Trennung wirkt wie ein ebener Spiegel, der das Bild in eine andere Sphäre abbildet als das Urbild.



Anstelle des „Intentionalisierens“, das – im Idealfall – auf einer zutreffenden Theory of Mind basiert, setzen Autisten häufig die Logik. Eine Logik, die anders als die der semantischen Verschränkungen fundiert ist und – wo möglich – auch absolut auflösbar. Auch wenn dies in Hinblick auf Kommunikationssituationen mit nicht-autistischen Menschen eher hinderlich erscheint, stellt die Logik in gewisser Weise eine Verallgemeinerung der Theory of Mind dar, ähnlich wie die Mathematik eine Verallgemeinerung der Sprache darstellt. Auf diese Weise eröffnet sich für manche autistischen Menschen ein intuitiver Zugang zu Dingen, mit denen sie in analoger Weise wie mit Menschen kommunizieren können. Besonders vorteilhaft erweist sich eine solche Intuition im Umgang mit Computern. Die Art und Weise, wie autistische Menschen ihre Spiegelneuronen einsetzen, eignet sich richtig angewendet gut für den Umgang mit Objekten, während die Theory of Mind nicht-autistischen Menschen keinen intuitiven Zugang zu technischen Geräten ermöglicht. Umgekehrt führt die autistische Spiegelneuronenstrategie im Umgang mit Menschen häufig zu den beschriebenen Irritationen. Daher verwundert die Vorliebe vieler autistischer Kinder für Objekte nicht sonderlich.

Wenn autistische Menschen untereinander kommunizieren, stellen sich ähnliche Effekte ein wie im Umgang etwa mit technischen Geräten: Die Intuition liefert brauchbare, das heißt insbesondere nicht-irritierende, Zugänge zueinander. Meine ersten Kontakte mit autistischen Communities faszinierten mich besonders deswegen, weil ich es dabei mit Gruppen von Menschen zu tun hatte, die hinsichtlich sozialer Hintergründe, Alter, Geschlecht und anderer Merkmale extrem heterogen waren, in denen aber die Kommunikation sehr gut funktionierte. Es stellt sich in aller Regel innerhalb kürzester Zeit ein Gefühl von Vertrautheit und auch des Verstanden-werdens ein, das ich aus anderen, nicht-autistischen Gruppen überhaupt nicht kenne. Diese Kommunikation ist davon geprägt, dass das Gesagte und das Gemeinte identisch sind; verborgene Absichten gibt es hier nicht, genauso wenig wie die Versuche, solche bei anderen zu finden. Das stellt jetzt eine Idealisierung in sofern dar, dass autistische Gruppen dann so funktionieren, wenn allen in den jeweiligen Gruppen klar ist, dass sie sich in einem autistischen Kontext befinden. In der Regel stellt sich eine solche Klarheit recht schnell und intuitiv ein; autistische Kommunikation fühlt sich anders an als nicht-autistische. Aber auch hier, wie in allen anderen Aspekten, die ich zur Sprache gebracht habe, gilt, dass Ausnahmen die Regel bestätigen.

Für die Arbeit mit autistischen Menschen mit dem Ziel, die eigenen Fähigkeiten kennen zu lernen, ergibt sich hieraus ein interessanter Ansatz: Autistische Grup-

pen funktionieren in weiten Teilen wie Balintgruppen. Das heißt, dass sich in den Gesprächen fast unmittelbar ein Höchstmaß an Offenheit einstellt und die Intentionen der Gesprächsteilnehmer von selbst für alle anderen offen „auf dem Tisch liegen“. Aus psychoanalytischer Sicht bedeutet das insbesondere, dass die Mechanismen der Übertragung und Gegenübertragung für alle unmittelbar erkennbar und damit wirkungslos sind. Vermutlich ist hierin der Grund zu suchen, warum Psychoanalysen für Autisten in aller Regel keinen therapeutischen Effekt haben. Anders als etwa Supervisionsgruppen, in denen ein gewisses Maß an psychoanalytischer Schulung und Erfahrung notwendig ist, um das gewünschte Maß an Offenheit zu erreichen, bedürfen autistische Gruppen eine solche Vorbildung nicht. Was sie benötigen, ist ein sicherer Rahmen, insbesondere einer, in der sich alle Teilnehmer vor Intentionalisierungen und versteckten Absichten sicher fühlen können, was der Fall ist, wenn alle Teilnehmer autistisch sind und sich gegenseitig auch so wahrnehmen. Dazu ist immer auch eine gewisse Strukturierung förderlich, damit die Themen sich nicht im Beliebigen verlieren.

Auf diese Weise kann das, was in der Regel als kommunikatives Defizit verstanden wird, schwach ausgeprägte Theory of Mind, direkte und konkrete Kommunikation, wörtliches Verstehen etc., sich als ungemeine Stärke zeigen. Dieses Defizit stellt in der richtigen Umgebung tatsächlich eine Fähigkeit dar, die obendrein als Selbstbefähigung autistischer Menschen wirkt. Der Austausch in autistischen Gruppen kann derartig bedeutungs- und wirkungsvoll sein, dass für manche Autisten ein einziges solches Treffen genügt, um spürbare Verbesserungen in der eigenen Lebenskonzeption hervorzurufen. Bei autWorker wurden durchaus und mehr als einmal solche Erfahrungen gemacht, dass – über die Fähigkeit zu einer besonderen Form der Kommunikation – autistische Menschen befähigt wurden, ihre Potenziale zu entfalten und in ihrem Leben umzusetzen.

Die richtige Umgebung zählt

Bereits in der Schule hatte ich das Gefühl, dass ich mich nicht in passenden sozialen Umgebungen aufhielt. Daher hatte ich mich schon zu jener Zeit auf die Suche nach Umgebungen gemacht, in denen sich meine soziale Positionierung einfacher gestalten sollte, als es etwa in der Schule der Fall war. Und tatsächlich fand ich solche Umgebungen in Nischen, die meistens von einem hohen Maß an Toleranz und einem offenen Menschenbild geprägt waren. Das waren beispielsweise subkulturelle Zusammenhänge, oder Zusammenhänge von behinderten

Menschen, mit denen ich mehrere Jahre lang gearbeitet hatte, oder auch der mathematische Fachbereich an der Universität. Ich habe bei meinen Erfahrungen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Umgebungen gelernt, dass es entscheidend von diesen abhängt, ob ich mich selbst als (sozial) behindert erlebe oder nicht. Zugleich hängt von diesen Umgebungen auch ab, ob ich meine Fähigkeiten zum Einsatz bringen kann oder eben nicht. Als Potenzial kann ich sozusagen das gesamte Spektrum zwischen behindert und (hoch-)begabt abdecken: Wo ich mich da, in diesem Spektrum, einordnen kann, hängt direkt von der Umgebung ab, in der ich mich befinde.

Autistisch geprägte soziale Umgebungen sind für Autisten eine einzigartige Möglichkeit, ihren Autismus nicht als Behinderung zu erfahren und auf diese Weise Zugang zu den Potenzialen zu finden, die mit ihrem Autismus auch verbunden sind. Solche Umgebungen haben nicht nur den Vorteil, dass sie weitgehend frei sind von sozialem Stress und Anpassungsdruck, durch den ja im Wesentlichen defizitäre Aspekte des Autistisch-Seins zum Vorschein kommen. Sie stellen auch Umgebungen dar, in denen autistische Menschen etwas tun können, was für nicht-autistische Menschen alltäglich, für Autisten aber ansonsten weitgehend unzugänglich ist, nämlich sich an den anderen wiederzuerkennen. Entsprechend autistischer Kommunikationsweisen, in denen die Logik die Rolle des Intentionalisierens übernimmt, ist dieses Wiedererkennen in der Regel sehr direkt und offen. Es sind soziale Umgebungen, in denen die eigenen Potenziale so zum Vorschein kommen, wie sie sind, weder überhöht noch unterdrückt. Autistische Menschen verfügen über ein immenses Selbstbefähigungspotenzial, für das der nicht-autistische Blick weitgehend blind ist. Es ist daher Aufgabe der autistischen Menschen selbst, dies zu entfalten.

Die gängigen therapeutischen Ansätze im Autismusbereich konzentrieren sich auf Defizite und Schwächen in der Kommunikation und sozialen Interaktion autistischer Menschen. Dabei geraten sowohl der Blick für die Potenziale dieser Menschen als auch die große Bedeutung des sozialen Umfelds für ihre Funktionalität in den Hintergrund. Um aber die Potenziale und Fähigkeiten autistischer Menschen zum Vorschein zu bringen, sind gerade auch die Potenziale extrem hilfreich, die in den spezifisch autistischen Kommunikationsformen liegen. Das, was häufig als Defizit erscheint, wird im geeigneten Kontext zu einem sehr zentralen Potenzial, nämlich zur Grundlage für die Entwicklung der eigenen, oft sehr spezifischen Fähigkeiten. Es ist sicherlich sinnvoll für Autisten, zu lernen, wie nicht-autistische Kommunikation funktioniert, aber entscheidend ist am Ende das Ent-

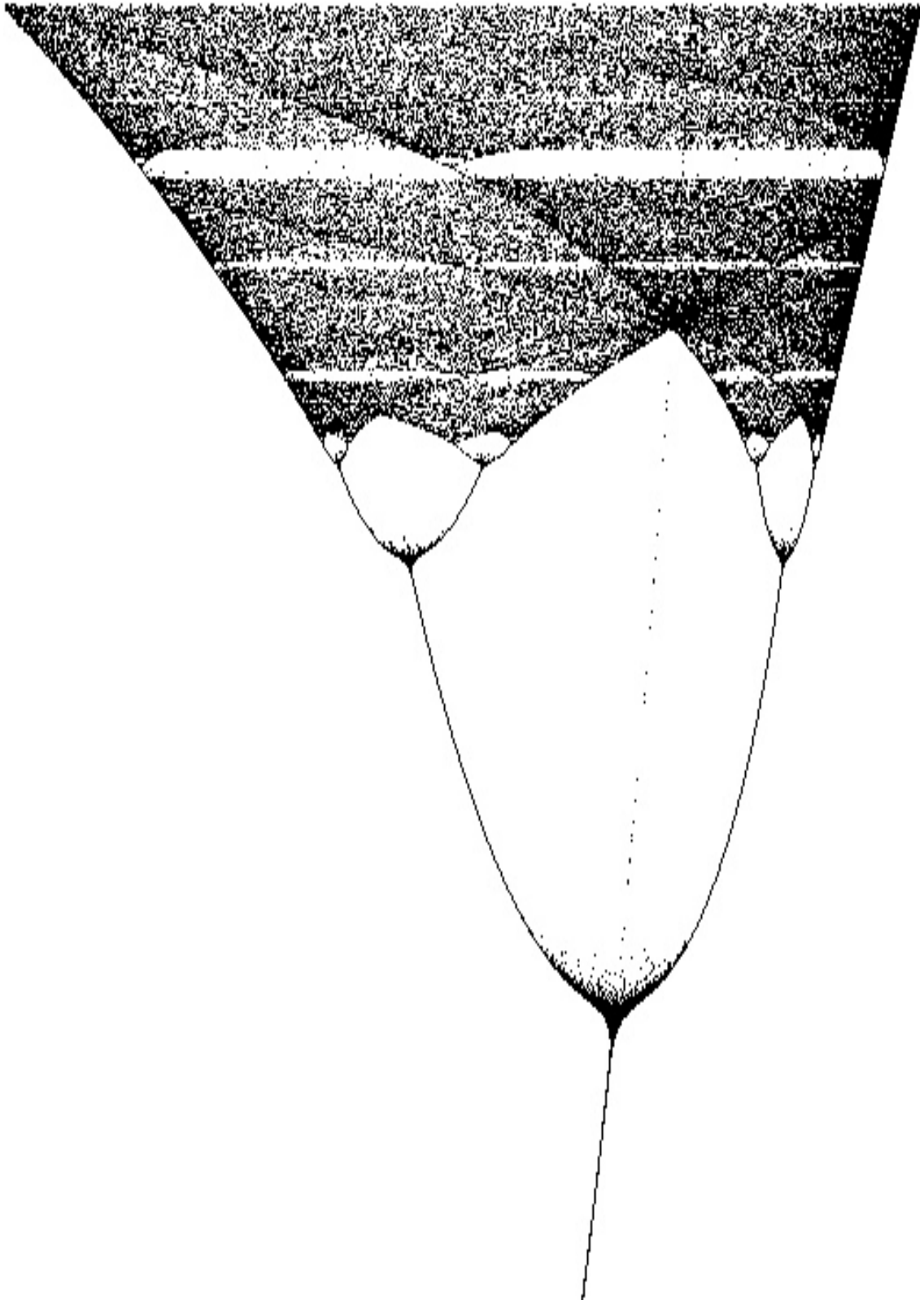
decken der Möglichkeiten, die in den Eigenheiten autistischer Kommunikationsstile liegen.

Auf diese Weise ergeben sich nicht nur Möglichkeiten zur Steigerung der Funktionalität autistischer Menschen und ihrer gesellschaftlichen Integration. Es eröffnet auch Möglichkeiten zur Entfaltung von Potenzialen, die gerade für hochindustrialisierte Gesellschaften sehr wichtig sein können. Die Desintegration autistischer Menschen in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg stellt nicht nur eine schwierige Situation für diejenigen dar, die hier als „betroffen“ wahrgenommen werden. Sie ist obendrein ein Verzicht auf Sichtweisen, Fähigkeiten und Handlungsalternativen, die ja zugleich mit den Menschen ebenfalls desintegriert wurden. Da sich dies vor dem Hintergrund einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung darstellt, in der bestimmte Formen der Kommunikation und Interaktion als zunehmend grundlegend betrachtet werden, muss diese Entwicklung in die Betrachtungen zur Re-Integration autistischer Menschen mit einfließen. Auch Kommunikation und Interaktion sind schließlich Aspekte menschlicher Kultur, die einem „Zeitgeist“ unterliegen.

Es sollte sich auch für nicht-autistische Menschen die Frage stellen, ob sie wirklich in einer Welt leben möchten, in der autistisches Denken, autistische Kommunikation und autistische Fähigkeiten keine oder nur sehr marginale Rollen spielen. Eine solche Welt ist am Ende eine sehr arme Welt, im schlechtesten Fall eine, in der wie in Huxleys „schöner neuen Welt“, der Schein über ein allzu tristes Sein regiert. Um nicht im Trend zunehmender Desintegration autistischer Menschen zu verbleiben, muss ein Autismusverständnis beides, sowohl Beeinträchtigungen wie auch Fähigkeiten, im Blick haben. Es muss beachtet werden, dass die (soziale) Umgebung entscheidend beeinflusst, ob Autismus als Behinderung oder als Begabung erscheint. Die Entwicklung und Entfaltung eigener Interessen spielt obendrein eine Schlüsselrolle für die Möglichkeiten der Stressbewältigung autistischer Menschen und ist in sofern auch ein direkter Indikator für deren Funktionalität. Hans Asperger und Leo Kanner haben mit ihrer Weitsicht den Grundstein für genau so ein Autismusverständnis gelegt; über sechzig Jahre nach ihren Veröffentlichungen ist es an der Zeit, dies wieder aufzugreifen.

„Es sind nicht unsere Fähigkeiten, die zeigen, wer wir wirklich sind, sondern unsere Entscheidungen.“

Harry Potter



Anhänge

Empathie und Autismus

„Autismus heißt, es gibt keine Menschen“, hatte der autistische Hamburger Schriftsteller Axel Brauns einmal in einem Fernsehinterview gesagt. Mir ist dieser Satz nachhaltig im Gedächtnis haften geblieben, weil er sehr pointiert das beschreibt, was ich in meiner Kindheit erlebt habe – und wie ich es erlebt habe. Als Kind habe ich in der Tat keine Menschen wahrgenommen; alle Lebe- wie Totwesen waren im Wesentlichen gleichrangige Elemente einer Außenwelt, die sich sehr von meiner Innenwelt unterschied und mich daher nicht besonders interessiert hatte. Im Nachhinein betrachtet hatte ich ein sehr funktionales Verhältnis zu dieser Außenwelt: Ich lernte nach und nach, wie man mit ihr umgehen muss, damit sie wie erwartet funktioniert. Später, nachdem ich mit vielleicht 10 bis 12 Jahren anfang, einen über diese Funktionalität hinausgehenden Kontakt zu dieser Außenwelt aufzunehmen, war ich sogleich mit einem anderen und nicht weniger isolierenden Effekt konfrontiert: Ständig wurde mir mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt, dass ich anders war als die anderen. Es gab im Grunde keine Form der Interaktion mit anderen Menschen, in der dieses Anderssein nicht implizit auch Thema war: In Form von Missverständnissen, merkwürdigen Reaktionen anderer Menschen auf mich oder auch direkten Ausgrenzungen und „Hänseleien“. Dieser Befund hat in mir das starke Gefühl genährt, einer anderen, nicht-menschlichen Spezies anzugehören, und dieses Gefühl ist bis heute geblieben.

Inzwischen ist zu diesem Befund die – zunächst tatsächlich rätselhafte – Feststellung gekommen, dass man als Autist auch umgekehrt in analoger Weise wahrgenommen wird. Wenn, wie in meinem Fall, eine Integration gelingt, dann ist es immer die Integration eines Aliens, eine Integration, die von einer gegenseitigen Respektierung der vorhandenen Unterschiedlichkeit geprägt ist. Daher erscheint es nicht wirklich verwunderlich, dass Autisten auch in der Forschung im Zentrum recht spezifischer Diskurse stehen. Wie kann es sein, dass ein Wesen, das aussieht, wie ein „normaler“ Mensch, derartig anders ist? Daraus ergibt sich eine interessante Konstellation, nämlich dass Autisten, die ihrer so grundsätzlich fremden sozialen Umwelt als Forschende begegnen, umgekehrt oft, und nicht nur in wissenschaftlichen Kontexten, von dieser Umwelt als Forschungsobjekte betrachtet werden. Es ist auf jeden Fall aber so, dass die Schwierigkeiten, die durch die unterschiedliche Art und Weise der Interaktion zwischen autistischen und

nicht-autistischen Menschen auftreten, auf beiden Seiten bestehen und wahrgenommen werden. Und auf beiden Seiten lösen diese Schwierigkeiten ein unüberwindbares Gefühl des Befremdens aus. Ich nenne diesen Effekt „doppelte Isolation“, weil aus autistischer Sicht die Isolation nur zu einem Teil aus den Verständnisproblemen mit einer nicht-autistischen Umwelt herrühren. Zu einem anderen Teil erwachsen sie aber auch aus der Art und Weise, mit der eine nicht-autistische Umwelt einem autistischen Wesen begegnet.

Aus autistischer Sicht stellt sich hier die Frage, ob dieser Blick, mit dem nicht-autistische Menschen versuchen, Autisten und Autismus zu verstehen, nicht hochgradig von dem geprägt ist, was – in einem sehr breiten Konsens – unter menschlicher Kultur und als Menschsein verstanden wird. Sind Menschen, die in einer solchen Weise aus gesellschaftlichen Strukturen ausgeschlossen sind wie Autisten, nicht auch zugleich Projektionsflächen für Ängste, Sehnsüchte und dergleichen? Das möchte ich versuchen, am Thema „Empathie und Autismus“ zu erörtern.

„Empathie“ ist ein Begriff, der in seiner heutigen Bedeutung erst seit den 1960er Jahren Eingang in einen allgemeinen Sprachgebrauch gefunden hat. Zunächst tauchte er im Wesentlichen in therapeutischen Kontexten auf, was wohl auch den Publikationen Carl Rogers zu verdanken ist. Umgangssprachlich wird „Empathie“ oft in der Weise, „sich verstehen, indem man eine Gleichheit erkennt“, verstanden, etwa in der Art, „Ich bin traurig, weil du auch traurig bist“. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, welche Gefühle genau empfunden werden, sondern welchen kommunikativen Ausdruck diese Anerkennung einer Gleichheit erhält. Es ist in der Tat genau diese Form der Übertragung, die Autisten in aller Regel schwer fällt. Sie fällt schon alleine deswegen schwer, weil – entsprechend meiner Eingangüberlegungen – aus autistischer Sicht eine solche Gleichheit kaum naheliegend erscheint. Einem Angehörigem einer Minderheit, dem obendrein in nahezu jedem Akt der Interaktion diese Minderheitenposition deutlich gemacht wird, erscheint in der Kommunikation mit Mehrheitsangehörigen vordergründig etwas ganz anderes als die Vermutung einer grundsätzlichen Gleichheit. Bei der Lektüre wissenschaftlicher Arbeiten zum Thema Empathie oder auch Kommunikation und Autismus stelle ich oft mit einem großen Erstaunen fest, dass dieser – für mich sehr naheliegende – Aspekt der Minderheitenposition, die autistische Menschen in aller Regel innehaben, nicht berücksichtigt wird; oft wird er noch nicht einmal erwähnt.

In einem umgangssprachlichen Gebrauch wird Empathie gerne auch mit etwas wie „Mitgefühl“ oder „Einfühlungsvermögen“ gleichgesetzt. Das hat den Effekt, dass dadurch einem als autistischer Mensch, in der These, nicht empathiefähig zu sein, ein echtes Stigma anhaftet. Doch Mitgefühl bedeutet etwas ganz anderes als das, was Carl Rogers mit „Empathie“ bezeichnet. Mitgefühl ist ein deutlich religiös gefärbter Begriff und bedeutet beispielsweise im Buddhismus, wo er auch als „ichloses Mitleiden“ konzipiert ist, den starken Wunsch, dass Lebewesen von Leiden befreit werden. Er bedeutet insbesondere im Buddhismus auch die Erkenntnis, dass Leiden nicht individualisierbar ist – und das ist eine Erkenntnis, kein „empathischer Effekt“. Es stellt sich also hier die Frage, benötigt man Empathie, um Mitgefühl mit anderen Wesen zu haben? Es stellt sich weiterhin die Frage, ob nicht „Empathie“ für etwas steht, was einem Wunschdenken und einer Sehnsucht entspricht, die einer sich immer weiter individualisierten Gesellschaft entspringt. Ist das, was das Menschsein, so wie es sich weltweit darstellt, tatsächlich von Mitgefühl geprägt?

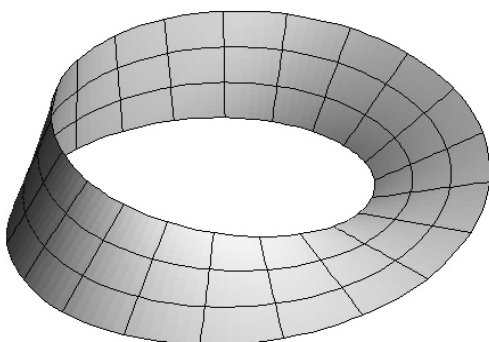
Ob die Spiegelneuronenfunktionen bei Autisten ebenso ausgebildet sind wie bei nicht-autistischen Menschen oder Makaken, erscheint fraglich.



Meine Erfahrung mit autistischen Menschen zeigt sehr deutlich, dass Autisten durchaus Mitgefühl empfinden können. Durch die häufig vorhandene eigene Erfahrung der Ausgrenzung und Diskriminierung sind sie in diesem Bereich sogar besonders sensibilisiert. Das entspricht auch durchaus Ergebnissen von wissenschaftlichen Forschungen, die in den letzten Jahren in diesem Feld getätigt wurden. Darin zeigt sich nicht nur, dass Autisten keineswegs weniger Mitgefühl empfinden können als nicht-autistische Menschen, es zeigt sich auch, dass sich Unterschiede ausschließlich im Bereich der „kognitiven Empathie“ aufzeigen lassen, nicht aber im Bereich der „affektiven Empathie“. Die Unterscheidung zwischen kognitiver und affektiver Empathie stammt aus den 1980er Jahren. Während die „affektive Empathie“ eher dem entspricht, was auch als Mitgefühl gefasst werden könnte, beschreibt die „kognitive Empathie“ eher den Empathiebegriff, den Ro-

gers intendiert hatte. Letzterer ist ein sehr schwer zu fassender Begriff, weil er letztendlich auf kommunikative Effekte beruht, die ihre Grundlage einzig und alleine aus einem wechselseitigen Bestätigen beziehen können. Die Vermutung, man könne sich in das psychische Erleben eines anderen Menschen hinein versetzen, lässt sich nicht nur nicht überprüfen, es ist im Grunde völlig belanglos, ob es tatsächlich so ist, ja sogar sehr unwahrscheinlich, dass es so ist. Entscheidend ist dabei eine kommunikative Wechselseitigkeit, die in der Lage ist, den Schein eines solchen Sicheinfühlens herzustellen und zu wahren. Dadurch wird eine Wirklichkeit hergestellt, die ausschließlich in der und durch die Kommunikation besteht. Genau an einer solchen – scheinhaften – kommunikativen Situation scheitern viele autistische Menschen in der Tat.

Sie scheitern allerdings nicht, wenn es um Dinge wie Einfühlungsvermögen oder Mitgefühl geht. Oft geht es hierbei sogar um einen sehr weiten Begriff des Mitfühlens, einem, der dem des Buddhismus in manchen Aspekten recht nahe ist. Es ist ein Mitfühlen, dessen Ziel nicht unbedingt darin liegt, diesem Mitfühlen einen geeigneten Ausdruck zu verleihen, der dann als „empathische Teilnahme“ interpretiert werden kann. Autistisches Mitfühlen ist eher darauf aus, Wege zu suchen, Leiden zu beenden, was in manchen Situationen irritierend auf nicht-autistische Menschen wirken kann. Wie Uta Frith bemerkenswerterweise auch schon in den 1980er Jahren aufgezeigt hat, verschwimmen bei autistischen Menschen manche derjenigen psychischen Formen, die als „eigene Psyche“ empfunden werden. Das Innere kehrt sich so quasi zum Äußeren und umgekehrt. Das heißt, sie nehmen Aspekte der Psychen anderer Menschen viel direkter wahr, als es nicht-autistische Menschen tun. Dadurch sind sie ihnen aber auch in einer ebenso direkten Weise ausgeliefert. Daher die Überempfindlichkeit gegenüber starken emotionalen Äußerungen anderer, die viele Autisten zeigen.



Das Möbiusband ist eines der Symbole der autism-awareness-Bewegung. In ihm sind Innen- und Außenseite ein und dasselbe.

Grundsätzlich sind viele autistische Verhaltensweisen vielmehr dadurch zu erklären, dass Autisten zu viel wahrnehmen und Mechanismen finden müssen, sich vor diesem Zuviel an Input zu schützen. Viele Elemente „normaler“ zwischenmenschlicher Interaktion sind auf vorhandene psychische Barrieren und Filter zwischen den Menschen angewiesen, um adäquat verarbeitet werden zu können. Fehlen diese Filter und Barrieren, so erscheinen „normale“ zwischenmenschliche Interaktionen als derartig heftig, grob und unerträglich, dass autistische Menschen sich aktiv davor schützen müssen. Das trifft insbesondere auch einige Aspekte der Sprache, bzw. des „gewöhnlichen“ Sprachgebrauchs. Der ist darauf ausgelegt, eben nicht nur Informationen auszutauschen, sondern auch, das eigene soziale Umfeld zu manipulieren, die Aufmerksamkeit anderer Menschen zu beeinflussen etc. Auch hier sind bestimmte autistische Reaktionen, bis hin zum kompletten Verzicht auf den Gebrauch von Sprache, als Ausdruck einer Sensibilität zu deuten, die weit über das „Normale“ hinausgeht. Dazu kommt noch der Aspekt, dass Sprache als Mittel der eigenen sozialen Positionierung von autistischen Menschen nicht oder nicht richtig verstanden werden kann, weil ihre psychische Konstitution nicht der der Mehrheitsgesellschaft entspricht.

All dies sind Faktoren, die deutlich machen, wie Autisten auch in Hinsicht von Empathie, Einfühlungsvermögen oder Mitgefühl anders empfinden und reagieren als Nicht-Autisten. Dies aber auf die These herunter zu brechen, Autisten seien nicht empathisch, greift viel zu kurz und ist schlicht falsch. Dies ist in der Tat eine sehr bequeme These, weil sie einen kritischen Blick auf die Funktionsweise einer nicht-autistischen Gesellschaft nicht erforderlich macht. Um aber autistisches Kommunikationsverhalten zu verstehen, ist aber ein kritisches Verständnis der Kommunikation in sozialen Kontexten unabdingbar. Wiederum möchte ich hier die These aufstellen, dass hier insbesondere der unvoreingenommene Blick auf verschiedene Weisen des menschlichen Interagierens absolut notwendig ist, um zu vernünftigen und zufriedenstellenden Ergebnissen zu kommen.

Wenig hilfreich sind dagegen Forschungsbeiträge, die versuchen, kommunikative Situationen, die sich, wie eben beschrieben, zwischen Schein und Wirklichkeit befinden und obendrein allenfalls im Rahmen einer dynamischen Logik erklären lassen, auf mechanistische Vorgänge zu reduzieren. Solche Versuche erinnern doch zu sehr an eine Wissenschaft, wie sie im 19. Jahrhundert betrieben wurde. Zur Illustration möchte ich etwa die pointierten Arbeiten des Ethnologen Fritz Kramer anführen, etwa die „Verkehrten Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts“. Hierin zeigt er auf, wie die ethnologische Forschung des 19.

Jahrhunderts am Ende statt der beforschten Völker ihre eigenen Vorurteile darstellt. Viele Forschungen mit autistischen Menschen, insbesondere diejenigen, die zu einfachen Antworten neigen, zeigen durchaus auch eine solche koloniale Perspektive: Autisten werden oft so beforscht, wie vor 150 Jahren „fremde Kulturen“ erforscht worden sind. Im Endeffekt spiegeln diese Forschungen und ihre Ergebnisse die Einstellungen und Vorannahmen der Forschenden wieder – auf jeden Fall wesentlich eher als die Erforschten selbst. Nicht zuletzt auch deswegen, weil zu erwarten ist, dass die beforschten Autisten sich in aller Regel bemühen werden, den – vielleicht auch vermeintlichen – Erwartungen, die an sie gestellt werden, zu entsprechen. Der Artikel „Der blinde Spiegel Autismus“ von Vilayanur S. Ramachandran ist manchmal mit einem Bild eines Jungen versehen, der vor einem Spiegel steht. Der Spiegel auf dem Bild aber ist zerbrochen und deshalb „blind“ – man könnte das auch verstehen als ein Sinnbild für das zerbrochene Verhältnis von autistischen und nicht-autistischen Menschen, die sich gegenseitig als Forschende begegnen. Der Spiegel stellt in diesem Bild allerdings nicht den Autismus dar, sondern die Vorurteilsstrukturen der Forschenden. Diese Situation, die jeder autismusbezogenen Forschung inhärent ist, zu erkennen und zu verstehen, muss als essentiell angesehen werden.

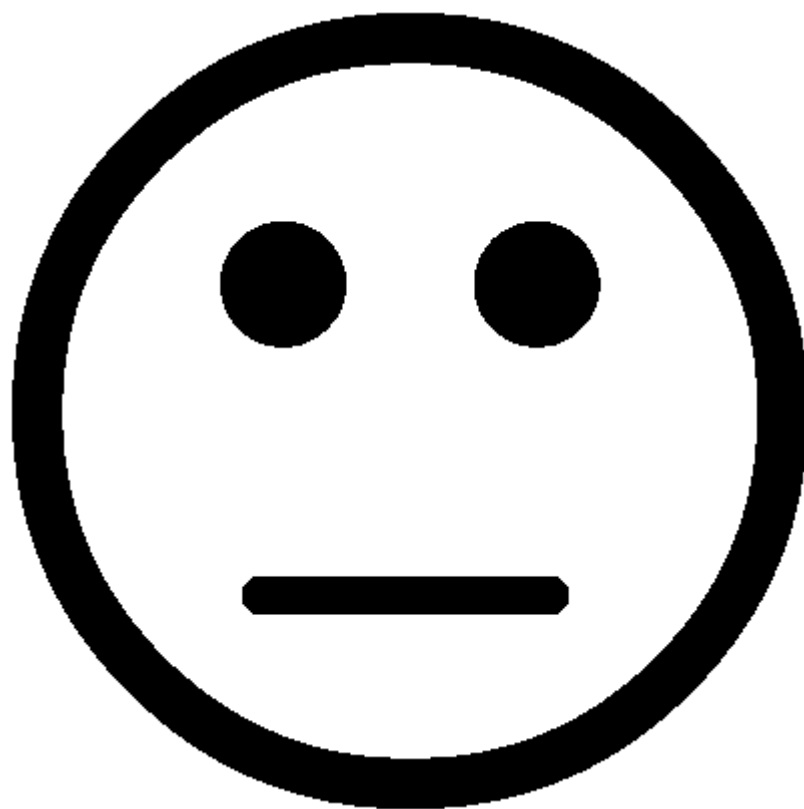


„Bei Autisten wird der andere kein Teil des Selbst, er bleibt reine Außenwelt“ *Giacomo Rizzolatti*

Dieses Zitat bezieht sich auf einen zu dem Affenexperiment analogen Versuchsaufbau (mit Schokolade statt Erdnüssen). Dabei wird die Aktivität der Mund- und Gesichtsmuskulatur gemessen. Die Versuche werden jeweils mit einem autistischen und einem nicht-autistischen Kind durchgeführt. Als Ergebnis zuckt die Muskulatur des nicht-autistischen Kindes bereits, wenn es die Schokolade greift, bzw. wenn es das andere Kind beim Greifen beobachtet. Die Muskulatur des autistischen Kindes wird erst bei der eigenen Aktion tätig; kurz vor dem Essen der Schokolade. Wird hierbei Empathie gemessen?

Allzu leicht geschieht es also, dass Autisten zu einer Projektionsfläche werden, die einem unbedarften, nicht-autistischen Beobachter wahlweise seine Sehnsüchte, Vorurteile, Defizite und ähnliches zurückwirft. Gerade die Weigerung vieler autistischer Menschen, „zwischen den Zeilen“ zu kommunizieren, lässt jede Menge Platz für Projektionen. Einer Forschung aber, die ernsthaft etwas über Autismus erfahren möchte und die obendrein sich auch nicht den Vorwurf gefallen lassen möchte, zu diskriminieren, sei angeraten, diesen Aspekt der Forschung nicht aus den Augen zu verlieren. In diesem Sinne lässt sich von autistischen Menschen einiges lernen, sind doch die meisten von ihnen durchaus darin geübt, mit und über Wesen zu forschen, die auf andere Weise kommunizieren als sie selbst. Es ließe sich obendrein auch lernen, Menschsein in seiner gesamten Unterschiedlichkeit zu akzeptieren, mit der es verbunden ist. Das heißt dann aber auch zu akzeptieren, dass es nie möglich sein wird, diese Unterschiedlichkeit wirklich zu fassen, geschweige denn einzuebnen. Genau so wenig wie sich ein Autist in einen Nicht-Autisten hinein versetzen kann, kann sich umgekehrt ein Nicht-Autist in einen Autisten hinein versetzen. Und das gilt wohl nicht nur für das Verhältnis zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen; hier findet lediglich eine Zuspitzung auf kommunikative Situationen statt.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass als Erklärung für Autismus in keinerlei Hinsicht einfache Antworten möglich sind. Man kann beispielsweise davon ausgehen, dass Autismus in irgendeiner Weise vererbt wird, aber jeder Versuch, eindeutige genetische Faktoren zu finden, ist bislang gescheitert. Ebenso kann man sicher sein, dass Autismus mit hirnpfysiologischen Veränderungen einhergeht, aber auch hier finden sich fast so viele – zum Teil widersprüchliche – Befunde wie es Untersuchungen gibt. Daher halte ich auch Zusammenhänge zwischen Autismus und spezifischen Funktionsweisen von Spiegelneuronen etwa keineswegs für abwegig. Aber Antworten, wie Autisten würden diese nicht ausbilden, sind auch hier meines Erachtens nicht zu erwarten. Alleine schon deswegen, weil es trotz intensiver Bemühungen bislang keinen wissenschaftlich haltbaren Befund gibt, der Autismus einfach als Defekt erscheinen lässt. Vermutlich wird man sich auch in Hinblick auf Zusammenhänge zwischen Autismus und Spiegelneuronen auf die ganze Komplexität dieser Thematik einlassen müssen, um zu sinnvollen Ergebnissen zu kommen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit werden dies dann aber auch Ergebnisse sein, die die Wirkungsweise von Spiegelneuronen bei nicht-autistischen Menschen erhellen und auch hier zu neuen Erkenntnissen führen werden.



Semantisches Spiegeln

„Stellen wir aber diese Identität [des Subjekts mit sich selbst] in Frage, so verliert der Begriff des Subjektes überhaupt seinen Sinn. Wir verwandeln uns dann von Subjekten wieder in Menschen und befinden uns so mit einem Schlage wieder in der wirklichen Geschichte. [...] Wenn alles, was wir überhaupt erfahren können, im Horizont der Zeit erfahren wird, so ist alle Erfahrung notwendig immer Erfahrung von Geschichte.“

Georg Picht, Gegenwart und Geschichte, 1993

Als Sphäre des Gleichzeitigen ist die Gegenwart der zeitliche Aspekt der Identität. Die Deutung des Personalen als etwas, was der zeitlichen Entwicklung enthoben ist, verschließt somit die Erfahrung des Geschichtlichen insgesamt. Eine Gesellschaft, die sich als der Geschichte enthoben versteht, steht folglich immer auch am Abgrund des Unwirklichen. Auch dies ist ein notwendiger Aspekt der Verschränkung von Wirklichkeit und dem Erleben der eigenen Person. Um dies ein wenig zu vertiefen, versuche ich, die Struktur von Erkenntnissituationen zu erörtern, die sich logisch nur in der Kommunikation mit anderen auflösen lassen.

Eine solche Situation ist unten schematisch dargestellt. O und X stehen dabei für zwei binäre Eigenschaften, die nur an anderen, nie an sich selbst beobachtet werden können. Die Frage ist die nach der Eigenschaft, die man selbst trägt. Der mit Z bezeichnete Fall, dass alle das Merkmal X tragen, sei ausgeschlossen. Im Fall D weiß daher diejenige Person, die vier Mal das Merkmal X bei den anderen sieht, dass sie das Merkmal O haben muss. Sie weiß es unmittelbar und würde daher sofort reagieren. Im Fall C wissen die beiden mit „!“ versehenen Personen, dass eine Person drei Mal das Merkmal X sehen und unmittelbar reagieren muss, wenn sie das Merkmal X hätten. Sie wissen also in einem zweiten unmittelbaren Schritt dass sie das Merkmal O tragen. Im Fall B schließen die mit ! versehenen Personen in einem dritten unmittelbaren Schritt, dass ebenfalls eine unmittelbare Reaktion erfolgen müsste, würden sie das Merkmal X tragen. Es bleibt also der Fall A übrig, in dem alle das Merkmal O tragen. Und alle können es erkennen, weil es zu keiner unmittelbaren Reaktion in einem endlichen Schritt kommt. Dies

wird allerdings erst nach dem Verstreichen einer Zeit deutlich, die von allen nicht mehr als unmittelbar empfunden wird. Um diese logische Gewissheit zu erlangen ist also ein Zögern, eine echte Zeitperiode, notwendig. Eine Periode, die vielleicht dem Augenblick, jenem „wunderbaren Etwas“, wie es Platon im „Timaios“ nennt, zu Grunde liegt.

A	O	O	O	O	OOO	OOO	OOO	OOO
B	O	O	O	X	OOX !	OOX !	OOX !	OOO
								O, da sonst C oder D
B'	O	O	O	X	OOX	OOX	OOX	OOO !
								O, da sonst B (Widerspruch)
C	O	O	X	X	OOX !	OOX !	OOX	OOX
								O, da sonst D
C'	O	O	X	X	OOX	OOX	OOX !	OOX !
								O, da sonst C (Widerspruch)
D	O	X	X	X	XXX !	OOX	OOX	OOX
								O, da sonst Z
D'	O	X	X	X	XXX	OOX !	OOX !	OOX !
								O, da sonst D (Widerspruch)
Z	X	X	X	X	XXX	XXX	XXX	XXX
								ausgeschlossen

Links sind die Merkmale der Träger zu sehen (**O** oder **X**), rechts das, was sie jeweils (an den anderen) sehen. Die mit „!“ versehenen Perspektiven erzwingen eine unmittelbare Reaktion. B', C', D' erzeugen einen Widerspruch, falls keine *unmittelbare* Reaktion erfolgt.

Das hier skizzierte Beispiel stammt von Jacques Lacan, (Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewissheit. Ein neues Sophisma, 1945), der es unmittelbar nach dem Sturz des Vichy-Regimes veröffentlicht hat. Eine solche Art der Logik setzt eine Theory of Mind voraus, in dem Sinne, dass die Beteiligten antizipieren müssen, wie andere eine Situation beurteilen. Insbesondere setzt sie eine Imagination der eigenen Person in eine „äußere Wirklichkeit“ voraus. Die Beteiligten müssen eine Vorstellung davon haben, wie sie von den anderen gesehen werden. Obendrein muss dabei auch jeder einzelne logische Schritt tatsächlich nachvollzogen werden, um die Auflösung insgesamt zu ermöglichen; eine einzige „logische Lücke“ bringt sozusagen das gesamte Konstrukt zum Einsturz. Jeder einzelne logische Schluss wirkt daher wie ein Schalter, mit dem sich die hier

erzeugte Wirklichkeit ein- oder ausschalten lässt. Die am Ende gefundene Wahrheit stellt sich als außerordentlich fragil heraus.

Die geschilderte Situation und ihre logische Auflösung zeigt einen Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit, der an eine Art Verschränkung zwischen beidem erinnert, ähnlich einer Verschränkung quantenmechanischer Zustände, bei der beide Seiten Wissen teilen, ohne dabei Informationen auszutauschen. In der Tat handelt es sich auch bei einer solchen Verschränkung um ein Merkmal, das Beobachtungen grundsätzlich innewohnt. Es ist in der Tat eine Form des Spiegeln, wobei dieses Spiegeln nicht in einer geometrischen, sondern in einer semantischen Sphäre stattfindet.

Solche logischen Auflösungen sind ausschließlich in einer intersubjektiven Kommunikationssituation (wobei Kommunikation hier lediglich gegenseitiges Beobachten und Deuten der Reaktionen bedeutet) und nur als Auflösungen in der Zeit möglich. Die Zeit als intersubjektives Phänomen setzt solche logischen Erkenntnisstrukturen voraus; sie wird auf diese Weise erzeugt. Auch eine (permanente) Herausbildung des Selbst lässt sich als ein solches kollektives logisches Problem verstehen. Ein solches Modell ist in der Lage, die tiefe Verwurzelung der Individuen in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen aufzuzeigen: Person und Wirklichkeit sind so ineinander verschränkt, dass sie einander bedingen; keines von beidem hat ohne das andere Bestand. Diese Verschränkung erzeugt als Effekt nicht nur ein individuelles Zeitempfinden, sondern auch die Zeit als Medium der Teilhabe an der Gemeinschaft.

Das aufgezeigte Modell einer schrittweisen logischen Auflösung setzt eine Fundierung voraus, die als „verbotener Zustand“ in dem Diagramm erscheint. Tatsächlich kann sich diese Fundierung weit außerhalb der Reichweite des Erfahrbaren befinden und somit de facto gar nicht vorhanden sein. Übrig bleibt eine logische Eskalation, die einmal zusammengebrochen nicht mehr ohne weiteres erichtet werden kann. Das personale Selbst, wie auch die Wirklichkeit, erscheint als sich selbst bestätigender Schein. Allerdings ein Schein, ohne den die Einheit der menschlichen Erfahrungen nicht denkbar wäre. Ohne ihn wären die Erfahrungen menschlicher Individuen auch nicht mehr austauschbar.

O	O	...	X	X	X	X	X	X	...	X	X
O	O	...	O	X	X	X	X	X	...	X	X
O	O	...	O	O	X	X	X	X	...	X	X
O	O	...	O	O	O	X	X	X	...	X	X
O	O	...	O	O	O	O	X	X	...	X	X
O	O	...	O	O	O	O	O	X	...	X	X
O	O	...	O	O	O	O	O	O	...	X	X

Eine logische Eskalation ohne Fundierung. Auch eine unbegrenzte Kette logischer Schlüsse liefert ein Ergebnis, allerdings eines, das keiner Überprüfung mehr standhält. Der Schluss ist am Ende ebenso gültig wie sein Gegenteil; was plausibel erscheint, ergibt sich aus – meist unausgesprochenen – Konventionen.

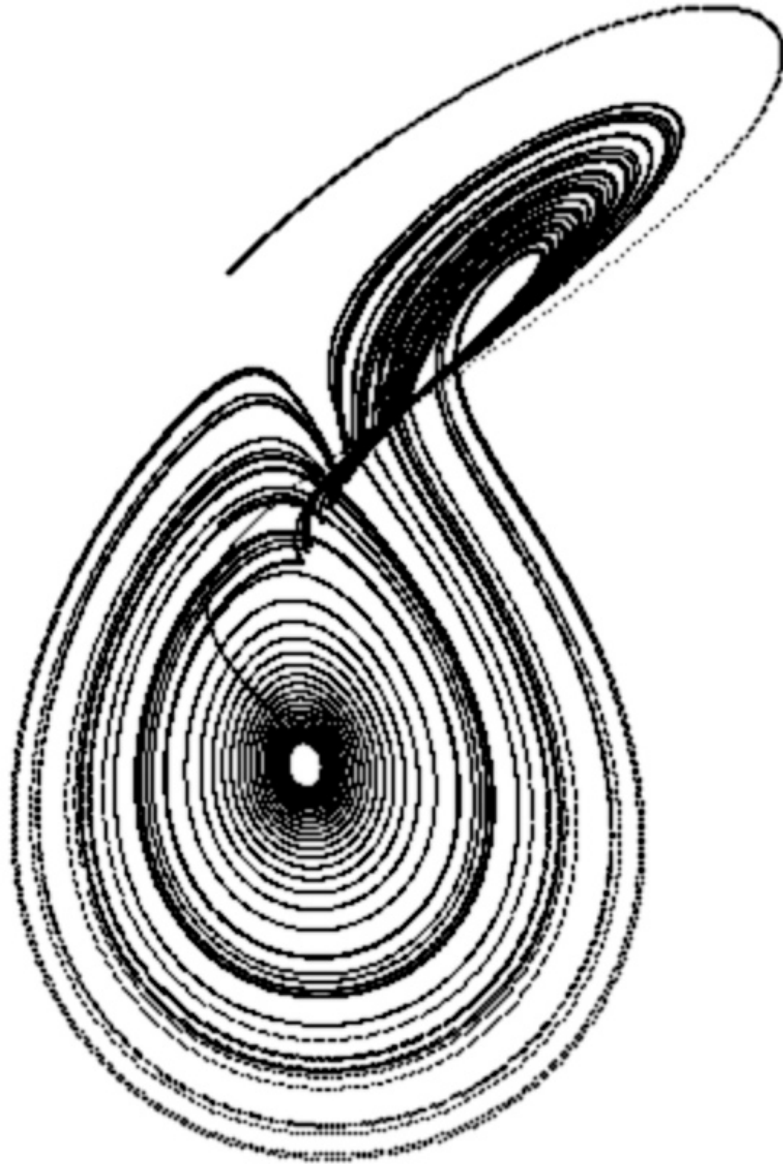
Als kommunikative Logik ist eine solche logische Struktur immer auch in einen Gesamtkomplex eingeordnet, der etwa auch mit dem korrespondieren kann, was sich dann als Syndrom zu erkennen gibt. Es stellt sich die Frage, ob sich nicht generell psychische Zustände als derartige Komplexe darstellen lassen, in denen unterschiedliche Aspekte des „In der Welt Seins“ eine Rolle spielen und auf unterschiedliche Weise miteinander verknüpft werden. Ein weiterer Aspekt dieses Zusammenhangs, den ich hier nicht allerdings weiter vertiefen möchte, findet sich in der Rolle, die Computertechnologie innerhalb einer solchen semantischen Struktur spielen kann. Wirkt der Computer als technologischer Spiegel, in dem sich Person und Wirklichkeit aneinander konstituieren können, als eine Art psychoanalytisch wirksame Maschine?

Wird die Struktur der Selbstwahrnehmung als Person durch eine nur in der Zeit auflösbare Logik bestimmt, muss die Taktung der damit verbundenen zeitlichen Ordnung immer wieder synchronisiert werden. Das Außertaktgeraten des Selbst lässt sich so als Übergang zwischen verschiedenen „quasistabilen“ logischen Ordnungen verstehen, die sich im allgemeinen Fall als Lösungen deterministisch chaotischer Zustände in gekoppelten Systemen darstellen lassen und sich somit als Attraktoren dynamischer Systeme modellieren lassen. Solche Attraktoren stellen sich in aller Regel als Fraktale dar. Das heißt insbesondere, dass sie sich nicht geschlossen darstellen lassen, sondern immer nur annäherungsweise. Diese Annäherungen wiederum sind nur in der Zeit denkbar, in einer Zeit, die sich

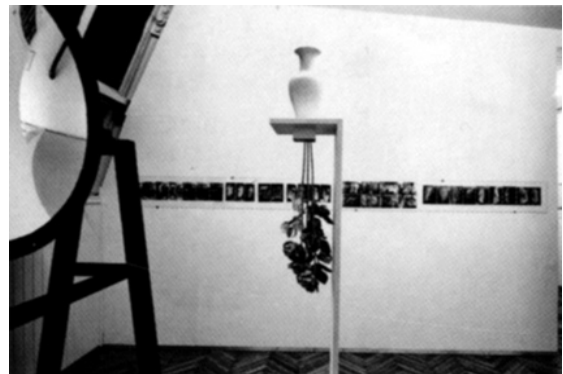
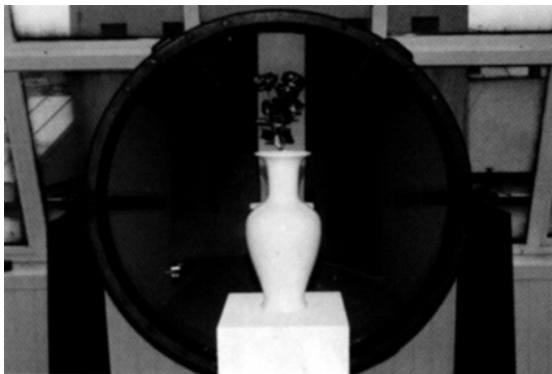
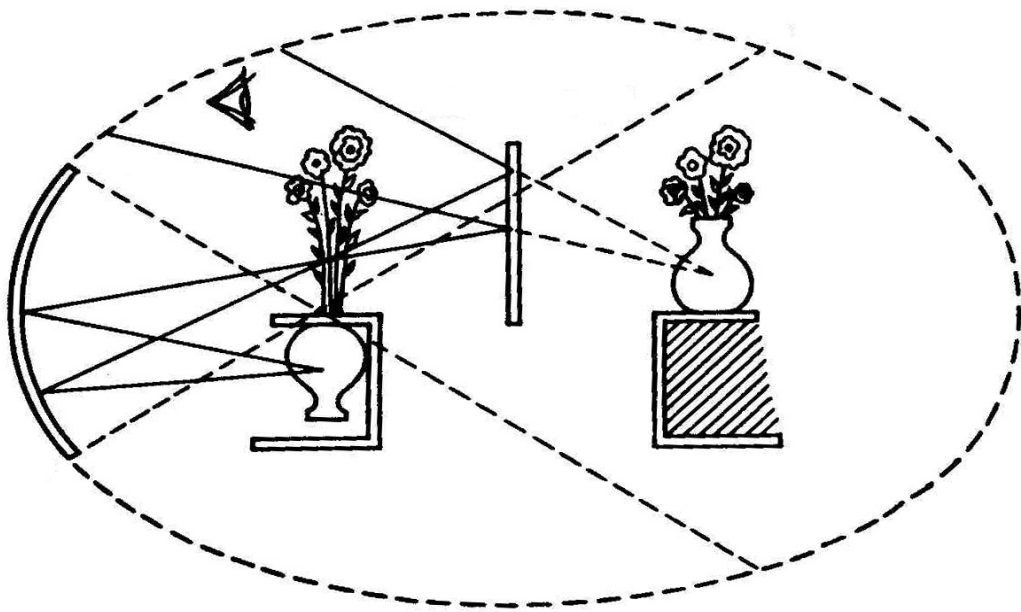
zwar nicht absolut messen lässt, deren Konkretisierungen aber miteinander korrelieren. Die Frage, ob ein bestimmter Punkt Teil des Attraktors ist, lässt sich also grundsätzlich nicht ad hoc, sondern immer nur in der Zeit beantworten. Damit sind solche fraktalen Strukturen immer auch historisch und das, was als Wirklichkeit erscheint, von dem zeitlichen Horizont der Darstellung abhängig. Dass solche Zusammenhänge zwischen logischen – und semantischen – Strukturen und Fraktalen nicht nur metaphorisch sind, wird auch dadurch deutlich, dass sich mathematische Semantiken in allgemeiner Form (das heißt lamdafreie Omega-sprachen) als Attraktoren iterierter Systeme darstellen lassen. Die Mathematik ist dabei nicht nur bloße Gedankenspielerlei, sondern zeigt das Potenzial all dessen, wessen Strukturen sie darstellt. Insbesondere auch der Kommunikation, sprachlicher Strukturen und des Unbewussten.

Fraktale sind allerdings mathematische Gebilde und keine physikalischen. Sie stellen, um eine etwas gewagte Analogie herzustellen, Aspekte des Denkens, auch des wissenschaftlichen Denkens dar, ähnlich wie durch bildgebende Verfahren neurologische Aspekte des Gehirns visualisiert werden. In jedem Fall geben sie eine Idee davon, auf welche komplexe Weise einzelne Elemente der Erfahrung, gerade auch der wissenschaftlichen Erfahrung, zusammenhängen können – weit jenseits von monokausalen Erklärungsansätzen. Insbesondere zeigen sie, wie durch Veränderung eines Parameters ein ganzes System von einem quasistabilen Zustand in einen anderen „kippen“ kann. Die Verwerfungen, die sich dabei bilden, erstrecken sich nicht nur zwischen den einzelnen, logisch miteinander verknüpften Bereichen, wie Person, Wirklichkeit und Körper, sondern auch innerhalb dieser; insbesondere aber auch innerhalb der Zeit. Lacans Beispiel einer kollektiven logischen Struktur zeigt sich hier als eine Vereinfachung, da sich beliebig viele und unterschiedliche solcher semantischen Verschränkungen denken lassen.

Da auf diese Weise gedacht Veränderungen der Zustände und Zustandsdarstellungen immer nur in der Zeit stattfinden können, zeigt sich hierin auch die Dynamik einer Geschichte, die nicht als lineare Bewegung in einem gegebenen Medium verstanden werden kann. Dass das, was wir heute als „Person“, „Bewusstsein“, „Wirklichkeit“ etc. verhandeln, so, wie wir darüber reden, nicht von einem Menschen verstanden worden wäre, der beispielsweise vor 200 Jahren gelebt hat, erscheint so als selbstverständlich. Die Geschichte ist grundsätzlich nicht wiederholbar; die Zeit, in der man lebt, stellt somit eine absolute Grenze der Erfahrung dar.



Eine zweidimensionale Projektion eines Lorenz-Attraktors. Solche „seltsamen“ Attraktoren sind die „typischen“ Vertreter der Attraktoren dynamischer Systeme. Ihre Formen sind außerordentlich stabil, während sich ihre Strukturen im Detail auch auf kleine Veränderungen außerordentlich empfindlich reagieren.



Der hohle Spiegel nach Jacques Lacan (oben als Skizze, unten zwei Ansichten eines Versuchsaufbaus, wie er im Psychoanalytischen Museum in Wien zu sehen ist). Das virtuelle (gespiegelte) Bild, die Blume in der Vase (links), erscheint als real, während das wirkliche Bild, die Blume unter der Vase (rechts), als surreal erscheint.

autWorker-Workshops „Autistische Fähigkeiten“

Das Thema „Berufseinstieg autistischer Menschen“ wird meistens nur unter dem Aspekt der Schwierigkeiten autistischer Menschen im ersten Arbeitsmarkt gesehen. Dabei stehen Schwierigkeiten in der Kommunikation und Sozialisation im Vordergrund, die als „typisch“ für autistische Menschen gelten. Ebenso „typisch“ für autistische Menschen sind aber auch bestimmte Fähigkeiten, die sich von „typisch nicht-autistischen“ Fähigkeiten deutlich unterscheiden. Das wurde bereits von Hans Asperger und Leo Kanner in den 1940-er Jahren beschrieben und durchzieht die Literatur zum Thema Autismus bis heute. Diese Kombination aus Schwierigkeiten in der Kommunikation, insbesondere dann, wenn es nicht um den bloßen Informationsaustausch geht, und spezifischen, ungewöhnlichen Fähigkeiten ist für Autisten charakteristisch und stellt einen Schlüssel ihrer Integration in den regulären Arbeitsmarkt dar.

Dass dieser Aspekt erst seit kurzer Zeit überhaupt Berücksichtigung findet, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass bestimmte Formen der „Zwischen-den-Zeilen“-Kommunikation so sehr in Mode gekommen sind, dass andere Aspekte menschlicher Fähigkeiten und Potenziale nur eher hintergründig wahrgenommen werden. Vielen Menschen ist auch schwer vorstellbar, wieso autistischen Menschen Dinge, beispielsweise „Smalltalk“ oder „geselliges Beisammensein“, schwer fallen, die ihnen selbstverständlich sind; warum autistische Menschen Aspekte des gesellschaftlichen Lebens ungemein anstrengend und unangenehm empfinden, die andere als angenehm und erholsam erleben. Die besonderen Fähigkeiten autistischer Menschen geraten dabei leicht aus dem Blickfeld. Dabei stellt dieser Aspekt der „verschütteten“, wenig wahrgenommen und weitgehend unverstandenen Potenziale autistischer Menschen einen Schlüssel zu ihrer Integration in den Arbeitsmarkt dar. Viele autistische Menschen, insbesondere die jüngeren, nehmen ihre eigenen Fähigkeiten nicht als solche wahr und müssen erst an diese herangeführt werden. Das ist hauptsächlich dadurch bedingt, dass autistische Menschen ihren Autismus fast nur als Behinderung wahrnehmen und von ihrer Umwelt in dieser Wahrnehmung auch bestärkt werden.

Seit Mitte 2009 führt die autWorker eG daher regelmäßig Workshops „Autistische Fähigkeiten“ durch, die für alle autistischen Menschen offen sind. Bereits nach kurzer Zeit hat sich eine Workshopstruktur herausgebildet, die außerordentlich zielführend zu sein scheint. Im Wesentlichen geht es in diesen Workshops um den Austausch von Erfahrungen und um die Besinnung auf die eigenen Fähigkei-

ten und Interessen. Thematisch lassen sich hier drei übergeordnete Bereiche unterscheiden:

Entdecken und Kultivieren von Fähigkeiten und Interessen

Erkunden der förderlichen und hinderlichen Rahmenbedingungen

Darstellen der eigenen Fähigkeiten

Die Workshops „Autistische Fähigkeiten“ gründen auf Erfahrungen aus der Selbsthilfe autistischer Menschen, dass nämlich unter günstigen Voraussetzungen autistische Gruppen ein hohes Maß an Selbstbefähigungspotenzial bei ihren Mitgliedern aktivieren kann. Das hat nicht nur damit zu tun, dass autistische Menschen, wenn sie zusammenkommen, merken, dass sie sich in einem kommunikativ sicheren Rahmen aufhalten, der weitgehend frei ist von unausgesprochenen Regeln, versteckten Absichten oder nicht ausgedrückten Bewertungen. Es hat auch damit zu tun, dass die Kommunikation autistischer Menschen untereinander von einer Offenheit und Direktheit bestimmt ist, wie sie ansonsten, in nicht-autistischen Kommunikationssituationen, in aller Regel nicht vorkommen. Sind die notwendigen Voraussetzungen gegeben, stellt sich in autistischen Gruppen in aller Regel wie von selbst eine Gruppensituation ein, die etwa der von Balintgruppen gleicht, wie sie in Supervisionen im Idealfall entstehen kann. Nicht-autistische Menschen benötigen hierfür ein hohes Maß an Reflektiertheit und analytischer Erfahrung, um eine vergleichbar offene und effektive Gesprächssituation herstellen zu können, etwa in Form einer Ausbildung als Supervisor oder eben Psychologe.

Dieses hohe Maß an Offenheit und analytischem Tiefgang setzt ganz wesentlich voraus, dass alle Teilnehmenden die Kommunikationssituation als sicher wahrnehmen. In der Regel stellt sich dies von alleine ein, wenn alle Teilnehmenden sozusagen spüren, dass das kommunikative Umfeld des Workshops ihrer eigenen Kommunikationsweise entspricht. Insbesondere bedeutet eine solche Sicherheit eine Sicherheit davor, von anderen gedeutet oder – „unreparierbar“ – missverstanden zu werden, aber auch eine Sicherheit vor dem Gefühl, Teil einer sozialen Situation zu sein, die weitgehend unverständlich ist. Eine interessante Beobachtung in den Workshops ist, dass autistische Menschen in der Regel sehr schnell, innerhalb weniger Minuten, spüren, ob sie sich in diesem Sinne sicher fühlen oder nicht. Um die Workshops in Hinblick auf dieses Sicherheitsbedürfnis zu stabilisieren wurden ein paar Grundsätze entwickelt, an denen sich die Workshops orientieren; tatsächlich haben diese Grundsätze sich vielmehr aus den

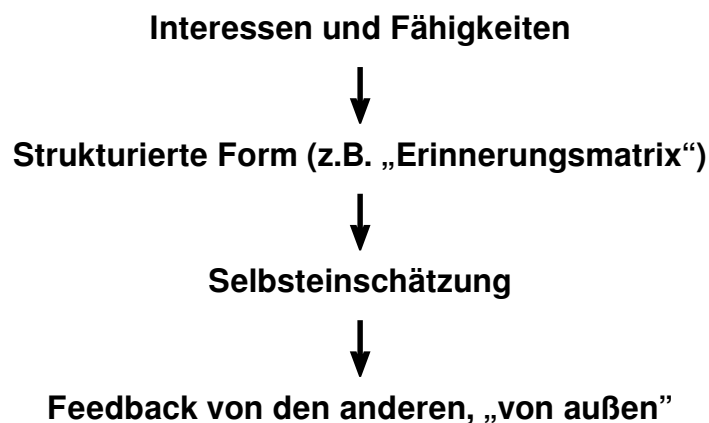
konkreten Situationen heraus entwickelt, da sie in der Regel den konkreten Bedürfnislagen der Teilnehmenden entsprachen:

- von Autisten zu Autisten
- strukturierter Einstieg – offener Ausgang
- rationale, nachvollziehbare Methoden
- individuelle Belange und Fragen im Vordergrund
- von den Fähigkeiten und Interessen ausgehend
- klare, definierte Ziele

In den ersten zwei Jahren der Fähigkeitenworkshops haben sich einige Aspekte gezeigt, die im Kontext dieser Workshops optimiert werden können. An erster Stelle steht hier die Erfahrung, dass gerade die Nacharbeitung der Workshops für die Teilnehmenden von außerordentlichem Nutzen sind. Diese Nacharbeitung wurde aber in diesem reinen Workshoprahmen den Teilnehmenden überlassen und nicht weiter unterstützt. Es zeigte sich auch, dass viele Teilnehmende zwar mehrere Workshops besuchten, diese aber nicht an aufeinander folgenden Terminen; hier war es manchmal schwer, eine Kontinuität der Arbeit in den Workshops herzustellen. Darüber hinaus wurde immer wieder das Bedürfnis geäußert, die in den Workshops erarbeiteten Fähigkeiten auch adäquat für Bewerbungen aufzubereiten. Auch dafür zeigte sich der Workshoprahmen nur bedingt als geeignet.

Um diese Aspekte besser in den Rahmen der Fähigkeitenworkshops zu integrieren, hatte die autWorker eG den Ansatz eines „Fähigkeitenportals“ entwickelt. Dieses sollte in erster Linie als Plattform zum Nacharbeiten der Workshopinhalte dienen, allerdings mit dem klaren Ziel, am Ende ein „Fähigkeitenprofil“ zu erstellen, das ergänzend zu den Bewerbungsunterlagen verwendet werden kann. Die Kombination von Workshops und Arbeit im Portal erfolgt idealerweise in einem „Dreischritt“: Eingangsworkshop, Arbeit im Portal, Feedbackworkshop. Das Portal beinhaltet im Kern drei Elemente: Eine auf die Zielgruppe zugeschnittene Community-Plattform, Möglichkeiten zum strukturierten Erarbeiten einzelner Aspekte im Zusammenhang mit den eigenen Fähigkeiten und die Möglichkeiten zur gezielten Diskussion ins Portal gestellter Inhalte.

Die autWorker eG hat im Rahmen eines Pilotsprojekts des Potsdamer Berufsbildungswerks zusammen mit Absolventen und Abgängern des Berufsbildungswerks die in den Workshops und im Portal verfolgten Ansätze erprobt und konzeptionell gefestigt. Die Erfahrungen, die hier viele Anregungen geliefert haben, haben sich in anderen Workshopzusammenhängen bestätigt. Die Teilnehmenden haben sich in der Regel sehr wenig mit ihren Fähigkeiten und Potenzialen auseinandergesetzt. Im Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit ihrem Autismus stehen viel mehr ihre Erfahrungen der Diskriminierung und Behinderung. Der Gedanke, in ihren autistischen Denk- und Wahrnehmungsformen Potenziale zu sehen, die insbesondere auch für den Eintritt ins Berufsleben genutzt werden können, ist ihnen nicht geläufig. Im Vordergrund stehen eine Fülle von Aspekten eines selbstständigen Lebens, von denen der Berufseinstieg nur einer ist. Der Einstieg in die Fähigkeitenthematik über die Interessen erweist sich als fruchtbar; ebenso die Verwendung verschiedener Variationen der „Erinnerungsmatrix“ und der Erfahrungsaustausch mit älteren und erfahreneren autistischen Menschen, von denen mehrere in den Workshops anwesend sein sollten. Die Workshops beginnen daher in der Regel mit den Interessen der Teilnehmenden:



Der Bedarf, die eigenen Potenziale in Hinblick auf ihre Umsetzung und Entfaltung genau zu analysieren, ist außerordentlich hoch, da es einiger Lebenserfahrungen und Reflexionen bedarf, um dies alleine zu leisten. Dabei wird vor allen Dingen berücksichtigt, dass die richtige Umgebung für die Entfaltung der eigenen Potenziale außerordentlich wichtig ist. Autistische Menschen sind in dieser Hinsicht viel „anfälliger“ als nicht autistische Menschen. Für die Einschätzung der eigenen Fähigkeiten ist daher immer auch eine gute Einschätzung der Abhängigkeit der eigenen Möglichkeiten von der sozialen Umgebung und dem kommunikativen Umfeld notwendig:

Fähigkeiten und Potenziale einschätzen



förderliches / hinderliches Umfeld



soziales Erleben



Umgang mit Umbruchsituationen ...

Das eigene Umfeld gestalten:

Anforderungen an ein förderliches Umfeld erkennen
Austausch von Erfahrungen mit anderen Autisten

Soziales Erleben reflektieren:

Gruppenerfahrungen erleben;
vor allem mit anderen autistischen Menschen

Mit Umbruchsituationen umgehen:

Erfahrungsaustausch mit anderen autistischen Menschen

Die entscheidenden Erkenntnisgewinne stellen sich durch einen Wechsel der Fragestellung nach den eigenen Fähigkeiten ein: Nämlich, wenn nicht mehr nach dem „was“ gefragt wird („Was sind die Fähigkeiten“), sondern nach dem „wie“ („Wie äußern sich die Fähigkeiten“). Die Teilnehmenden des Workshops begehen sich hier gemeinsam in einen Forschungsprozess, der den Kern eines autistischen Lebens und Erlebens zum Ziel hat. Hier findet dann eine „Autismusforschung von innen“ statt:

Interessen und Fähigkeiten in einer strukturierten Form



Selbsteinschätzung der eigenen Fähigkeiten und Potenziale:



„Was sind meine Interessen und Fähigkeiten?“





Bei der Frage nach dem „wie“ zeigen sich dann immer dieselben Fähigkeiten, die allen Unterschieden in den Interessen zum Trotz bei fast allen autistischen Menschen zum Vorschein kommen:

Befähigung zur logisch-deduktiven Analyse von Problemstellungen und Lösungsstrategien

Fähigkeit, über ein visuelles Gedächtnis instantan große Mengen an Informationen aufzunehmen

Fähigkeit, Details im Blick zu haben und als Muster zu verarbeiten

Befähigung zur umfassenden Planung durch visuelles Denken

Außerordentliche Kreativität und die Fähigkeit, sie zu kanalisieren

Befähigung zu ungewöhnlichen Problemlösungsansätzen

Es zeigt sich deutlich, dass das Themenfeld „autistische Fähigkeiten“ ein hohes Potenzial für die Autismusforschung vorweist und hier noch viele – teilweise sicherlich bislang unbekannte – Erkenntnisse zu erwarten sind. Die Workshops verbinden so konkrete Hilfestellungen bei der Integration in ein Berufsleben und damit auch in die Gesellschaft insgesamt mit einer Forschung über bislang weitgehend undokumentierte Aspekte des Autismus. Die Hilfestellungen haben dabei zwei Aspekte: Zum einen den Austausch mit den Erfahrungen anderer autistischer Menschen, die sich leicht auf die jeweils eigene Situation übertragen lassen, zum anderen aber auch die Erfahrung einer nicht nur barrierefreien Kommunikation, sondern einer, die ein hohes Selbstbefähigungspotenzial vorweist. Entsprechend kommen der Erkenntnis über die autistischen Fähigkeiten nicht nur die Erfahrungen der Teilnehmenden zu Gute, sondern auch das Erschließen einer neuen Methode, die in der Lage ist, anderweitig unsichtbare Aspekte des Autismus zu Tage zu fördern.

Drei Beispiele aus den Fähigkeitenworkshops

Beispiel 1: BBW-Abgänger, ca. 20 Jahre alt

Im Workshop: „Ich interessiere mich für sog. Ballerspiele; das interessiert mich am meisten und damit verbringe ich viel Zeit.“ Nach einem Feedback zum Detailreichtum seiner Schilderungen der Spiele, die er spielt: „Beim Spielen merke ich mir viele Details und kann den Gang selbst längerer und komplexerer Spielverläufe genau merken und reproduzieren.“

Im Portal: „An den Ballerspielen faszinieren mich am meisten die schnellen Bildwechsel; nachdem ich hinreichend lange gespielt habe, fühle ich mich entspannt und ruhig.“

Im darauf folgenden Workshop: „Ich habe ein ungewöhnlich leistungsfähiges visuelles Gedächtnis, das sehr viele Informationen auf einmal aufnehmen kann. Ich nehme dies aber eher als Problem wahr, weil mich diese Informationsfülle, die ich nur schwer filtern oder kanalisieren kann, überfordert.“ „Ich traue mich nicht, meine speziellen Fähigkeiten für meine Berufswahl zu nutzen. Ich strebe lieber einen Beruf an, in dem ich möglichst wenig gefordert werde, auch wenn da meine Fähigkeiten nicht zum Tragen kommen.“

Fazit: Den produktiven Umgang mit speziellen autistischen Fähigkeiten zu lernen, erfordert Zeit und Lebenserfahrung. Durch die Rolle solcher Fähigkeiten als psychische Stabilisatoren ist der Umgang mit ihnen häufig auch mit Ängsten und Unsicherheiten verbunden. Die Nutzung der mit ihnen verbundenen Potenziale konkurriert tendenziell mit dem (ernst zu nehmenden) Bedürfnis nach Sicherheit in sozialen Umgebungen (wie etwa einem Arbeitsplatz).

Beispiel 2: BBW-Abgänger, ca. 30 Jahre alt

Im Workshop: Spricht so gut wie gar nicht und wenn, dann sehr langsam, leise und ein kurzes Statement. Zeigt aber ansonsten großes Interesse.

Im Portal: Braucht eine lange Anlaufzeit. Es besteht der Verdacht, dass er schreibt, was er glaubt, dass es von ihm erwartet wird. Beispielsweise, dass er (selbstverständlich) seine Stärken in dem sieht, worin er im BBW ausgebildet wurde.

In weiteren Workshops: Nach mehreren Workshops haben wir einen Kommunikationsweg in Verbindung mit der konkreten Arbeit im Portal gefunden. Es ist ein „mündlich-schriftlich“ Dialog, in dem wir sukzessive die Fragestellungen soweit präzisieren, dass er sie beantworten kann. Die Antworten benötigen jeweils mehrere Anläufe und viel Zeit zum Überlegen.

Später, im Portal: Nach und nach kommen über die Ausbildung im BBW hinausgehende Interessen zum Vorschein. Es wird klar, dass wir es mit jemanden zu tun haben, der sich auf durchaus beachtlichem Niveau mit wissenschaftlichen und philosophischen Fragestellungen beschäftigt; beispielsweise der Frage, welche Auswirkungen der globale Entropieverlust auf komplexe Netzwerke wie das Internet haben kann. Es fällt darüber hinaus eine grammatikalisch, stilistisch und auch orthographisch fast perfekte Schriftsprache auf.

Fazit: Nicht oder fast nicht zu sprechen stellt ein sehr hohes Vermittlungshemmnis dar. Oft werden hier die vorhandenen Potenziale nicht deutlich. Hier würde es sich lohnen, den Versuch zu unternehmen, Kommunikationswege zu öffnen, die unter Umständen auch in einem Berufsumfeld funktionieren können. Auch die Sensibilisierung von potenziellen Arbeitgebern wäre hier ein spannendes Aufgabenfeld.

Beispiel 3: BvB-Absolvent, ca. 20 Jahre alt

Im Workshop: Sehr schnell wird deutlich, dass er beachtliche künstlerische Fähigkeiten hat und auch ein großes Interesse, diese umzusetzen. Er wurde von seinem BBW nach einer berufsvorbereitenden Maßnahme als „ausbildungsuntauglich“ entlassen. Seine Mutter hat ihm einen Platz in einer Werkstatteinrichtung für Künstler vermittelt, womit er zunächst sehr zufrieden ist. Er besucht regelmäßig unsere Workshops und erweist sich als sehr gut darin, andere Teilnehmende in der Ausübung ihrer Interessen zu bestärken.

In der Folgezeit: Wir haben den Eindruck, dass er seine Stärken kennt und auch sehr genau weiß, wohin er sich beruflich entwickeln möchte. Wir treffen uns immer wieder mit ihm, um auch über solche Themen zu sprechen. Wir besuchen ihn in seiner Arbeitsstelle und setzen ihn als „Co-Trainer“ in unseren Workshops ein. Er nutzt unsere Kontakte, um seine ersten Schritte in ein selbstständiges Leben nicht alleine gehen zu müssen. Wichtig ist ihm offenbar der Erfahrungsaustausch und unser Feedback, das sich offensichtlich deutlich von dem unterscheidet, was er früher in der Schule und im BBW erhalten hatte. Wir unterstützen und ermutigen ihn bei der Durchführung von Ausstellungen. Er möchte perspektivisch den Werkstattraum verlassen und auf dem „regulären Markt“ Möglichkeiten finden, als Künstler oder Illustrator zu arbeiten.

Fazit: Manchmal wissen autistische Menschen von früh an sehr genau, was ihre Stärken sind und was sie in ihrem Leben umsetzen wollen. Dann ist es wichtig, ein Umfeld zu haben, in dem sie sich spiegeln und selbst bestätigen können. Unter diesen Voraussetzungen können auch unübliche Berufswünsche durchaus als umsetzbar erscheinen.

Literatur

- Hans Asperger: „Die 'Autistischen Psychopathen' im Kindesalter“. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten (1944), 117, Seiten 76-136, 1944
- Henning Böke: „Asperger: Die Geburt eines Syndroms – Prologomenon zur Enthinderung autistischer Intelligenz“. Behindertenpädagogik Heft 47/3, S. 260-282, Psychosozial-Verlag, 2008
- Jil Boucher: „What could possibly explain autism?“. In Peter Carruthers, Peter K. Smith (Ed.): „Theories of theories of mind“, Cambridge University Press, 1996
- Thomas Burkart, Gerhard Kleining, Harald Witt (Hrsg.): „Dialogische Introspektion. Ein gruppengestütztes Verfahren zur Erforschung des Erlebens“, VS-Verlag, 2010
- Isabel Dziobek: „Empathie bei Menschen mit Autismus“. Tätigkeitsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Berlin; Selbständige Nachwuchsgruppe – Neurokognition der Entscheidungsfindung (Heekeren), 2008
- Henning Fernau: „Iterierte Funktionen, Sprachen und Fraktale“. B.I. Wissenschaftsverlag, 1994
- Uta Frith: „Autism and Asperger syndrome“. Cambridge University Press, 1991
- Uta Frith: „Mind Blindness and the Brain in Autism.“ In: Neuron 32: S. 969-979, 2001
- Morton Ann Gernsbacher: „Toward a Behavior of Reciprocity“. In: Journal of Developmental Processes 1 (2006): 139-152, 2006
- Temple Grandin: „Thinking in Pictures, Expanded Edition: My Life with Autism“. Second Vintage Book Edition. Random House, 2006
- Temple Grandin, Catherine Johnson: „Ich sehe die Welt wie ein frohes Tier“. Ullstein, 2005
- Temple Grandin: „My Mind is a Web Browser: How People with Autism Think“. Cerebrum 2, No. 1, S. 14-22, 2000

- Leo Kanner: „Autistic Disturbances of Affective Contact“. *The Nervous Child*, Vol. 2, S. 217–250, 1943
- Jacques Lacan: „Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewissheit. Ein neues Sophisma“. In: *Schriften III*. Olten: Walter Verlag, S. 101-121, 1980
- Wendy Lawson, Mike Lesser, Dinah Murray: „Attention, monotropism and the diagnostic criteria for autism“. In: *Autism* 9 (2): 139-56, 2005
- Mike J. Lesser, Dinah K. C. Murray: „Mind as a dynamical system: Implications for autism“. Durham conference *Psychobiology of autism: current research & practice*; auch: <http://www.autismusundcomputer.de/mind.en.html>, 1998
- Janet Norman-Bain: „Ooops ... Wrong Planet!“. <http://www.planetautism.com>, 1995
- Giacomo Rizzolatti: „Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgeföhls“. Suhrkamp Verlag, 2008
- Hajo Seng: „Im Spiegel der Autismusforschung“. *Behindertenpädagogik Heft 49/3*, S. 228-255, Psychosozial-Verlag, 2010
- Lorna Wing: „Asperger's syndrome. A clinical account“. *Psychological Medicine*. Vol. 11, S. 115–129, 1981

Bildnachweis

- Gehirn: Findling im Internet; bearbeitet von Hajo Seng, 2011
- Temple Grandin: Orli Van Mourik, *Neurontic. Psychology for the Modern Mind* (<http://www.neurontic.com>), 2006
- Sprechfigur: Vengeurmasque, „Cartoon Punx revenge“ (<http://vengeur-masque.skyrock.com/>), 2010
- Psychologische Skizzen: Hajo Seng, 2011
- Makaken: Wikipedia (http://en.wikipedia.org/wiki/Mirror_neuron), 2006
- Möbiusband: Wikipedia, (http://en.wikipedia.org/wiki/M%C3%B6bius_strip), bearbeitet von Hajo Seng, 2011

Zerbrochener Spiegel: Vilayanur S. Ramachandran and Lindsay M. Oberman:
„Broken mirrors: a theory of autism“, Sci Am.; 295(5): 62-9. Nov 2006

No-moticon: <http://thecareyadventures.com/blog/2011/january28th-is-international-no-emoticon-day/>

Lorenz-Attraktor: Hajo Seng, 2013

Hohlspiegel, Skizze: Jacques Lacan, Seminar 1: Les ecrits techniques de Freud, 1955

Hohlspiegel, Fotos: G. Fischer, K. Gruber, N. Martin, W. Rappl (Hrsg.): „daedalus-daedalus: Die Erfindung der Gegenwart“, Basel, Frankfurt, 1990

Feigenbaumdiagramm: Hajo Seng, 2013

Vom 3. Oktober 1926

Fortsetzung von vorhergehender Seite!

Fortsetzung siehe nächste Seite!

		3 Hütteldorf-Hacking-Wien Nbf.				Stockerau Leopoldau				Absdorf-Hippersdorf			
Km	Station	P 2, 3 2127	P 2, 3 2129	P 2, 3 1828	P 2, 3 2131	P 3 3063	P 2, 3 1826	P 2, 3 2133	P 2, 3 2135	D 1-3 1	P 2, 3 2137	P 3 8016	
	Neulengbach ab			10 49	11 04			12 42					
	Reksinbühl ab				11 33			13 38				15 13	
	Unter Purkersdorf ab				11 56			13 53				15 36	
	Hütteldorf-Hacking an			11 30	12 06			13 29	13 41			15 46	
1	Hütteldorf-Hacking 1, 4, 5, 11 ab	11 09		11 54	12 20			13 04	13 38	13 44	14 19	15 05	
2	Baumgarten H. 4, 5, 11 ab	11 03		11 57	12 23			13 07	13 41	13 47	14 22	15 08	
3	St. Veit a. d. Wien 5 an	11 05		11 59	12 25			13 09	13 43	13 49	14 24	15 10	
4	Wien Wbf. 72 ab												
4	St. Veit a. d. Wien 5 ab	11 06		12 00	12 26			13 10	13 44	13 50	14 25	15 11	
6	Spelling H. 5 ab	11 10		12 04	12 30			13 14	13 48	13 54	14 29	15 15	
6	Ober Hetzendorf H. 5 ab	11 14		12 08	12 34			13 18	13 52	13 58	14 33	15 19	
7	Unter Hetzendorf an			12 10	12 36			13 20	13 54	14 00	14 35	15 21	
Wiener Verbindungsbahn. Oesterr. Bundesb. Dir. Wien-Südwest													
9	Unter Hetzendorf ab	11 17		12 11	12 37			13 21	13 55	14 01	14 36	15 22	
9	Melding Sbf. 18, 24, 30 an	11 20		12 14	12 40			13 24	13 58	14 04	14 39	15 25	
Melding Sbf. ab Liessing an Mödling 18 an Baden an Ystau-Gainfarn an													
10	Melding Sbf. 18, 24, 30 ab	10 33		11 27	12 03			12 47	13 21	13 27	14 02	14 48	
18	Favoriten H. ab	10 38		11 32	12 08			12 52	13 26	13 32	14 07	14 53	
18	Wien Obf. 60, 62 an												
18	Stadlau 2 an												
13	Arsenal H. ab	10 41		11 35	12 11			12 55	13 29	13 35	14 10	14 56	
14	Rennweg H. ab	10 45		11 39	12 15			12 59	13 33	13 39	14 14	15 00	
15	Wien Hauptcollant 1 an	1813		11 36	12 12			12 56	13 30	13 36	14 11	14 57	
15	Wien Hauptcollant 1 ab	10 36		11 30	12 06			12 50	13 24	13 30	14 05	14 51	
Oesterr. Bundesbahnen Direktion Wien-Nordost													
16	Praterstern H. ab	10 40		11 34	12 10			12 54	13 28	13 34	14 09	14 55	
17	Wien Nbf. 2 an	10 42		11 36	12 12			12 56	13 30	13 36	14 11	14 57	
Wien Nbf. 2 ab Floridsdorf 759 ab Leopoldau H. ab Leopoldau-Ladest. ab Süßenbrunn ab Gänserdorf 51 an													
17	Wien Nbf. 2 ab	10 43		11 37	12 13			12 57	13 31	13 37	14 12	14 58	
18	Floridsdorf 759 ab	10 51		11 45	12 21			13 05	13 39	13 45	14 20	15 06	
18	Leopoldau H. ab												
18	Leopoldau-Ladest. ab												
18	Süßenbrunn ab												
18	Gänserdorf 51 an												
24	Jedlersdorf 1 ab	10 56		11 50	12 26			13 10	13 44	13 50	14 25	15 11	
26	Strebendorf H. ab	11 00		11 54	12 30			13 14	13 48	13 54	14 29	15 15	
29	Langensdorf 1 ab	11 06		12 00	12 36			13 20	13 54	14 00	14 35	15 21	
30	Bismberg H. ab	11 10		12 04	12 40			13 24	13 58	14 04	14 39	15 25	
35	Kornenburg 52, 600 an	11 16		12 10	12 46			13 30	14 04	14 10	14 45	15 31	
42	Spillern an	11 25		12 19	12 55			13 39	14 13	14 19	14 54	15 40	
46	Stockerau 747, 947 an	11 30		12 24	13 00			13 44	14 18	14 24	15 09	15 55	
Stockerau 747, 947 ab Ober Zögersdorf H. ab Hansleuten ab Gaisruck H. ab Absdf. Hippersdf. 36, 38 an													

1 In Wien Wbf. unter Stationen 1, 4, 5, 11, 18, 24, 30, 36, 42, 46, 52, 58, 64, 70, 76, 82, 88, 94, 100, 106, 112, 118, 124, 130, 136, 142, 148, 154, 160, 166, 172, 178, 184, 190, 196, 202, 208, 214, 220, 226, 232, 238, 244, 250, 256, 262, 268, 274, 280, 286, 292, 298, 304, 310, 316, 322, 328, 334, 340, 346, 352, 358, 364, 370, 376, 382, 388, 394, 400, 406, 412, 418, 424, 430, 436, 442, 448, 454, 460, 466, 472, 478, 484, 490, 496, 502, 508, 514, 520, 526, 532, 538, 544, 550, 556, 562, 568, 574, 580, 586, 592, 598, 604, 610, 616, 622, 628, 634, 640, 646, 652, 658, 664, 670, 676, 682, 688, 694, 700, 706, 712, 718, 724, 730, 736, 742, 748, 754, 760, 766, 772, 778, 784, 790, 796, 802, 808, 814, 820, 826, 832, 838, 844, 850, 856, 862, 868, 874, 880, 886, 892, 898, 904, 910, 916, 922, 928, 934, 940, 946, 952, 958, 964, 970, 976, 982, 988, 994, 1000, 1006, 1012, 1018, 1024, 1030, 1036, 1042, 1048, 1054, 1060, 1066, 1072, 1078, 1084, 1090, 1096, 1102, 1108, 1114, 1120, 1126, 1132, 1138, 1144, 1150, 1156, 1162, 1168, 1174, 1180, 1186, 1192, 1198, 1204, 1210, 1216, 1222, 1228, 1234, 1240, 1246, 1252, 1258, 1264, 1270, 1276, 1282, 1288, 1294, 1300, 1306, 1312, 1318, 1324, 1330, 1336, 1342, 1348, 1354, 1360, 1366, 1372, 1378, 1384, 1390, 1396, 1402, 1408, 1414, 1420, 1426, 1432, 1438, 1444, 1450, 1456, 1462, 1468, 1474, 1480, 1486, 1492, 1498, 1504, 1510, 1516, 1522, 1528, 1534, 1540, 1546, 1552, 1558, 1564, 1570, 1576, 1582, 1588, 1594, 1600, 1606, 1612, 1618, 1624, 1630, 1636, 1642, 1648, 1654, 1660, 1666, 1672, 1678, 1684, 1690, 1696, 1702, 1708, 1714, 1720, 1726, 1732, 1738, 1744, 1750, 1756, 1762, 1768, 1774, 1780, 1786, 1792, 1798, 1804, 1810, 1816, 1822, 1828, 1834, 1840, 1846, 1852, 1858, 1864, 1870, 1876, 1882, 1888, 1894, 1900, 1906, 1912, 1918, 1924, 1930, 1936, 1942, 1948, 1954, 1960, 1966, 1972, 1978, 1984, 1990, 1996, 2002, 2008, 2014, 2020, 2026, 2032, 2038, 2044, 2050, 2056, 2062, 2068, 2074, 2080, 2086, 2092, 2098, 2104, 2110, 2116, 2122, 2128, 2134, 2140, 2146, 2152, 2158, 2164, 2170, 2176, 2182, 2188, 2194, 2200, 2206, 2212, 2218, 2224, 2230, 2236, 2242, 2248, 2254, 2260, 2266, 2272, 2278, 2284, 2290, 2296, 2302, 2308, 2314, 2320, 2326, 2332, 2338, 2344, 2350, 2356, 2362, 2368, 2374, 2380, 2386, 2392, 2398, 2404, 2410, 2416, 2422, 2428, 2434, 2440, 2446, 2452, 2458, 2464, 2470, 2476, 2482, 2488, 2494, 2500, 2506, 2512, 2518, 2524, 2530, 2536, 2542, 2548, 2554, 2560, 2566, 2572, 2578, 2584, 2590, 2596, 2602, 2608, 2614, 2620, 2626, 2632, 2638, 2644, 2650, 2656, 2662, 2668, 2674, 2680, 2686, 2692, 2698, 2704, 2710, 2716, 2722, 2728, 2734, 2740, 2746, 2752, 2758, 2764, 2770, 2776, 2782, 2788, 2794, 2800, 2806, 2812, 2818, 2824, 2830, 2836, 2842, 2848, 2854, 2860, 2866, 2872, 2878, 2884, 2890, 2896, 2902, 2908, 2914, 2920, 2926, 2932, 2938, 2944, 2950, 2956, 2962, 2968, 2974, 2980, 2986, 2992, 2998, 3004, 3010, 3016, 3022, 3028, 3034, 3040, 3046, 3052, 3058, 3064, 3070, 3076, 3082, 3088, 3094, 3100, 3106, 3112, 3118, 3124, 3130, 3136, 3142, 3148, 3154, 3160, 3166, 3172, 3178, 3184, 3190, 3196, 3202, 3208, 3214, 3220, 3226, 3232, 3238, 3244, 3250, 3256, 3262, 3268, 3274, 3280, 3286, 3292, 3298, 3304, 3310, 3316, 3322, 3328, 3334, 3340, 3346, 3352, 3358, 3364, 3370, 3376, 3382, 3388, 3394, 3400, 3406, 3412, 3418, 3424, 3430, 3436, 3442, 3448, 3454, 3460, 3466, 3472, 3478, 3484, 3490, 3496, 3502, 3508, 3514, 3520, 3526, 3532, 3538, 3544, 3550, 3556, 3562, 3568, 3574, 3580, 3586, 3592, 3598, 3604, 3610, 3616, 3622, 3628, 3634, 3640, 3646, 3652, 3658, 3664, 3670, 3676, 3682, 3688, 3694, 3700, 3706, 3712, 3718, 3724, 3730, 3736, 3742, 3748, 3754, 3760, 3766, 3772, 3778, 3784, 3790, 3796, 3802, 3808, 3814, 3820, 3826, 3832, 3838, 3844, 3850, 3856, 3862, 3868, 3874, 3880, 3886, 3892, 3898, 3904, 3910, 3916, 3922, 3928, 3934, 3940, 3946, 3952, 3958, 3964, 3970, 3976, 3982, 3988, 3994, 4000, 4006, 4012, 4018, 4024, 4030, 4036, 4042, 4048, 4054, 4060, 4066, 4072, 4078, 4084, 4090, 4096, 4102, 4108, 4114, 4120, 4126, 4132, 4138, 4144, 4150, 4156, 4162, 4168, 4174, 4180, 4186, 4192, 4198, 4204, 4210, 4216, 4222, 4228, 4234, 4240, 4246, 4252, 4258, 4264, 4270, 4276, 4282, 4288, 4294, 4300, 4306, 4312, 4318, 4324, 4330, 4336, 4342, 4348, 4354, 4360, 4366, 4372, 4378, 4384, 4390, 4396, 4402, 4408, 4414, 4420, 4426, 4432, 4438, 4444, 4450, 4456, 4462, 4468, 4474, 4480, 4486, 4492, 4498, 4504, 4510, 4516, 4522, 4528, 4534, 4540, 4546, 4552, 4558, 4564, 4570, 4576, 4582, 4588, 4594, 4600, 4606, 4612, 4618, 4624, 4630, 4636, 4642, 4648, 4654, 4660, 4666, 4672, 4678, 4684, 4690, 4696, 4702, 4708, 4714, 4720, 4726, 4732, 4738, 4744, 4750, 4756, 4762, 4768, 4774, 4780, 4786, 4792, 4798, 4804, 4810, 4816, 4822, 4828, 4834, 4840, 4846, 4852, 4858, 4864, 4870, 4876, 4882, 4888, 4894, 4900, 4906, 4912, 4918, 4924, 4930, 4936, 4942, 4948, 4954, 4960, 4966, 4972, 4978, 4984, 4990, 4996, 5002, 5008, 5014, 5020, 5026, 5032, 5038, 5044, 5050, 5056, 5062, 5068, 5074, 5080, 5086, 5092, 5098, 5104, 5110, 5116, 5122, 5128, 5134, 5140, 5146, 5152, 5158, 5164, 5170, 5176, 5182, 5188, 5194, 5200, 5206, 5212, 5218, 5224, 5230, 5236, 5242, 5248, 5254, 5260, 5266, 5272, 5278, 5284, 5290, 5296, 5302, 5308, 5314, 5320, 5326, 5332, 5338, 5344, 5350, 5356, 5362, 5368, 5374, 5380, 5386, 5392, 5398, 5404, 5410, 5416, 5422, 5428, 5434, 5440, 5446, 5452, 5458, 5464, 5470, 5476, 5482, 5488, 5494, 5500, 5506, 5512, 5518, 5524, 5530, 5536, 5542, 5548, 5554, 5560, 5566, 5572, 5578, 5584, 5590, 5596, 5602, 5608, 5614, 5620, 5626, 5632, 5638, 5644, 5650, 5656, 5662, 5668, 5674, 5680, 5686, 5692, 5698, 5704, 5710, 5716, 5722, 5728, 5734, 5740, 5746, 5752, 5758, 5764, 5770, 5776, 5782, 5788, 5794, 5800, 5806, 5812, 5818, 5824, 5830, 5836, 5842, 5848, 5854, 5860, 5866, 5872, 5878, 5884, 5890, 5896, 5902, 5908, 5914, 5920, 5926, 5932, 5938, 5944, 5950, 5956, 5962, 5968, 5974, 5980, 5986, 5992, 5998, 6004, 6010, 6016, 6022, 6028, 6034, 6040, 6046, 6052, 6058, 6064, 6070, 6076, 6082, 6088, 6094, 6100, 6106, 6112, 6118, 6124, 6130, 6136, 6142, 6148, 6154, 6160, 6166, 6172, 6178, 6184, 6190, 6196, 6202, 6208, 6214, 6220, 6226, 6232, 6238, 6244, 6250, 6256, 6262, 6268, 6274, 6280, 6286, 6292, 6298, 6304, 6310, 6316, 6322, 6328, 6334, 6340, 6346, 6352, 6358, 6364, 6370, 6376, 6382, 6388, 6394, 6400, 6406, 6412, 6418, 6424, 6430, 6436, 6442, 6448, 6454, 6460, 6466, 6472, 6478, 6484, 6490, 6496, 6502, 6508, 6514, 6520, 6526, 6532, 6538, 6544, 6550, 6556, 6562, 6568, 6574, 6580, 6586, 6592, 6598, 6604, 6610, 6616, 6622, 6628, 6634, 6640, 6646, 6652, 6658, 6664, 6670, 6676, 6682, 6688, 6694, 6700, 6706, 6712, 6718, 6724, 6730, 6736, 6742, 6748, 6754, 6760, 6766, 6772, 6778, 6784, 6790, 6796, 6802, 6808, 6814, 6820, 6826, 6832, 6838, 6844, 6850, 6856, 6862, 6868, 6874, 6880, 6886, 6892, 6898, 6904, 6910, 6916, 6922, 6928, 6934, 6940, 6946, 6952, 6958, 6964, 6970, 6976, 6982, 6988, 6994, 7000, 7006, 7012, 7018, 7024, 7030, 7036, 7042, 7048, 7054, 7060, 7066, 7072, 7078, 7084, 7090, 7096, 7102, 7108, 7114, 7120, 7126, 7132, 7138, 7144, 7150, 7156, 7162, 7168, 7174, 7180, 7

... zu Höchstleistungen motiviert

Den Untersuchungen zu Folge, die Prof. Matthias Dalferth über autistische Menschen im Arbeitsmarkt durchgeführt hat, sind etwas mehr als 5% aller autistischen Menschen und etwa 20% der Menschen mit der Diagnose Asperger-Syndrom im regulären Arbeitsmarkt beschäftigt. Alle anderen sind in Werkstätten für behinderte Menschen untergebracht oder gehen keiner Beschäftigung nach. In weiteren europäischen Ländern, in denen vergleichbare Erhebungen durchgeführt wurden, zeigt sich ein ähnliches Bild (vgl. Dalferth 2014).

Obwohl die Durchführung solcher Studien mit einigen Schwierigkeiten behaftet ist und diese Studien nur eine begrenzte Repräsentativität vorweisen können, bilden sie die Erfahrungen autistischer Menschen und ihrer Angehörigen gut ab.

Viele autistische Menschen, die im zweiten Arbeitsmarkt beschäftigt sind, könnten auf Grund ihrer Fähigkeiten und Ausbildungen im regulären Arbeitsmarkt arbeiten. Tatsächlich hatte bereits in den 1940er Jahren Hans Asperger seinen autistischen Klienten gute Möglichkeiten für ihr Berufsleben zugesprochen: „In der ganz überwiegenden Zahl der Fälle kommt es nämlich zu einer guten Berufsleistung und damit zu einer sozialen Einordnung, oft in hochgestellten Berufen, oft in so hervorragender Weise, dass man zu der Anschauung kommen muss, niemand als gerade diese autistischen Menschen seien gerade zu solchen Leistungen befähigt“ (Asperger 1944, S. 133). Daher stellen sich hier die Fragen: Was sind die Gründe für die schlechte berufliche Integration autistischer Menschen im Arbeitsmarkt und wie lässt sich das ändern?

Hintergründe: Über die Desintegration autistischer Menschen

In den letzten Jahrzehnten war der Arbeitsmarkt massiven Änderungen unterworfen: Einer Zeit der annähernden Vollbeschäftigung folgte Anfang der 1970er Jahre in den meisten westeuropäischen Staaten ein sehr weitgehender Umbau der Wirtschaftsbereiche. Mit dem wirtschaftlichen Aufstreben von Ländern außerhalb

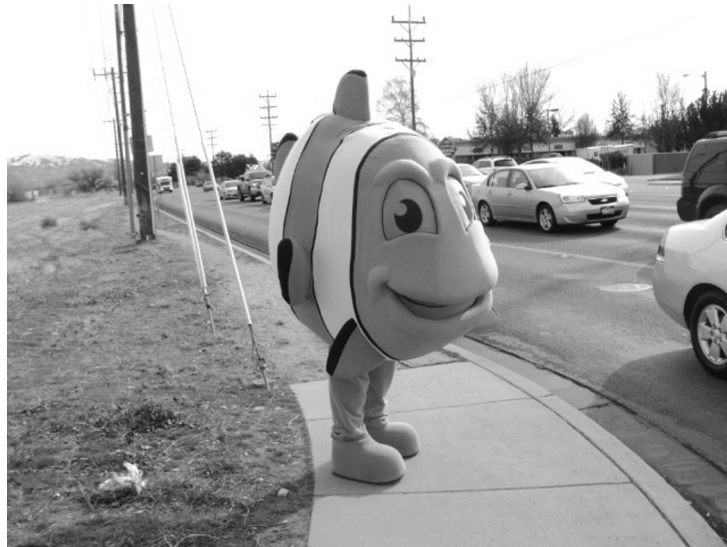
Europas wurden viele Bereiche der Massenproduktion – in Deutschland etwa die Textilindustrie, die optische Industrie, Bergbau, Stahlproduktion und die Werften – aus Europa heraus verlagert. An ihre Stelle traten Dienstleistungen als dominanter Wirtschaftsbereich. Im Arbeitsmarkt wurden in der Folge kaufmännische Tätigkeiten, Verwaltung, Informationsdienstleistungen und Pflege zu wichtigen Berufsfeldern (vgl. d-statis 2014). Diese Veränderungen gingen damit einher, dass neben fachlichen Kompetenzen zunehmend soziale und kommunikative Fähigkeiten gefragt wurden (vgl. Diekel 2003). In den 1990er Jahren fand ein weiterer umfassender Umbau des Arbeitsmarktes durch Flexibilisierungen von Arbeitsverhältnissen statt. Seitdem gibt es viele Arbeitsplätze, die schlecht bezahlt werden und vor allen Dingen schlecht abgesichert sind. Von den Arbeitnehmern wird eine hohe Flexibilität und je nach Wohnort auch die Bereitschaft zur Mobilität erwartet. War noch vor wenigen Jahrzehnten eine „solide“ Ausbildung Garant für einen stabilen beruflichen Werdegang, sind die heutigen Erwerbsbiographien allgemein von Brüchen, Wechseln und anderen Unsicherheiten geprägt (vgl. Rhein 2014).

Anders als früher müssen Arbeitssuchende in der heutigen Zeit verstärkt für sich und ihre Persönlichkeit werben, um bei Bewerbungen erfolgreich zu sein. Ausbildung und gute Referenzen alleine genügen meist nicht mehr. Das strategische „Werben“ mit der einhergehenden „Identifikation über das Produkt“ ist ja insgesamt ein recht neues Element der Gesellschaft, das seit einigen Jahrzehnten immer mehr an Bedeutung gewinnt. Es kam in der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert auf, als im Zuge der Industrialisierung immer mehr Waren im Überschuss produziert wurden und daher beworben werden mussten.

Obwohl mit der Unternehmensgruppe „Dr. Oetker“ ein Pionier der Frühzeit der kommerziellen Werbung aus Deutschland kommt, hat sich diese dort erst spät – ab Ende der 1960er Jahre – richtig durchsetzen können. Schließlich konnte Werbung in den 1980er und 1990er Jahren durch die Vergrößerung der Reichweite von Massenmedien und der hierbei stattgefundenen Deregularisierung (Lockerung von Regeln) immer weitere Teile der Gesellschaft durchdringen (vgl. Wikipedia 2014). Zusammen mit der Deregularisierung des Arbeitsmarktes führt diese Entwicklung dazu, dass heute die Werbung für sich selbst, die eigene Persönlichkeit, die eigene Biographie und das eigene gesellschaftliche „Eingebundensein“, etwa in Form von relevanten Kontakten und Beziehungen, von immenser Bedeutung für das Erlangen attraktiver Arbeitsplätze geworden ist. Inzwischen gilt für

die meisten Arbeitsbereiche, dass kommunikative Fähigkeiten in den Bewerbungsprozessen mehr zählen als fachliche Kompetenzen.

Auch bei der Arbeit selbst werden kommunikative Fähigkeiten oft als wichtiger wahrgenommen als fachliche Kompetenzen. Das zeigt sich unter anderem auch beim Kundenservice z. B. von Kommunikationsunternehmen, den „Callcentern“, wo regelhaft versucht wird, technische Probleme durch eine geeignete Kommunikation zu lösen – selten zur Zufriedenheit der Kunden.



Nemo wirbt für das Idaho-Aquarium

Für autistische Menschen sind die beschriebenen Entwicklungen im Arbeitsmarkt ausgesprochen nachteilhaft. Gerade das, was ihnen in der Regel Schwierigkeiten bereitet, in nicht-sachbezogenen Kommunikationssituationen sozusagen „ein gutes Bild abzugeben“, ist zu einem zentralen Maßstab bei der Beurteilung von Menschen geworden, die sich um einen Arbeitsplatz bewerben. Da dieses „Für-Sich-Werben-Müssen“ inzwischen fast alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchzieht, ist die weitgehende Desintegration autistischer Menschen ein Ergebnis dieser Entwicklung hin zu einer Kommunikationsgesellschaft (vgl. Böke 2008).

Hierin ist wohl auch eine der wesentlichen Ursachen dafür zu finden, dass gerade die hochfunktionalen Autismusvarianten seit den späten 1980er Jahren zunehmend in Erscheinung getreten sind. Dass, wie offenbar noch zur Zeit von Hans Aspergers Habilitationsschrift, gute Voraussetzungen zur Erlangung fachlicher Qualifikationen alleine für ein viel versprechendes Berufsleben ausreichen, ist schon lange nicht mehr der Fall. Oft scheitern die Erwerbsbiographien junger autistischer Menschen bereits in der Schule oder in der Ausbildung, weil bereits dort die kommunikativen Hürden für viele autistische Menschen kaum zu überwinden

sind. Die Deregulierung des Arbeitsmarkts trägt zudem noch dazu bei, dass Nischen, die für autistische Menschen geeignet sein könnten, immer schwerer zu finden sind (vgl. Todisco 2012).

Auch abgesehen von den für autistische Menschen ungünstigen Aspekten, ist die Entwicklung einer modernen Gesellschaft hin zu einer Kommunikations- und Werbegesellschaft nicht unproblematisch: Durch die große Bedeutung, die dabei der medialen Vermittlung zukommt, verschwimmen die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Schein und verschwindet die Fähigkeit zu unvermittelter Erfahrung. Zudem führt die Zunahme medial vermittelter Kommunikation zu einer immer weiter fortschreitenden Vereinzelung und Vereinsamung von Menschen. In der Arbeitswelt führt das Primat kommunikativer Fähigkeiten nicht nur teilweise zu einem Schwund von Fachwissen und Expertentum, sondern auch zu „Monokulturen“ in den Belegschaften, die die kreativen Potenziale der Unternehmen hemmen. Gerade von Unternehmen, die in hochgradig technisierten Bereichen tätig sind, wird dieses Dilemma inzwischen zunehmend erkannt, aber nur allmählich erwachsen daraus Konsequenzen für die Einstellungspolitik und die Ausgestaltung von Arbeitsplätzen.

Eigenartiger Weise lässt sich in diesem Zusammenhang feststellen, dass sich nicht-autistische Menschen seit wenigen Jahrzehnten zunehmend zu dem entwickeln, was sie – fälschlicher Weise – als Autismus verstehen: sie führen ein einsames und vereinzelt „Inseldasein“ – nicht zuletzt durch die Virtualisierung sozialer Beziehungen. Dabei wird gerne übersehen, dass Gründe für die Vereinsamung autistischer Menschen häufig auch in ihrem sozialen Umfeld zu finden sind.

Die Virtualisierung sozialer Beziehungen bedarf einer komplexen Technologie, die nur wenige Menschen beherrschen. Es ist sicher kein Zufall, dass diese „Herrscher“ über die materielle Grundlage einer virtuellen Gesellschaft, von dem „Nerd“ als Stereotypen verkörpert wird, der wie eine Karikatur einer „Asperger-Persönlichkeit“ anmutet. Entgegen so mancher Vorstellung sind aber nur wenige Asperger-Autisten an Computertechnologie interessierte „Nerds“ und noch weniger arbeiten in diesem Bereich.

Die Potenziale autistischer Menschen

Für autistische Menschen sind die oben genannten Zugangsbarrieren schwer zu akzeptieren. Denn sie verfügen oft über Potenziale, die in Hinblick auf Korrektur-

ren der beschriebenen Fehlentwicklungen durchaus hilfreich sein könnten. Hierin liegt für sie eine große Chance, ihre gesellschaftliche Integration entscheidend voranzutreiben. Um autistischen Menschen solche Türen sozusagen zu öffnen, müssen alle Beteiligten ein klares und zutreffendes Bild von den Möglichkeiten haben, die in einem autistischen Anderssein liegen (vgl. Seng 2013). Insbesondere den Ansprechpartnern in den Unternehmen und den autistischen Menschen selbst sollten diese Potenziale dabei bewusst sein.



© Matti Wustmann

Matti Wustmann, „Ohne Titel“

Autistisches Denken, Wahrnehmen und Kommunizieren zeigen sich als recht vielschichtig und erfordern genaue Betrachtungen, um ihrer Vielschichtigkeit gerecht zu werden.

Die meisten Menschen denken beim Thema „autistische Potenziale“ an so etwas wie Spezialinteressen und die damit zusammenhängenden Fähigkeiten. Tatsächlich sind diese Spezialinteressen Symptome, denen eine andere Denk-, Wahrnehmungs- und Kommunikationsweise zu Grunde liegen. Autistische Menschen mit Spezialinteressen sind diejenigen, die die besten Voraussetzungen haben, ihre Potenziale für ihre berufliche Integration zu nutzen. Aber die Erfahrung zeigt: nicht alle autistischen Menschen haben ausgeprägte Spezialinteressen oder können diese nur schwer mit einem Beruf verbinden. Dass sie anders denken, wahrnehmen und kommunizieren, haben dagegen alle autistischen Menschen gemeinsam – wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen.

Autistisches Denken unterscheidet sich von nicht-autistischem Denken vor allem dadurch, dass sprachlich basierte und wahrnehmungsbasierte Aspekte des Denkens als etwas voneinander Getrenntes wahrgenommen werden. Bei nicht-autistischen Menschen sind diese beiden Aspekte des Denkens unmittelbar miteinander verschränkt, sodass sie nicht getrennt wahrgenommen werden können (vgl. Booth 2011). Da die Sprache das Medium sozialer Beziehungen darstellt, hat die unterschiedliche Verknüpfung der beiden Sphären des Denkens auch einen spezifisch anderen Verlauf der Sozialisation autistischer Menschen zur Folge. Die psychische Struktur nicht-autistischer Menschen ist sehr stark von einer unmittelbaren Verbindung zwischen beiden Denkaspekten bestimmt, die nur durch eine unaufhebbare Verschränkung dieser Sphären miteinander bestehen kann. Diese psychische Struktur ermöglicht eine Entwicklung von sozialen Persönlichkeiten, das heißt Persönlichkeiten, die zu sozialen Rollen passen, auf eine unmittelbare Weise, die nicht aktiv oder gar bewusst erlernt werden muss (vgl. Seng 2013).

Der sprachliche Teil des Denkens ist dagegen bei „getrennten Denkern“ nur mittelbar an Sinneswahrnehmungen gekoppelt. Autistische Menschen müssen sich daher vieles aktiv und bewusst aneignen, was für nicht-autistische Menschen automatisch Teil ihrer Entwicklung ist.

Das Unbewusste, was ja gerade in der Verbindung von sprachlicher Struktur und Wahrnehmung („Gefühl“) besteht, ist bei ihnen nicht hinreichend ausgebildet für eine Persönlichkeitsentwicklung, die nicht-autistische Menschen in aller Regel durchlaufen (vgl. Grandin 2014). Autistische Menschen entwickeln ihre Persönlichkeit, indem sie das Verhalten ihrer Umwelt beobachten und versuchen, es für sich nachzuvollziehen. Anstatt sozialer Bezüge bildet ihre Persönlichkeit Bezüge in der Wahrnehmung des eigenen Körpers und Objekten ihres Interesses. Aus diesem Grund haben Stimulationen für autistische Menschen eine wichtige Bedeutung. Auch die autistischen Spezialinteressen bilden sich durch diese Art der Wahrnehmung heraus.

Die Persönlichkeit autistischer Menschen unterscheidet sich von der Persönlichkeit nicht-autistischer Menschen meistens erst auf den „zweiten Blick“. Aber sie hat ein anderes Fundament, eines das weniger auf eine soziale Umwelt ausgerichtet ist als auf Objekte und (damit verbundene) Interessen. Sprache dient autistischen Menschen in erster Linie als Mittel zur Informationsübertragung, nicht als Mittel zur Selbstbestätigung oder sozialen Positionierung.

Die Werbung, vor allen Dingen auch die Werbung für die eigene Persönlichkeit, gründet auf dieser Verschränkung beider Denksphären, indem sie ihre Inhalte mit Emotionen verknüpft. Die Übertragungen von Elementen der sprachlichen Sphäre in eine Wahrnehmungssphäre und umgekehrt können nur durch eine enge Verschränkung von beidem gelingen. Autistische Menschen scheitern – ganz oder teilweise – daran, solche Übertragungen nachzuvollziehen. Ein Grand Canyon etwa hat es bei ihnen schwer, die Lust auf einen Mittelklassewagen zu wecken – da wäre ein Tachometer oder ein Drehzahlmesser ein geeigneteres Werbemittel.

Sprachliches Denken und wahrnehmungsbezogenes Denken unterscheiden sich nicht nur durch ihre Inhalte, Sprache und Wahrnehmungen, sondern funktionieren auch auf unterschiedliche Weise. Sprachliches Denken ist ein strukturierendes Denken, welches Konzepte entwickelt, ihnen Inhalte zuordnet und sie miteinander in logische Beziehungen treten lässt. Dadurch können hier Dinge gedacht werden, die von konkreten Wahrnehmungsinhalten weitgehend losgelöst sind, etwa Freiheit oder das Sein. Wahrnehmungsbezogenes Denken hat immer auch konkrete Wahrnehmungen zum Inhalt, und zwar in der Regel sehr viele. Es besteht aus Kaskaden aktueller, erinnertes, erwarteter oder anderweitig vorweggenommener Wahrnehmungen, die assoziativ miteinander verknüpft sind und genauso schnell wieder verschwinden, wie sie auftauchen.

Die Verschränkung dieser beiden Aspekte des Denkens führt zu einer von vornherein gegebenen, intuitiven Strukturierung der bewusst wahrgenommenen Inhalte. Dass autistischen Menschen eine solche Strukturierung nicht vorgegeben ist, führt zu ihren Schwierigkeiten, Wahrnehmungen zu filtern. Nach Temple Grandin hängt die Funktionalität, d. h. die Möglichkeit einer erfolgreichen Integration autistischer Menschen, davon ab, wie gut sie es lernen können und lernen, ihr wahrnehmungsbezogenes Denken mit Hilfe des sprachlichen zu strukturieren. Wenn dies nicht gelingt, ertrinkt das Denken – bildlich ausgedrückt – in einer Flut assoziativ verbundener Wahrnehmungsinhalte (vgl. Grandin 2000). Wenn es gelingt, können die autistischen Menschen aus dem Potenzial ihres ausgesprochen leistungsfähigen Denkens schöpfen.

Dieses „Ertrinken“ in den endlosen Assoziationen eines wahrnehmungsbezogenen Denkens ist als mangelnde zentrale Kohärenz, das heißt eine reduzierte Fähigkeit, Details zu einem Gesamtbild zusammenzufügen, in die Autismusforschung eingegangen. Uta Frith sieht hierin eine der Kernsymptomatiken des Au-

tismus (vgl. Frith 2003). Zu den Kehrseiten einer mangelnden zentralen Kohärenz gehören der „Blick für Details“, der autistischen Menschen sicher nicht zu Unrecht nachgesagt wird, und eine oft sehr gute Mustererkennung, sei es in sprachlichen Bereichen, in Bildern oder in Musik (vgl. Frith 1968). Wie sehr die Fähigkeiten in der Detail- und Mustererkennung zum Tragen kommen oder die behindernden Aspekte einer mangelnden zentralen Kohärenz, hängt direkt davon ab, wie gut es gelingt, das wahrnehmungsbezogene Denken durch Strukturierung zu lenken.

Das Gelingen einer fruchtbaren Verknüpfung sprachlicher und wahrnehmungsbezogener Denkaspekte kann gelernt werden. Tatsächlich lernen es viele autistische Menschen selbst auf autodidaktischem Weg, was aber nicht selten einige Zeit in Anspruch nimmt. Nicht zuletzt daher sind gerade junge Autisten nicht so früh für den Arbeitsmarkt bereit, wie nicht-autistische Menschen. Allerdings hängen die Möglichkeiten, das eigene Denken in diesem Sinne gut zu organisieren, von den konkreten Ausprägungen des Autismus, insbesondere von sensorischen Aspekten, ab. Auch, ob die Sozialisation autistischer Menschen, in einer förderlichen oder eher hemmenden Umwelt stattgefunden hat, ist ein einflussreicher Faktor.

Autistische Menschen und der Arbeitsmarkt

Beim Thema Integration autistischer Menschen in den Arbeitsmarkt denken manche an hochspezialisierte Fachkräfte – vornehmlich im IT-Sektor, die ihre von Kindheit an vorhandenen Spezialinteressen zum Beruf gemacht haben. Ich selbst gehöre zwar in diese Kategorie, bin aber damit deutlich in der Minderheit der autistischen Menschen.

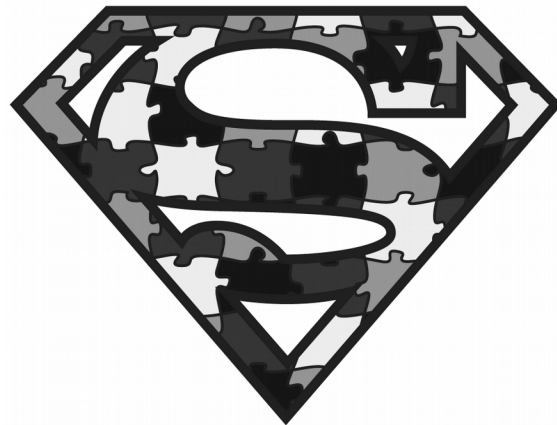
Die Spezialinteressen, wie sie etwa Hans Asperger in seinen Beispielen schilderte (vgl. Asperger 1944), sind nur in seltenen Fällen so ausgeprägt vorhanden und so geartet, dass sie sich dazu eignen, zum Beruf gemacht zu werden. Auch bei mir war eine lange Entwicklung nötig, bis ich im Alter von 37 Jahren zum ersten Mal in einem Bereich (Programmierung) gearbeitet habe, der zwar meinen Spezialinteressen (Mathematik) nicht entspricht, aber immerhin mit ihnen zu tun hat.

Dennoch verfügen autistische Menschen in aller Regel über Qualitäten, die für eine Vielzahl von berufsrelevanten Tätigkeiten wertvoll sein können. Dazu zählen insbesondere Fähigkeiten und auch „autistische Eigenheiten“, die grundlegend mit Autismus verbunden sind. An erster Stelle sind hier wohl Fähigkeiten zu nennen, die sozusagen die Kehrseite einer mangelnden zentralen Kohärenz darstellen: Ein besonderes Vermögen zur Mustererkennung und ein besonderer Blick für Details. Beide hängen natürlich zusammen und bilden eine gute Voraussetzung für Tätigkeiten, bei denen Präzision oder das Erkennen komplexer Zusammenhänge gefragt sind. Die genaue Ausprägung des Denkens und die jeweiligen Interessen bestimmen, welche Tätigkeiten dabei geeignet sein können.

Das können sein:

- einfache aber stetig wiederkehrende Routinetätigkeiten, insbesondere wenn sie präzise durchgeführt werden sollen,
- Fehlererkennung und Qualitätsprüfung,
- Arbeiten in komplexen technischen Zusammenhängen bzw. mit komplexen Aufgabenstellungen.

Aber auch die auf kommunikativer und sozialer Ebene bestehenden „Eigenheiten“ haben ihre speziellen Qualitäten – wie bereits Hans Asperger in den 1940er Jahren anmerkte. Da autistische Menschen in aller Regel eine unübliche Sozialisation erfahren, unterscheidet sich ihre Perspektive, gerade in Hinblick auf Kommunikation und auf soziale Themen, von der nicht autistischer Menschen. Dies ist dadurch noch ausgeprägter, dass autistische Menschen



Autistische Superkräfte

psychisch nicht so stark an ihre soziale Umwelt gekoppelt sind. Das Fehlen einer intuitiven Theory of Mind (der Fähigkeit, innere psychische Zustände anderer Menschen intuitiv zu erfassen) führt zu einer sozialen Wahrnehmung, in der eine sachbezogene, logisch nachvollziehbare und offene direkte Kommunikation nahe

liegend erscheint (vgl. Frith 2003). Das bedeutet nicht, dass autistische Menschen immer sachbezogen, logisch und offen kommunizieren, aber, dass ihnen diese Art zu kommunizieren nahe liegt, weil sie ihrer sozialen Wahrnehmung entspricht.

Auf Grund sowohl ihrer schlechten Wahrnehmungsfilterung als auch ihrer sozialen „Fehlsichtigkeit“ sind autistische Menschen auf Umgebungen angewiesen, die regelhaft und vorhersehbar sind. Umgekehrt sind sie auch bestrebt, in sicheren Umgebungen leben zu wollen. Daher gelten autistische Menschen oft zu Recht als zuverlässig und loyal. Zusammen mit einer eher sachorientierten Kommunikationsweise können sie so zu Mitarbeitern werden, die positive Einflüsse in die Unternehmenskulturen bringen können.

Es gibt einiges, was dafür spricht, dass zumindest die Autisten vom „Asperger-Typ“, wie von Hans Asperger beschrieben, gute Voraussetzungen für ein gelingendes Berufsleben haben. Sie stellen vor allen Dingen auch ein Korrektiv zu den oben beschriebenen Entwicklungen hin zu einer Kommunikations- und Werbebegehrtheit dar. Nicht nur, dass sie nach Zuverlässigkeit und Regelmäßigkeit streben, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse immer unverbindlicher werden. Auch die Befähigungen zur Mustererkennung und Detailwahrnehmung sowie die eher sach- als sozial bezogene Wahrnehmung und Kommunikation könnten ein wichtiges Korrektiv einer Entwicklung sein, in der immer mehr abstrakte Konzepte und soziale Realitäten in den Vordergrund geraten.

Die aktuelle Situation autistischer Menschen zeigt, dass die Entwicklungen in eine Sackgasse geraten sind, in der die Potenziale autistischer Menschen weder für sie selbst noch für die Gesellschaft sinnvoll genutzt werden. Das hat nicht nur mit den Entwicklungen im Arbeitsmarkt zu tun, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere auch Schulen und Ausbildungsstätten. Autistischem Denken und Wahrnehmen ist es fremd, sich selbst mittels kommunikativer Akte zu definieren und darzustellen und mit anderen derartigen Darstellungen adäquat umzugehen. Aber genau das ist es, wodurch nicht-autistische Menschen andere als „Ihresgleichen“ wahrnehmen. Daher erscheinen autistische Menschen in aller Regel als Fremdkörper. Ein Eindruck, der sich wenn überhaupt erst relativiert, wenn sich die Menschen näher kennen gelernt haben (vgl. Seng 2013). Dieses Fremdsein wird obendrein oft als kommunikatives oder soziales Defizit wahrgenommen, hinter dem die Potenziale und Fähigkeiten der autistischen Menschen verschwinden. Besonders schwierig wird diese Grundkonstel-

lation dadurch, dass sich viele autistische Menschen diese defizitäre Sicht auch selbst zu eigen machen und dadurch das Gefühl für ihre eigenen Möglichkeiten verlieren und diese auch nicht mehr entwickeln.

In Hinblick auf den Arbeitsmarkt wird deutlich, dass einige Anstrengungen notwendig sind, um autistischen Menschen Zugänge zu erschließen, die ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten angemessen sind. Dabei gilt es zum einen die Unternehmen dafür zu sensibilisieren, wie sie Ressourcen den Zugang verwehren, die für sie selbst nicht nur vorteilhaft sondern oft auch wichtig wären. Zum anderen müssen auch autistische Menschen Zugänge zu ihren Potenzialen finden, die sie im Laufe ihrer Sozialisation verloren haben. Sie müssen lernen, sie zu entwickeln, sie adäquat darzustellen und für ihr eigenes Leben umzusetzen. Beide Seiten müssen die Barrieren kennen lernen, die soziale Situationen für autistische Menschen bilden, und lernen wie diese Barrieren überwunden werden können. Das ist nicht nur für die Autisten von Vorteil; am Ende werden dadurch die sozialen Umgebungen für alle „barriereärmer“ werden.

Seit dem Sommer 2009 führt die autWorker eG für autistische Menschen Workshops „Autistische Fähigkeiten“ durch. In den fünf Jahren bis heute haben über 200 autistische Menschen an diesen Workshops teilgenommen. Dabei hat sich gezeigt, dass die Kommunikation rein autistischer (kleiner) Arbeitsgruppen sehr effektiv sein kann. Die offene und sach- beziehungsweise themenbezogene Kommunikationsweise autistischer Menschen ist ausgesprochen produktiv, wenn der kommunikative Rahmen den Teilnehmenden die notwendige Sicherheit bietet. Dann funktionieren solche Gruppen ähnlich wie Balintgruppen und vermitteln den Teilnehmenden obendrein das Potenzial der eigenen Kommunikation (vgl. Dziobek 2008).

Diese Workshops bieten einen Rahmen, in dem autistische Menschen ihre eigenen Fähigkeiten reflektieren können, um sich dann mit anderen autistischen Menschen darüber auszutauschen. Es ist ein fast idealer Rahmen, autistische Fähigkeiten für die Teilnehmenden sichtbar werden zu lassen. Die (autistischen) Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von autWorker, die diese Workshops begleiten, haben hier ein einmaliges Forschungsfeld geschaffen (vgl. Bogdashina 2010). Dabei wird deutlich, dass das Thema „autistische Fähigkeiten“, obwohl es bereits in den 1940er Jahren sowohl von Hans Asperger als auch von Leo Kanner beschrieben wurde, in der bisherigen Autismusforschung kaum vorkommt (vgl. Theunissen 2014). Autistische Menschen haben nicht nur das Potenzial wesent-

lich besser in den regulären Arbeitsmarkt integriert zu sein, als dies aktuell der Fall ist, sie haben auch die Fähigkeiten, ihre Potenziale zu entwickeln und für sich einzusetzen. Sie haben vor allen Dingen auch das Potenzial, sich gegenseitig darin zu unterstützen. Dies sind Aspekte, die erst seit wenigen Jahren überhaupt in Erwägung gezogen werden, die aber maßgeblich mitentscheiden werden, ob die Inklusion autistischer Menschen und ihrer Potenziale gelingen wird (vgl. Theunissen 2013).

Als Kind habe ich in einer weitgehend abgeschlossenen eigenen autistischen Welt gelebt. Daher galt ich bei der Einschulung trotz erkennbarer besonderer Fähigkeiten, ich konnte bereits im Vorschulalter lesen, schreiben und rechnen, als nicht schulfähig. Dem Engagement meiner Eltern ist es zu verdanken, dass ich nach einer kurzen Zeit in einer Sonderschule in die Regelschule kam. Das Gymnasium war für mich damals eine fast ideale Schule, da es zum einen klein und überschaubar war, insbesondere auch mit einer Klassenstärke unter 20, zum anderen aber selbst für die 1980er Jahre sehr liberal. Es galt dort als selbstverständlich, alle Schüler zu integrieren.

Nach meinem Abitur war ich allerdings nicht ansatzweise in der Lage, eine Ausbildung oder einen Beruf zu meistern. Für meinen Lebensunterhalt hielt ich mich mit diversen Jobs sozusagen „über Wasser“. Das Studium, das ich nach der Schule begonnen hatte, scheiterte nach wenigen Semestern. Ich hatte als Jugendlicher und junger Erwachsener mit teilweise massiven psychosomatischen Problemen und Depressionen zu kämpfen.

Mit Mitte 20 begann meine bis heute anhaltende Partnerschaft, die mir die nötige Stabilität für einen Neuanfang gab. Ich begann schließlich erneut ein Studium in Mathematik, das ich mit Jobs an der Universität und mit der Unterstützung behinderter Menschen finanzierte. Während dieser Zeit lernte ich auch, dass ich autistisch bin und meine Biographie durch und durch davon geprägt ist. Nach meinem Studium folgte erneut eine länger anhaltende Krise, nach der ich mit Ende 30 meine berufliche Laufbahn als Programmierer und Systemadministrator begann. Ich begann zu dieser Zeit auch, andere autistische Menschen kennen zu lernen und mich in der Autismus-Selbsthilfe zu engagieren. Meine Biographie ist ein gutes Beispiel dafür, wie eine förderliche Umgebung und auch das eigene Engagement entscheidend für das Leben eines autistischen Menschen ist. Ausgehend von der Sonderschule habe ich ein Studium abgeschlossen und – nach vielen Umwegen – eine gute Anstellung in einer Universitätsbibliothek gefunden. Mein

Leben hätte aber genauso gut in diversen Einrichtungen für behinderte Menschen stattfinden können. Es hat in meinem Leben immer wieder Momente gegeben, in denen die Entscheidung in die eine oder andere Richtung hätte kippen können (vgl. Seng 2014).

Literatur

- Asperger, H.: Die 'Autistischen Psychopathen' im Kindesalter. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten 117, 1944, S. 76–136
- Asperger, H.: Zur Differenzialdiagnose des kindlichen Autismus. Acta Paedopsychiatrica 35 (4), 1968, S. 136–145
- Böke, H.: Asperger: Die Geburt eines Syndroms. Prologomenon zur Enthinderung autistischer Intelligenz. Behindertenpädagogik Heft 47/3, 2008, S. 260-282
- Bogdashina, O.: Autism and the Edges of the Known World. London 2010
- Booth, R.; Happé, F.; Wallace, G. L.: Connectivity and the corpus callosum in autism spectrum conditions: insights from comparison of autism and callosal agenesis. Prog Brain Res. 2011;189:303-17, 2011
- Dalferth, M.: Berufliche Chancen für Menschen aus dem autistischen Spektrum. Vortrag gehalten im ifas Göttingen, Februar 2014. Verfügbar im Internet unter: http://www.ifas-goettingen.de/upload/pdf/AUT_Fachtag_Goettingen_Dalferth_2014.pdf [zuletzt geprüft im April 2014]
- Diekel, H.; Gnida, U.; Wackerhage, J.: Die Bedeutung von Schlüsselkompetenzen in der Personalauswahl (Deutsche Bahn). Ibv 13, Juni 2003, Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung, Nürnberg 2003
- d-statis, Statistisches Bundesamt: Arbeitnehmer im Inland nach Wirtschaftssektoren. Verfügbar im Internet unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Arbeitsmarkt/Irerw014.html> [zuletzt geprüft im April 2014]
- Dziobek, I.: Empathie bei Menschen mit Autismus. Tätigkeitsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Berlin; Selbständige Nachwuchsgruppe – Neurokognition der Entscheidungsfindung (Heekeren), Berlin 2008

- Frith, U.: Pattern detection in normal and autistic children (PhD thesis). London 1968
- Frith, U.: Autism, Explaining the Enigma. Oxford 2003
- Grandin, T.: My Mind is a Web Browser: How People with Autism Think. Cerebrum 2, No. 1, 2000, S. 14–22
- Grandin, T.; Panek, R.: The Autistic Brain. Exploring the Strength of a Different Kind of Mind. London, zweite Auflage 2014
- Rhein, T.; Stüber, H.: Bei Jüngeren ist die Stabilität der Beschäftigung gesunken. IAB Kurzbericht 3/2014, Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung, Nürnberg 2014
- Seng, H.: Wundersame Fähigkeiten. Hamburg, autWorker, zweite Auflage 2013
- Seng, H.: „Ein autistisches Leben leben“. Hamburg, autWorker; vierte Auflage 2014
- Theunissen, G.: Empowerment und Inklusion behinderter Menschen“. Freiburg 2013
- Theunissen, G.: Menschen im Autismus-Spektrum. Verstehen, annehmen, unterstützen“. Stuttgart 2014
- Todisco, I.: Rückenwind. Junge Menschen auf dem Weg in den Beruf, Frankfurt 2012
- Wikipedia: Historische Wurzeln der kommerziellen Werbung. Verfügbar im Internet unter: http://de.wikipedia.org/wiki/Werbung#Historische_Wurzeln_der_kommerziellen_Werbung [zuletzt geprüft im April 2014]

Bildnachweis

Abbildung 1: Kenneth Freeman: „Someone costumed as Nemo advertising the Idaho Aquarium in February 2013“, <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:NemoAdvertisingIdahoAquarium.JPG>, 2013

Abbildung 2: Matti Wustmann (matti.wustmann@googlemail.com): „Ohne Titel“, 2012

Abbildung 3: Adrian Reevers: Autistic Superman Logo, <http://sircle.deviantart.com/art/Superman-Autism-362154968>, 2013

Arbeit anders denken:

Wege zur Inklusion autistischer Menschen in den Arbeitsmarkt

Ein beispielhafter Berufseinstieg

Ich beginne mit einer Geschichte über einen autistischen jungen Mann, den ich 2010 kennen gelernt habe und seither bei seinem Weg in und durch das Berufsleben begleite. Ich verwende dabei einen fingierten Namen, vielleicht Timo, und nenne sein Berufsfeld nicht, um seine Anonymität zu wahren; nur so viel: Es hat mit Menschen zu tun und gehört zu den Berufsfeldern, die ich nicht gerade als „autistenfreundlich“ erlebt habe. Ich hatte Timo in einem der ersten autWorker Fähigkeitenworkshops kennen gelernt; da war er Anfang zwanzig. Er kam mit Begleitung, die ihn wortlos ablieferte. Er selbst sprach während des Workshops kein Wort und versteckte sein Gesicht; nichts desto trotz war er dort sehr präsent. Danach kontaktierte mich seine Mutter, die mich eindringlich bat, „etwas zu tun“. Er lebte zu Hause, wo er die Tage im Wesentlichen vor dem Computer oder mit Fernseh-Dokumentationen verbrachte; soziale Kontakte hatte er außerhalb der Familie fast keine, die meisten mit dem Hund. Die einzigen auswärtigen Kontakte hatte er in einem Schachklub.

Das Thema Schule war für Timo eine traumatisch belegt, weil der dort viel Ausgrenzung erlebte. Er hatte einen Hauptschulabschluss, konnte aber weder schreiben noch lesen. Ihm fehlte es offensichtlich an Selbstbewusstsein; sein Umgang mit anderen Menschen war von einem starken Bestreben geleitet, Anforderungen und Konflikten aus dem Weg zu gehen. Nichts desto trotz hatte er seit seiner Jugend einen klaren Berufswunsch, den alle anderen in der Familie für unrealistisch hielten. Ich war anfangs auch skeptisch. Er spielte nicht nur gut Schach, sondern hatte auch ein phänomenales Gedächtnis; er war sozusagen ein wandelndes Lexikon, gespeist von den ungezählten Dokumentationssendungen, die er gesehen hatte. Ich lernte sehr schnell, dass sein Berufswunsch mit einer hohen Motivation verbunden war und dass dies sein Weg werden würde.

Ein Weg, der alles andere als einfach werden würde. Um diesem Berufswunsch näher zu kommen, musste Timo über Praktika die Berufspraxis kennen lernen und eine kurze, etwa dreimonatige, Ausbildung absolvieren, die ihn zur Berufs-

ausübung berechtigten würde. Bei meinen Versuchen, ihm zu einem Praktikumsplatz zu verhelfen, lernte ich, wie exklusiv das Berufsfeld ist, das er sich ausgesucht hatte. Die Tatsache, dass er grundsätzlich nicht mit fremden Menschen sprach und schon gar nicht telefonierte, stellte sich als fast unüberwindbare Hürde heraus. Nicht selten bekam ich zu hören, dass ein Praktikum keinen Sinn machte, „wenn der junge Mann nicht von alleine kommunizieren kann“. Über Kontakte aus einer Eltern-Selbsthilfegruppe gelang es schließlich, einen ersten Praktikumsplatz zu erhalten, für ein dreiwöchiges „Schnupperpraktikum“. Dabei zeigte sich, dass er extrem motiviert, zuverlässig und pünktlich war, auch am frühen Morgen. Er verschaffte sich über das Internet ein beachtliches Know-how in seinem Berufsfeld und begann auch, sich Lesen und Schreiben anzueignen, weil er in dem Praktikum Berichte schreiben musste. Er hinterließ zunächst einen sehr guten Eindruck, sodass der Arbeitgeber ihn bei seiner Ausbildung zu unterstützen wollte. Doch dann hatte Timo eine Auseinandersetzung mit seinem Vorgesetzten darüber, wie die Arbeit richtig zu organisieren sei, und das Unternehmen verlor das Interesse an ihm. Dabei wurde mir klar, dass er sehr stur sein konnte und dass die logische Nachvollziehbarkeit der Tätigkeiten für ihn sehr wichtig ist.

Es folgte der erste Anlauf, die Kurzausbildung zu absolvieren. Am letzten Tag brach er ab; ich vermute mal, weil er sich dort ausgegrenzt fühlte. Ich konnte an der Ausbildungsstelle noch erwirken, dass ihm diese Ausbildung anerkannt wurde und er das entsprechende Zertifikat erhielt; er wollte es aber nicht haben, weil er die Ausbildung eben nicht regulär beendet hatte. Über einen entfernten Bekannten seiner Eltern erhielt er die Möglichkeit, weitere Praktika in dem Berufsfeld zu absolvieren. Der Bekannte konfrontierte Timo mit vielen Anforderungen, die er noch zu erfüllen hätte, um in diesem Bereich arbeiten zu können. Oft bekam er zu hören, er solle sich „nicht so anstellen“ oder „etwas Mühe geben“. Wie üblich ignorierte er diese Hinweise – um sich selbst vor seinen Versagensängsten zu schützen. Zu dieser Zeit gab es auch die ersten Kontakte zur Arbeitsagentur. Dort wurde er sofort in die Kategorie „geistig behindert“ eingestuft; es wurde ihm nahe gelegt, über einen Intelligenztest zu ermitteln, ob er sich überhaupt für eine Arbeit in einer Werkstatt für behinderte Menschen eignen würde. Ein Arbeiten im regulären Arbeitsmarkt wurde gar nicht in Betracht gezogen. Als Ergebnis weigerte er sich, weitere Termine bei der Arbeitsagentur wahrzunehmen.

Seine Familie hegte den starken Wunsch, dass er seinen eigenen Weg gehe. Er wurde dort nicht verstanden und tendenziell als Belastung wahrgenommen; vor allen Dingen hatten die anderen Familienmitglieder auch nicht den Eindruck, dass

die Familie ihm einen geeigneten Rahmen gibt, sich weiter zu entwickeln. Ich vermittelte ihm daher einen Platz in einer Wohngemeinschaft, in der ältere autistische Menschen lebten. Das Zusammenleben in der WG gestaltete sich nicht einfach, zumal er nur mit einem seiner Mitbewohner überhaupt sprach. Selbst zur Lösung kleiner Probleme, dem Umgang mit dem Leergut etwa, wurde ich gerufen, um zu vermitteln.

In dieser Zeit erreichte ich mit Unterstützung seiner Mitbewohner und seiner Eltern, dass er einen Behindertenausweis und einen regulären Status bei der Arbeitsagentur erhielt. So bekam er wenigstens Arbeitslosenhilfe und konnte die Miete bezahlen. Die Arbeitsagentur machte keine Anstalten, ihn in irgendetwas zu vermitteln; man fand sich dort sogar damit ab, dass er die Termine nicht wahrnahm und sich statt dessen jemand anderes telefonisch meldete. In dieser Zeit machte Timo deutliche Fortschritte beim Lesen und Schreiben, das er selbst und aus eigener Motivation lernte. Es folgte ein weiterer Anlauf, eine Kurzausbildung zu beginnen. Der Aufwand, dies einzufädeln, war wie schon beim ersten Mal nicht gerade gering, vor allen Dingen, weil dafür auch Praktikumsplätze akquiriert werden mussten. Etwa in der Hälfte der Ausbildungszeit, wurde er gefragt, weswegen er denn seinen Behindertenausweis hatte, und er erwähnte das Asperger-Syndrom. Daraufhin wurde ihm mitgeteilt, dass er auf Grund seiner Diagnose die Ausbildung nicht weiter fortsetzen könne und überhaupt ungeeignet sei, in dem Berufsfeld zu arbeiten. Mit Hilfe einer begutachtenden Ärztin und der Beratung durch Autismus Deutschland gelang es, dem Ausbildungsträger zum Einlenken zu bewegen, sodass Timo die Ausbildung abschließen konnte, wenn auch mit einigen Monaten Verzögerung.

Er zog zu jener Zeit in eine eigene Wohnung und bekam über das Persönliche Budget Unterstützung in der Alltagsbewältigung finanziert. Sein beruflicher Weg aber stagnierte, da durch sein Kommunikationsverhalten Bewerbungen aussichtslos schienen und er keine Lust mehr hatte, nur als Praktikant zu arbeiten. Die Arbeitsagentur schickte ihn zur Ermittlung seiner Arbeitsfähigkeit für drei Monate in eine Weiterbildungsmaßnahme. Die Versuche, die dortigen Lehrkräfte für seine Besonderheiten zu sensibilisieren, fruchteten kaum; Missverständnisse waren an der Tagesordnung und am Ende erhielt er ein Gutachten, das ihm eine außergewöhnlich hohe Intelligenz und eine hohe Motivation bescheinigte, aber auf Grund seiner „unrealistischen“ Vorstellungen und seines Kommunikationsverhaltens die Arbeit in einer Werkstatt für behinderte Menschen empfahl. Einige Monate später erzählte er mir, dass er sich bei einem Arbeitgeber beworben und eine

Einladung zum Gespräch erhalten hätte. Er wollte dort aber alleine hingehen. Nach dem Gespräch meldete sich der Arbeitgeber bei mir, um sich über Timo zu erkundigen. Offenbar sprach er während dem Vorstellungsgespräch gar nicht, gab aber meine Telefonnummer an.

Das Gespräch wurde mit meiner Anwesenheit wiederholt und der Arbeitgeber entschied sich, es mit ihm zu versuchen. Das war etwa viereinhalb Jahre, nachdem ich Timo zum ersten Mal getroffen hatte. Sein Auftreten und Kommunikationsverhalten wurde anfangs als ausgesprochen problematisch empfunden. Aber seine Kollegen erkannten, dass er hochgradig motiviert war und sich entsprechend schnell auch entwickelte. Nach eineinhalb Jahren in dem Beruf fällt er in seinem Verhalten kaum mehr auf. Er gilt bei seinem Arbeitgeber als extrem zuverlässig und gewissenhaft, als jemand, der exzellente Berichte und Protokolle schreibt und von seinen Kollegen geschätzt wird. Seine Vorgesetzten sind der Meinung, dass er einen höheren Schulabschluss erlangen sollte, um eine weitere Ausbildung zu machen und für verantwortungsvollere Tätigkeiten eingesetzt zu werden. Sie möchten ihn dabei auch unterstützen.

Eine andere Intelligenz

Angesichts dieser Geschichte stellen sich Fragen: Wie kommt es, dass jemand, dem eine „ungewöhnlich hohe“ Intelligenz bescheinigt wird und der wie kaum jemand sonst motiviert ist, seine Berufsvorstellungen umzusetzen, so gut wie keine Chance hat, genau dies zu tun? Wie können Arbeitsagentur und die mit ihr verbundenen Weiterbildungsträger so jemanden allenfalls eine Werkstattfähigkeit bescheinigen und jegliche Unterstützung verweigern? Wieso werden die Potenziale, die in einem solchen Menschen stecken, in aller Regel nicht erkannt?

Timo hatte das außerordentliche Glück, bei seinem derzeitigen Arbeitgeber auf Leute gestoßen zu sein, die in der Lage waren, über ihre Gewohnheiten und Erwartungen hinwegzusehen, um genau diese Potenziale in den Blick zu bekommen. Dadurch konnten sie sich erst entfalten. Erst ein Mensch, der es aushält, dass Timo nicht mit Fremden spricht, ermöglichte es ihm zu lernen, mit Fremden zu sprechen; inzwischen tut er das so selbstverständlich, als wäre es nie anders gewesen. Er ist bei weitem nicht der einzige, bei dem ich eine solche Erfahrung machen konnte. Das Problem der Berufsintegration autistischer Menschen lässt sich weitgehend auf die gängige Unfähigkeit der Menschen zurückführen, die Potenziale anderer Menschen zu erkennen – insbesondere dann, wenn die anderen

Menschen auch als anders erscheinen. Es ist – ich erlaube mir hier diese Zuspitzung – die Unfähigkeit, das Anderssein anderer Menschen auszuhalten, den Blick eines Menschen, der nicht mit mir spricht, weil er mich als fremd wahrnimmt.

Es hat sich gezeigt, dass das Unternehmen, in dem Timo jetzt arbeitet, insgesamt eine Kultur des Andersseins pflegt. Die Belegschaft ist insgesamt sehr heterogen, mit vielen sogenannten „Quereinsteigern“. Die Akzeptanz, die Timo dort erfährt, stärkt natürlich sein Selbstvertrauen und seine Selbstakzeptanz, wodurch seine Fähigkeiten erst zu Tage treten und seine Potenziale sich entwickeln können. Für mich ist interessant zu beobachten, dass Timo sich dabei auch mit seinem Autistischsein auseinandersetzt und selbst seine Potenziale kennen lernt. Diese erscheinen auch für mich sozusagen in einem anderen Licht: Erstmals erkenne ich deutlich seinen spezifischen Denktyp und seine spezifische Form der Intelligenz. Es ist ein Denken, das mit Hilfe eines enormen Gedächtnisses die Welt logisch stringent ordnet und systematisiert; er ist gewissermaßen ein „Linné“, auf den ja die immer noch bestehende Ordnung der belebten Welt zurück geht. Diese Ordnung gibt nicht nur ihm die Sicherheit, die er benötigt, um in seiner Welt zu bestehen, sie hilft auch den Menschen in seiner Umgebung, Orientierung und Klarheit zu erlangen. Ich habe ihn bei seiner Arbeit erlebt und bin fasziniert von seiner Fähigkeit, anderen Menschen Sicherheit und Klarheit zu vermitteln. Seine Arbeit hat sehr viel mit Menschen zu tun, fremden Menschen, und hier ist er genau richtig, da er hier seine Stärken ausspielen kann – die kommunikativen Stärken eines Menschen, der noch vor Kurzem nicht mit Fremden gesprochen hatte.

Die eigene Biographie als Spiegel

Ich habe hier Timos Geschichte aus meiner Perspektive erzählt, der Perspektive eines autistischen Menschen, der ebenfalls einen etwas unüblichen Berufseinstieg hatte; der sich von Timos Einstieg deutlich unterscheidet und ihm zugleich aber auch ähnelt.

Von meinem Alter her könnte ich Timos Vater sein. Meine Schulzeit fand in den Siebziger- und frühen Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts statt, als es noch keine Asperger-Syndrom Diagnosen gab. Wie Timo wurde auch ich trotz reichlicher Schwierigkeiten durch die Schule geschleust, allerdings endete meine Schullaufbahn mit einem Abitur. Mir machten weniger Ausgrenzungserfahrungen

zu schaffen als das Erleben der eigenen Isolation. Zur Zeit meines Abiturs war ich psychisch und physisch krank durch die Isolation und dem intensiven Glasglockengefühl, mit dem ich durch die Welt ging. Ich war so krank, dass ich weit davon entfernt war, an etwas wie einen Berufseinstieg denken zu können. Der erste Job von dem ich leben konnte, erhielt ich auf eine ähnliche Weise wie Timo: Ich war beim Vorstellungsgespräch sehr schweigsam, wie generell Fremden gegenüber, wurde aber dennoch eingestellt. Ich zog darauf in eine Wohngemeinschaft und begann, Mathematik und Physik zu studieren, weil ich in diesen Fächern gut war. Theoretisch ging das ganz gut, da mein Job nur eine Teilzeittätigkeit war, auch fachlich hatte ich keine Probleme.

Aber sowohl bei meiner Arbeit als auch im Studium fühlte ich mich auf eine unerträgliche Weise isoliert wie in der Schule, und brach nach etwa zwei Jahren Arbeit und Studium ab. Es folgte eine mehrjährige tiefe Krise mit starken Depressionen, bis ich meinen Partner kennen lernte, mit dem ich immer noch zusammen lebe. Er nahm mich an, wie ich war, mit meinem Isolationsgefühl, meinem merkwürdigen Kommunikations- und Sozialverhalten – etwa dass ich Nähe und Distanz zu anderen Menschen nicht einschätzen konnte – und sogar mit meiner Unfähigkeit, Sexualität zu praktizieren. Alleine die Tatsache, dass es ihn gab, ermöglichte mir, mich selbst sozusagen mit anderen Augen zu sehen, meine Potenziale und Fähigkeiten zu erkennen – und wenn auch zunächst zaghaft zu entwickeln. Mit Mitte zwanzig begann ich meinen Zivildienst in einer Tagesförderstätte für schwerst-mehrfach behinderte Jugendliche; der erste Vollzeitjob, den ich ausübte. Zusammen mit behinderten Menschen fühlte ich mich zu Hause; es war das erste Mal in meinem Leben, dass sich so ein Gefühl einstellte: Die Glasglocke, in der ich lebte, bekam erste Risse. Nach dem Zivildienst bewarb ich mich ohne Erfolg um einen Studienplatz an der Kunsthochschule, da ich damals fest vor hatte, Künstler zu werden. Am Ende siegte die Pragmatik und ich begann ein zweites Mal, Mathematik zu studieren; diesmal bis zum Diplom. Das Studium finanzierte ich, indem ich nebenher mit behinderten Menschen arbeitete, meistens mit schwerst-mehrfach behinderten Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Von den damaligen Arbeitskolleginnen wurde ich so oft mit meinem Kommunikations- und Sozialverhalten konfrontiert, dass ich mir schließlich bewusst wurde, autistisch zu sein, 1994 mit Anfang dreißig. Mit einem Mal gab es eine Erklärung für das Anderssein, das ich seit meiner Kindheit verspürte. Während dem Studium hatte ich das Glück, dass dort meine Talente gesehen wurden und ich von den Professoren eine gute Unterstützung in der Diplomphase erhielt. Allerdings

war ich inzwischen für eine weiter gehende wissenschaftliche Karriere zu alt. Ausgelöst durch eine Reihe schwieriger Erlebnisse folgte nach dem Studium eine weitere schwerwiegende Krise. Mit Hilfe eines Psychotherapeuten lernte ich, mich produktiv mit meinem Autistischsein auseinanderzusetzen und mein Leben so einzurichten, dass ich gut damit leben konnte. Mit Ende dreißig schließlich hatte ich meinen ersten richtigen Job mit regulärer Arbeitszeit (Viertagewoche) und Arbeitsvertrag, als Programmierer. Allerdings war das Arbeitsumfeld insgesamt sehr schwierig, ich wechselte in kurzer Zeit die Anstellungen und arbeitete schließlich selbstständig. Im Nachhinein muss ich feststellen, dass ich gnadenlos ausgenutzt wurde; mit Mitte vierzig war mein Berufsleben ein Scherbenhaufen. Zu dieser Zeit gründete ich das autWorker Projekt und fand durch eine Initiativebewerbung eine Anstellung in der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek. Hier stellte sich zum ersten Mal das Gefühl ein, beruflich an einem Ort angekommen zu sein, an dem ich mich wohlfühle und meine Potenziale entwickeln kann.

Der inklusive Weg

Autistische Menschen wachsen in sozialen Umgebungen auf, in denen es außerordentlich schwierig ist, sich in anderen Menschen zu spiegeln. Zu sehr unterscheiden sich soziale Wahrnehmungen und Selbstwahrnehmungen autistischer und nichtautistischer Menschen voneinander. Dadurch unterscheiden sich autistische Sozialisationen grundlegend von denen nichtautistischer Menschen; dieser Unterschied wird häufig unterschätzt. Auch Timo konnte sich viel besser in seinem Hund wiederfinden und widerspiegeln, selbst in den Tieren so mancher Fernsehdokumentation, als in den Menschen seiner Umgebung. Für autistische Menschen ist es wichtig, diese Fremdheit zu überwinden, um in einer nichtautistisch geprägten Welt bestehen zu können. Ich erlebte diese Überwindung in mehreren Schritten, als Zehn- bis Zwölfjähriger, als ich gewahr wurde, dass diese merkwürdigen Wesen um mich herum wie ich Menschen sind, mit Anfang dreißig, als ich erkannte, autistisch zu sein, und mich dadurch erstmals selbst als Ganzes verstehen konnte, und schließlich fast zehn Jahre später, als ich lernte, was es für mich hieß, autistisch zu sein, und meine Fähigkeiten und Potenziale erst richtig kennen lernte.

Wie alle Menschen benötigen autistische Menschen eine Perspektive von innen, um als soziale Wesen zu funktionieren. Anders als alle Menschen wachsen sie aber nicht quasi von selbst in diese Perspektive hinein, aus der heraus ganz

selbstverständlich ein „Ich“ in die Welt hinaus blickt; sie müssen sie sich aneignen, in einem intellektuellen Akt erarbeiten. Das geht bei manchen recht schnell, manche andere erreichen es nie. Wie Timo gehöre ich zu den autistischen Menschen, die es schließlich erreicht haben, für die es aber ein ganzes Stück Arbeit war. Das einzige, was in meiner Erfahrung den Weg zu einer solchen sozialen Wahrnehmung der Welt ebnet, sind Begegnungen mit Menschen, die in der Lage sind, einen zu spiegeln. Nicht irgendetwas zu spiegeln, sondern etwas, wozu das autistische Urbild „Ja“ oder, um es beim Namen zu nennen, „ich“ sagen kann. Ich war mehr als zehn Jahre alt, als ich so eine Begegnung zum ersten Mal erlebte, die mir einen Weg in die Welt der Menschen ebnete, einen Weg allerdings, der alles andere als einfach zu begehen war. Es war tatsächlich ein mühsamer und langer Weg, aber einer, der sich gelohnt hat zu gehen. An seinem Ende bin ich in zwei unvorstellbar verschiedenen Welten zu Hause, in einer autistischen und einer nichtautistischen; zugleich bin ich aber auch nirgends zu Hause. Diese Erfahrung ist dennoch so reichhaltig, dass ich sie um keinen Preis der Welt vermissen möchte.

Nicht nur andere Menschen können geeignet sein, sich darin zu spiegeln, auch Situationen und Erfahrungen. So wurde ich mir bewusst, autistisch zu sein, als ich Mathematik studierte und gleichzeitig mit behinderten Menschen arbeitete. Das erinnerte mich daran, dass ich als Kind und seit meiner Jugendzeit auch von mir selbst als behindert wahrgenommen wurde, und zugleich eine starke Affinität zu Mathematik (Zahlen und Zeichen) habe, seit ich denken kann. Eine solche Erkenntnis geht immer auch damit einher, sich selbst und das eigene Leben zu akzeptieren; selbst meine Isolation, die Glasglocke, in der ich lebte, lernte ich zu akzeptieren – und überwand sie auf diese Weise. Das Spiegeln, um das es dabei geht, ist daher ein akzeptierendes Spiegeln, ein Spiegeln der Potenziale und der Möglichkeiten. Genau das ist nach meiner Erfahrung mit mir selbst und inzwischen vielen hundert anderen autistischen Menschen der Schlüssel zur Inklusion.

Arbeit anders denken

autWorker ist ein Projekt, das im Herbst 2008 von autistischen Menschen mit dem Ziel gegründet wurde, die Chancen autistischer Menschen im regulären Arbeitsmarkt zu verbessern. Im Verlauf meiner Tätigkeiten in diesem Projekt habe ich auch einige Unternehmen kennen gelernt, vor allen Dingen auch mit dem Blick auf die Art und Weise, wie dort mit den Mitarbeitenden umgegangen wird. Häufig begegnete mir die Argumentation, dass es nicht mit der Produktivität des

Unternehmens vereinbar wäre, Menschen zu integrieren, die allzu sehr „aus dem Rahmen fallen“, wie es so schön heißt. Dort wird es auch als eher unproduktiv betrachtet, überhaupt zu sehr auf die Belange der Mitarbeitenden einzugehen, insbesondere auf besonders individuelle Belange. Im Vordergrund stehen die vermeintlichen Interessen der Firma, denen sich alle möglichst anzupassen haben. Aber ich habe auch Unternehmen kennen gelernt, die die Belange der Mitarbeitenden in den Vordergrund stellen und die entsprechend wenig Berührungsängste gegenüber Mitarbeitenden haben, die anders wirken und anders sind. Das Unternehmen, das Timo für sich gefunden hat, zähle ich dazu.

Diese Unternehmen arbeiten aber keineswegs unproduktiv. Im Gegenteil, die Mitarbeitenden sind häufig sehr motiviert und durch eine Mischung unterschiedlicher Menschen in der Belegschaft häufen sich Fähigkeiten und Potenziale. Das ist nur auf einen oberflächlichen Blick überraschend. Tatsächlich nutzen solche Unternehmen eine Ressource, die von vielen anderen unbeachtet bleibt, nämlich die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Menschen. Dadurch, dass diese Unternehmen von den Mitarbeitenden und deren Belangen her gedacht werden, können sich ihre individuellen Potenziale entfalten und das Unternehmen zu etwas machen, was den Namen „Unternehmen“ wirklich verdient: zu einem Unternehmen, an dem alle beteiligt sind, die darin arbeiten. Leider sind solche „echten“ Unternehmen in Deutschland ausgesprochen selten zu finden, was sich in den schlechten Chancen widerspiegelt, die autistische Menschen im regulären Arbeitsmarkt haben. Wege in den Arbeitsmarkt für autistische Menschen, überhaupt für Menschen, die „anders“ sind, zu ebnen, bedeutet, Unternehmen zu motivieren, richtige Unternehmen zu werden und die wertvollsten Ressourcen, die ihnen zu Verfügung stehen, die Potenziale ihrer Mitarbeitenden, mit Verstand zu nutzen – und zur Entfaltung zu bringen.

Das gilt natürlich nicht nur für Unternehmen, sondern für viele andere gesellschaftlichen Bereiche auch. Viel zu selten sind nicht nur richtige Unternehmen, es fehlen auch richtige Schulen, Universitäten, Aus- und Weiterbildungsträger, Arbeitsagenturen und so weiter. Eine solche „echte“ Gesellschaft würde das Leben nicht nur vieler autistischer Menschen ungemein verbessern.

Das autWorker Projekt: Zu exklusiv für Inklusion?

Das autWorker Projekt wird im Wesentlichen von autistischen Menschen getragen. Seit seiner Gründung haben wir mit über tausend autistischen Menschen zu

tun gehabt, von denen zwischen 700 und 800 einen oder mehrere Fähigkeitenworkshops besucht haben. Die Fähigkeitenworkshops sind eine Erfolgsgeschichte; ungezählte Rückmeldungen von autistischen Menschen, deren Eltern oder Betreuungspersonen, die uns das bestätigen konnten. Sie wirken sogar über den Kreis der Teilnehmenden hinaus, weil sie Autismus mit Fähigkeiten und zu – zu entwickelnden – Potenzialen in Verbindung bringen. Auf diese Weise haben wir selbst, die Teilnehmenden und ein weit darüber hinaus gehender Kreis an Menschen, Autismus als etwas kennen gelernt, das auch durch spezielle Fähigkeiten und besondere Potenziale in Erscheinung tritt. Viele Teilnehmende haben in diesen Workshops zum ersten Mal sich selbst so wahrgenommen und kennen gelernt. Wir haben darüber hinaus gelernt, dass die meisten, die allermeisten, autistischen Menschen dies aufgreifen und sogleich damit beginnen, ihre Potenziale zu entfalten. Wie Timo, der schweigend im Workshop saß und den Blick senkte, weil er es zu jener Zeit gar nicht ertragen konnte, sich selbst im Spiegel autistischer Menschen zu sehen.

Es ist ein einfaches Prinzip, eine „Binsenweisheit“, wie es genannt wird, das wir ohne viel darüber nachzudenken fast intuitiv zur Grundlage unserer Arbeit gemacht haben: Autistischen Menschen die Möglichkeit zu geben, ihre individuellen Potenziale und Möglichkeiten kennen zu lernen, indem sie sich in anderen autistischen Menschen spiegeln, in Menschen, in denen sich sich zumindest ein Stück weit wiedererkennen können. Erstaunlich ist nicht, dass dieser Ansatz funktioniert, erstaunlich ist, dass wir immer noch so ziemlich die einzigen sind, die ihn konsequent umsetzen.

Wir stehen dabei nicht nur als Individuen sondern auch als Projekt an den Schnittstellen zwischen autistischen und nichtautistischen Welten, die in Wirklichkeit unüberwindbare Barrieren sind. Man kann sie nicht überwinden wie sich Mauern oder Zäune überwinden lassen, man kann lediglich – wenn es geschieht – verwundert feststellen, dass man sie überwunden hat, ohne zu wissen wie. Jahre lang lebt man in seiner autistischen Welt und stellt eines Tages überrascht fest, die Seite der Glasglocke gewechselt zu haben – und wieder zurück. Es ist in der Tat eine sehr spezielle Erfahrung, die in einer nichtautistischen Welt nirgendwo zu finden ist. Eine Erfahrung, die unmittelbar mit der eigenen Funktionalität verknüpft ist, mit der Fähigkeit in einer nichtautistischen Welt bestehen zu können. Sie lässt sich nicht erlernen, schon gar nicht von Menschen, denen solche Erfahrungen fremd sind. Sie lässt sich erleben und erfahren, und zwar indem au-

tistische Menschen anderen autistischen Menschen begegnen – und sich als Fähigkeiten und Potenziale spiegeln.

Wir haben ehrlich gesagt gehofft, auch als „autistisches Projekt“ diese Form von Selbstbefähigung zu erfahren. Tatsächlich sind wir daran gescheitert. Zu groß ist die Kluft, die unser Projekt, die Art und Weise, wie wir arbeiten, von den Erwartungen trennen, die an Projekte gestellt werden, die im Bereich Inklusion tätig sind. Es gibt in Hamburg, wo autWorker seinen Sitz hat, eine reichhaltige Inklusionslandschaft bestehend aus einer unüberblickbaren Zahl an Projekten und Initiativen, die alle versuchen, benachteiligte Menschen auf ihrem Weg in diese Gesellschaft zu unterstützen; in eine Gesellschaft, die ihre ist, die wie ihre funktioniert; die uns aber genauso wie unseren Klienten grundlegend fremd ist und bleiben wird. Wir hatten die Hoffnung, in dieser reichhaltigen Landschaft, in diesem überwältigenden Garten ein kleines Beet zu finden, ein winziges Stück Erde, in das wir – um im Bild zu bleiben – das Pflänzchen unseres autismusspezifischen Fähigkeitenansatzes einpflanzen können. Fehlanzeige. Am Ende mussten wir feststellen, dass wir noch nicht einmal ansatzweise eine Chance hatten, uns in dieser so reichhaltigen Inklusionslandschaft zu inkludieren. Zu fremd ist offenbar die Welt, für die wir stehen, zu beängstigend anscheinend der Spiegel, den wir anderen quasi vorhalten.

Es wird noch ein langer Weg sein, bis autistische Menschen eine Chance haben, ihre Möglichkeiten und Fähigkeiten entwickeln zu können, wie die allermeisten anderen Menschen auch. Die Menschheit, so macht es den Eindruck, ist am Ende doch ein sehr exklusiver Club und erst wenn auch den letzten darin langweilig geworden ist, wird man daran denken, vielleicht auch mal andere einzulassen. Doch autistische Menschen sind für ihre Sturheit und Zähigkeit bekannt; Timo ist ein gutes Beispiel dafür. Sie werden noch lange quasi als Mahnmale dafür vor der Tür stehen, dass es da draußen etwas gibt, was viel reichhaltiger und spannender ist, als das, was sich drinnen so alles tummelt.

Fähigkeiten und Potenziale auf dem Weg ins Berufsleben

Im Sommer 2009 fand der erste autWorker Fähigkeitenworkshop statt; bis Anfang 2016 gab es davon etwa 120 mit 750 Teilnehmenden. autWorker ist ein Projekt, das Anfang 2009 von autistischen Menschen ins Leben gerufen wurde, um autistische Menschen im Arbeitsleben und auf ihrem Weg dahin zu unterstützen. Die Fähigkeitenworkshops sind Workshops, in denen autistische Menschen von autistischen Menschen angeleitet werden, ihre eigenen Fähigkeiten und Potenziale zu entdecken und zu entwickeln. Dabei sind zwei Merkmale dieser Workshops entscheidend: In erster Linie müssen sie für autistische Menschen ein sicheres Kommunikationsumfeld darstellen. Sicher bedeutet dabei sicher vor Interpretationen, Missverständnissen, Wertungen und generell nicht offener Kommunikation. Zum anderen bilden diese Workshops einen Ort, in dem mit dem Berufsleben (und dem Leben überhaupt) erfahrene Autisten sich mit weniger erfahrenen austauschen können. Etwa drei Viertel der Teilnehmenden sind Jugendliche oder junge Erwachsene gewesen, die den Berufseinstieg noch vor sich hatten.

Anfangs waren wir (autWorker) unsicher, ob und wie diese Workshops funktionieren würden. Als Grundlage hatten wir lediglich Erfahrungen aus diversen Selbsthilfegruppen. Doch gleich von Anfang an konnten wir feststellen, dass diese Workshops für die Teilnehmenden außerordentlich erfolgreich sind. Fast immer haben wir in den Workshops die sichere und offene Atmosphäre, die wir benötigen, und die Teilnehmenden nehmen die Möglichkeit zum Erfahrungsaustausch geradezu begierig an – mit uns Erfahrenen aber vor allem auch untereinander. Das einzige, was wir in die Workshops hinein geben, ist der Fokus auf Fähigkeiten, indem wir an Hand unserer eigenen Erfahrungen zeigen, dass Autismus in aller Regel auch mit Stärken einhergeht. Das geschieht teilweise explizit, indem wir von unseren Erfahrungen erzählen, aber oft auch indirekt durch unsere bloße Anwesenheit als autistische Menschen, die – wie es so schön heißt – im Leben stehen. Das Wichtigste in den Workshops ist, uns zuzuhören, einander zu verstehen und verstanden zu werden. Das ist die Grundlage dafür, sich selbst zu verstehen und überhaupt kennen zu lernen. So etwas gilt natürlich nicht nur für autistische Menschen; sie haben allerdings nach unserer Erfahrung nur selten einen Rahmen, der ihnen dieses Selbstverstehen leicht macht. Es fehlen ihnen oft die geeigneten Vorbilder, Menschen, in denen sie sich wiedererkennen und mit denen sie sich vergleichen können.

Autistisches Denken und autistische Fähigkeiten

Die Menge an autistischen Menschen, die wir über die Fähigkeitenworkshops kennen gelernt haben, ermöglicht uns wertvolle Einblicke in die Lebenswelten au-

tistischer Menschen. Da es in den Workshops um Fähigkeiten geht, haben wir insbesondere Einblicke in das Thema autistische Fähigkeiten erhalten. Dabei haben wir erfahren, dass die wenigsten autistischen Menschen Fähigkeiten im Sinne von deutlich erkennbaren, vielleicht sogar spektakulären, Fähigkeiten vorweisen. Es geht vielmehr in aller Regel um Fähigkeiten, die nicht so leicht erkennbar sind und die oft erst noch entwickelt werden müssen, um zu „richtigen“ Fähigkeiten werden. Die Fähigkeiten, mit denen wir zu tun haben, sind Fähigkeiten, die mit spezifischen Stärken-Schwächen-Profilen zusammenhängen. Jeder Mensch hat Fähigkeiten, die aus seinem spezifischen Stärken-Schwächen-Profil erwachsen. Die meisten Menschen haben dabei Profile, die häufiger auftreten und deswegen den Erwartungen anderer Menschen entsprechen, etwa bei der Ausübung eines Beruf. Autistische Menschen haben dagegen eher und nicht selten ausgesprochen untypische Profile. Weil sie deswegen falsch eingeschätzt und ihre Fähigkeiten und Potenziale nicht erkannt werden, sind ihre untypischen Profile häufig von Nachteil. Umso wichtiger ist es, dass autistische Menschen ihr eigenes Stärken-Schwächen-Profil kennen lernen, die Fähigkeiten, die daraus erwachsen, und die Potenziale, die darin stecken. Unsere Erfahrung ist, dass gerade jüngere autistische Menschen diese Potenziale nur sehr selten kennen und einschätzen können.

Doch was sind denn diese Fähigkeiten und Potenziale, die autistische Menschen kennen und entwickeln sollten? Es gibt ja eine Reihe von Hypothesen über autistisches Denken, etwa die schwache zentrale Kohärenz nach Uta Frith (Frith, 1996) oder die unterschiedlichen Formen des Bilder- bzw. Musterdenkens nach Temple Grandin (Grandin, 2013). Diese Hypothesen legen nahe, dass es in der Tat subtile, gleichwohl aber grundlegende Unterschiede zwischen autistischem und neurotypischem (nichtautistischem) Denken gibt. Während die regulären Coachings und Trainings davon ausgehen, dass die Menschen alle auf zumindest sehr ähnliche Weise denken, wahrnehmen und lernen, kann bei autistischen Menschen so eine Vorannahme nicht gemacht werden. Hier gilt es vielmehr die jeweiligen Denk-, Wahrnehmungs- und Lerntypen individuell zu ermitteln. Die Erfahrungen in den Workshops zeigen dabei deutlich, dass diese Denktypen sich auch bei autistischen Menschen individuell unterscheiden, sich aber dennoch leicht in eine kleine Anzahl verschiedener Kategorien clustern lassen.

Die Fähigkeitenworkshops haben daher immer auch das Ermitteln der jeweiligen Denktypen der Teilnehmenden als Thema. Das kann in den Workshops natürlich nicht erschöpfend behandelt werden, aber es ist möglich, den Teilnehmenden

aufzuzeigen, wie sie sich dieses Thema erschließen können. In den Workshops gehen wir dabei meistens von den Interessen der Teilnehmenden aus. Das können klassische Spezialinteressen sein, oder auch Dinge oder Themen, mit denen man sich einfach nur gerne beschäftigt. Falls es einem Teilnehmenden schwer fällt, ein Interesse zu nennen, kann auch dialogisch ermittelt werden, welche Arten der Tätigkeit ihm eher liegen und welche nicht. Über die Betrachtung der Interessen gelingt es oft, erste Zugänge zu den Fähigkeiten zu finden, um die es in den Workshops geht. So kann ein Interesse für Computerspiele auf ein gutes visuelles Gedächtnis hinweisen, etwa wenn es um sogenannte Ballerspiele geht, aber auch auf gute Mustererkennungsfähigkeiten, wenn es um Konstruktionspiele wie etwa Minecraft geht. In den Workshops werden auf Grundlage der genannten Interessen die zugrunde liegenden Fähigkeiten im Dialog und nicht selten auch in einer Gruppendiskussion ermittelt. Hier zeichnet sich in aller Regel bereits ein erster Ansatz für ein Stärken-Schwächen-Profil ab. Das ist nicht immer der Fall, aber es kommt nur selten vor, dass es nicht gelingt.

Auf dem Weg zwischen Erkennen spezifischer – mehr oder weniger deutlich ausgeprägter – Fähigkeiten und dem Ermitteln von Stärken-Schwächen-Profilen liegt die Analyse der jeweiligen Denktypen. Die Idee hierfür haben wir von Temple Grandin, aber wir gehen von den Denktypen oder Denkstilen aus, die wir mit den Teilnehmenden in den Workshops ermitteln können (Seng, 2015). Im Folgenden ein paar Beispiele:

Ein klassisches Beispiel für einen autistischen Denktyp ist das „Bilderdenken“, das durch Temple Grandins Veröffentlichungen bekannt geworden ist. Auch wir treffen in unseren Workshops immer wieder auf autistische Menschen, die wir in diese Kategorie einordnen würden. Es sind Menschen, die über ein sehr gutes, nicht selten außergewöhnliches Bildergedächtnis verfügen und auf diese Weise aus Spielen oder auch Fernsehsendungen viel Informationen entnehmen können. Nicht selten gibt es Bereiche, über die sie über ein umfangreiches Wissen verfügen; Wissen im Sinne von einer Fülle von Informationen. Viele von ihnen sind empfänglich für Wahrnehmungsüberforderungen, auch Overloads genannt, und benötigen Ideen, um damit einen guten Umgang zu finden. Für sie ist es wichtig, eine Form von Wahrnehmungsmanagement zu entwickeln, was nichtautistische Menschen intuitiv und unbewusst haben und einsetzen können. Nichts ist für autistische Menschen schwieriger zu händeln als ein von Overloads bestimmter Alltag; das führt früher oder später zu meist massiven psychischen Problemen. Es fällt auch vielen dieser „Bilderdenker“ schwer, in der Fülle von Informationen, in-

neren wie äußeren Bildern, eine Orientierung zu behalten oder überhaupt erst zu erlangen. Ihnen fällt der Umgang mit geschriebener Sprache häufig schwer; wir haben mehr als nur einmal Teilnehmende in den Workshops gehabt, die mit fast schon phänomenalen Gedächtnisleistungen und imposantem Wissen sich zu einem „wandelnden Lexikon“ machten, gleichzeitig aber kaum lesen und schreiben konnten (und einen entsprechend schlechten Schulabschluss hatten).

Ein anders Beispiel für einen typisch autistischen Denktyp wird durch Menschen realisiert, die gut darin sind, in Strukturen zu denken. Anders als beim Bilderdenken ist bei ihnen das Hören die grundlegende Sinneswahrnehmung. Strukturdenkende Menschen haben eine starke Affinität zu Zeichen, Buchstaben oder Zahlen. Dies kann sich in einer Neigung zur Mathematik äußern, in ausgeprägten sprachlichen Interessen oder aber auch in einem Interesse an Musik oder Malerei – immer mit einem klaren Fokus auf Muster und Strukturen. Menschen von diesem Denktypen sind eindeutig die Privilegierten unter den Autisten; sie können die fachlichen schulischen Anforderungen meist gut bedienen und haben oft einen guten Schulabschluss. Ihre Stärken liegen in einem analytischen Denken und in einer guten Mustererkennung (oft beides). Ihre Schwierigkeiten hängen meistens mit einer teilweise sehr hohen Sensibilität zusammen, nicht nur der Sinneswahrnehmungen sondern nicht selten auch für zwischenmenschliche Stimmungen. Es fällt ihnen auch mehr oder weniger schwer, innere und äußere Wahrnehmung voneinander zu trennen. Das kann ein Vorteil sein, weil sich darauf ein sehr starkes analytisches Denken entwickeln lässt, aber auch eine Schwierigkeit, weil ohne scharfe Trennung zwischen Innen- und Außenwelt die Orientierung in sozialen Umgebungen zu einer echten Herausforderung werden kann. Diese schwache Trennung zwischen innen und außen geht in der Regel mit einem entsprechend mehr oder weniger ausgeprägtem synästhetischen Wahrnehmen einher.

Die beiden genannten Denktypen werden auch von Temple Grandin so – oder so ähnlich – betrachtet. Ein weiteres Beispiel für einen autistischen Denktypen, den ich bislang noch nirgendwo dokumentiert gefunden habe, nenne ich mal das funktionale Denken. Das ist umso verwunderlicher, da dieser Denktyp am ehesten dem der von Hans Asperger beschriebenen „autistischen Psychopathen“ entspricht. Ausgeprägte Vertreter dieses Denktypen sind – neben den entsprechenden Autisten natürlich – Vögel. Wer es noch nicht gesehen hat, dem seien Dokumentationen über die Denkleistungen von Krähenvögeln nahegelegt, in denen sie etwa mit komplizierten Verschlussmechanismen konfrontiert werden, die sie öff-

nen müssen, um an einen Leckerbissen zu kommen. Faszinierend dabei ist: Sie probieren nichts aus, sie sehen sich lediglich die Apparatur an und sehen darin – ihre Funktionsweise. So wie im Sinne einer Theory of Mind nichtautistische Menschen die Absichten anderer Menschen intuitiv wahrnehmen, nehmen Krähen die Funktion einer Apparatur intuitiv wahr: Theory of Function. Auch die hier gemeinten autistischen Menschen verfügen über eine solche Theory of Function. Was nichtautistischen Menschen die Welt der Menschen ist, ist ihnen die Welt der Dinge, Dinge, die ihnen von ihrer Innenwelt erzählen, wie Menschen es von ihrer tun und von anderen Menschen, die über eine Theory of Mind verfügen, gelesen werden können. Theory of Mind bedeutet ja genau, einen Zugang zu dem zu haben, was nicht ausgesprochen ist, den Hintergedanken, Absichten und ähnlichem. Anders als Nichtautisten ist bei autistische Menschen der intuitive Zugang hierzu nur schwach ausgeprägt; sie müssen oft erst lernen, eine Theory of Mind zu entwickeln. Autisten mit einer ausgeprägten Theory of Function beschäftigen sich lieber mit Dingen als mit Menschen, weil ihnen Dinge mehr zu sagen haben. Ihre Stärken liegen in einem intuitiven Zugang zur Funktionsweise von Dingen – und auch von Menschen; ihre Schwierigkeiten kommen daher, dass ihnen die Welt der Menschen immer grundsätzlich fremd ist und auch bleiben wird. Ich vermute, dass die meisten frühkindlichen Autisten in diese Kategorie fallen.

Dann haben wir immer wieder Teilnehmende in den Workshops, die ohne zu zögern Ordnen und Sortieren als ihre Lieblingsbeschäftigungen nennen. Es sind Menschen, die über ein sehr gutes „topologisches“ Gedächtnis verfügen, das heißt, sie erkennen Dinge am besten daran wieder, wo sie sich befinden – und nicht etwa wie sie aussehen. Das Sortieren und Ordnen der Dinge um sie herum, ihrer Welt, ist für sie eine Überlebensstrategie; ohne dieser Fähigkeit würden sie in einem Chaos leben, in dem sie weitgehend handlungsunfähig wären. Mit einer in aller Regel sehr ausgeprägten Fähigkeit, Ordnung und Struktur herstellen zu können, geht ein ausgeprägtes assoziatives Gedächtnis einher. Ein assoziatives Gedächtnis ist ein topologisches Gedächtnis im Bereich der Sprache: Wörter werden an Hand ihrer Position in assoziativen Geflechten wiedererkannt, in denen sie durch Ähnlichkeiten in Bedeutungen, Schriftbildern oder Klängen untereinander verknüpft sind. Stärken und Schwächen liegen hier sehr eng beieinander: Gelingt es diesen Menschen, ihre Welt so zu ordnen, dass sie darin bestehen können, kommen die Stärken ihres assoziativen und strukturierenden Denkens gut zum Tragen. Für andere haben sie dann so etwas wie einen „sechsten Sinn“ für innere Zusammenhänge, worum immer es gehen mag. Gelingt es ihnen nicht so gut, überfordert sie ihr Denken, das sich in einem beständigen Strömen

von Assoziationen zeigt und weder Halt noch Orientierung gibt. Im Extremfall werden sie nur schwer zu gezielten Handlungen in der Lage sein. Für diese Menschen ist eine Umgebung sehr wichtig, die ihnen einen geeigneten Rahmen gibt, in einer – nach ihren Erfordernissen – geordneten Welt zu leben.

Als letztes möchte noch autistische Menschen erwähnen, die über eine manchmal regelrecht extrem ausgeprägte emotionale oder affektive Empathie verfügen. Sie haben ein ausgeprägtes Gespür für andere Lebewesen, Menschen und Tiere. Bereits Hans Asperger erwähnte diese Fähigkeit zu einer besonderen Menschenkenntnis bei einem seiner vier Fallbeispiele und nach unserer Erfahrung sind autistische Menschen mit einer solchen Begabung gar nicht so selten. Beruflich sind sie gerade da besonders gut aufgehoben, wo es um Menschen geht, in sozialen Berufen etwa, aber auch Berufe, in denen es um Tiere geht, können in Betracht gezogen werden. Temple Grandin legt ja den Gedanken nahe, dass es eine Art basaler Kommunikation gibt, die sich als Gespür füreinander äußert. Das haben Tiere ebenso wie Menschen, nur dass sie bei den allermeisten Menschen durch kulturelle Kommunikationsformen überdeckt und ins Unbewusste verdrängt wird. Eine gewisse Blindheit für kulturelle Kommunikationsformen (beispielsweise die Theory of Mind) kann offensichtlich dazu führen, dass dieses basale Gespür für andere Lebewesen umso deutlicher und differenzierter wahrgenommen wird. Da ja kulturell geformte Kommunikation im Wesentlichen sprachliche Kommunikation ist, haben Menschen mit einem guten Zugang zu vorsprachlichen Kommunikationsformen meist auch generell einen guten Zugang zu einem nichtsprachlichen Denken.

Die Clusterung von Denktypen ist eine gute und wertvolle Unterstützung, um Fähigkeiten und Potenziale bei anderen Menschen zu entdecken. Allerdings muss dabei auch berücksichtigt werden, dass man es mit Individuen zu tun hat, bei denen das Denken und Wahrnehmen immer auch anders ausgeprägt ist. In der Praxis hat man es immer mit Mischtypen zu tun, und es wäre fatal, wenn die vorgenommene Kategorisierung den Blick auf die Individuen vernebelt. Bei autistischen Menschen ist es von zentraler Bedeutung zu berücksichtigen, dass ihr Denken und Wahrnehmen nicht dem Üblichen und meistens auch nicht dem Erwarteten entspricht. Da wir selbst autistisch sind, kennen wir die Gefahr der Verkennung und beobachten in den Workshopsituationen immer auch uns selbst kritisch, damit wir nicht Gefahr laufen, die autistischen Individuen, mit denen wir zu tun haben, hinter einer Schablone verschwinden lassen.

Merkmale autistischer Persönlichkeiten

Gerade in Zusammenhang mit hochfunktionalem Autismus oder dem Asperger-Syndrom wird von autistischen Persönlichkeiten gesprochen, aber gibt es tatsächlich spezifisch autistische Persönlichkeiten? Laut Ludger Tebartz van Elst kann unter Persönlichkeit die Fülle derjenigen individuellen (psychischen) Merkmale eines Menschen verstanden werden, die sich im Lauf des Lebens nur wenig oder gar nicht ändern (Tebartz van Elst, 2016). Persönlichkeit bezeichnet somit die biographischen Konstanten eines Menschen. Sich selbst kennen zu lernen, bedeutet auch, die eigenen biographischen Konstanten kennen zu lernen, die eigene Persönlichkeit. Die meisten Menschen leben dafür in einer günstigen Umgebung, da hier andere Menschen vorhanden sind, an denen sie Gemeinsamkeiten wie Unterschiede in den Persönlichkeitsmerkmalen erkennen können. Sie erkennen sich in und an anderen; von Kindheit an. Viele autistische Menschen erleben ihre Sozialisation anders, nämlich geprägt von der Abwesenheit geeigneter Vorbilder, um sich selbst und ihre Persönlichkeit kennen zu lernen. Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass dies eines der Kernmerkmale autistischer Sozialisation ist. Der Weg, sich selbst zu erkennen, ist daher für autistische Menschen ungleich schwieriger und streckt sich in der Regel weit in das Erwachsenenalter hinein.

Für autistische Menschen ist es offensichtlich, dass sich ihre biographischen Konstanten, ihre Persönlichkeitsmerkmale, von denen nichtautistischer Menschen grundlegend unterscheiden. Der Grund hierfür liegt in der Trennung unterschiedlicher Denk- und Wahrnehmungssphären, insbesondere der von sprachlichem und (unmittelbar) wahrnehmungsbezogenem Denken. Alle fünf oben skizzierten Denktypen (von denen es sicherlich noch einige mehr gibt) sind auf Grundlage eines „getrennten Denkens“ zu verstehen (Seng, 2015). Interessanter Weise nähert sich auch die neuropsychologische Autismusforschung dieser Idee an, dass getrenntes oder, wie es in der Neuropsychologie genannt wird, zentral nichtkohärentes Denken ein Kernmerkmal autistischen Denkens ist (Tebartz van Elst, 2016). Das entspricht einem Gehirn, in dem einzelne Zentren nicht so sehr miteinander vernetzt sind und daher autonom agieren. Die Stärke dieses Ansatzes liegt darin, dass er in der Lage ist, das ganze Spektrum autistischer Merkmale zu erklären – auch die spezifischen Stärken autistischer Menschen.

Was bedeutet dies in Hinblick auf autistische Persönlichkeiten? Alleine die Tatsache, dass die Fähigkeitenworkshops funktionieren, ist ein starker Hinweis dafür,

dass es so etwas wie spezifisch autistische Persönlichkeitstypen gibt. Es sind die Offenheit und Unvoreingenommenheit, die den Umgang der Teilnehmenden mit sich und miteinander prägen, wodurch die Workshops zu dem werden, was sie sind. Die Nähe, die sie zueinander verspüren, obwohl sie sich gar nicht kennen, und das Gefühl, die anderen zu verstehen, und vor allen Dingen, von ihnen verstanden zu werden. Um solche Persönlichkeitstypen zu verstehen, ist es hilfreich zu vergegenwärtigen, dass bei nichtautistischen Menschen sprachliches und wahrnehmungsbezogenes Denken eine Einheit bilden. Wirklichkeit bildet sich unmittelbar in Sprache ab und wird von ihr vorstrukturiert und auch vorgefiltert. Das ist eine Grundkonstante in nichtautistischen Biographien, die weite Teile des sozialen Lebens bestimmt, ein typisch nichtautistisches – oder wie manche autistischen Menschen es nennen würden: neurotypisches – Persönlichkeitsmerkmal (Seng, 2015). Es ist nicht nur eines von vielen, sondern das Merkmal, das menschliche Sozialisation und das soziale Leben und Erleben entscheidend prägt. Autistische Menschen sind Menschen, die dieses Merkmal nicht oder nicht vollständig aufweisen; das soziale Leben der Menschen bleibt ihnen fremd, auch wenn sie dessen Regeln lernen können (Bogdashina, 2011).

Auch Persönlichkeitstypen gehen mit Stärken und Schwächen einher. Ungetrennt oder holistisch denkende Persönlichkeiten haben die Stärke, einander zu erkennen, sich einschätzen zu können, sich verbunden zu fühlen und zu wissen, wie sie von anderen erkannt und eingeschätzt werden, oder zumindest eine Vorstellung davon zu haben. Das soziale Leben der Menschen ist davon geprägt, mit den Einschätzungen der anderen zu spielen, etwas darzustellen, gesellschaftliche Rollen einzunehmen und so weiter. Darin sind autistische Menschen nicht gut. Sie haben Schwierigkeiten, andere Menschen oder soziale Situationen adäquat einzuschätzen, und werden oft auch von anderen falsch eingeschätzt und verkannt. Die fehlende intuitive Theory of Mind ist ein zweiseitiger Effekt: Autistischen Menschen fehlt sie in Hinblick auf nichtautistische Menschen, denen sie wiederum in Hinblick auf autistische Menschen fehlt. Dafür haben getrennt oder inkohärent denkende Persönlichkeiten Stärken, wo andere eher schwach sind. In erster Linie sind dies die Offenheit, eine Orientierung an der Sache (anstatt an sozialen Situationen) und eine weitgehende Unvoreingenommenheit anderen Menschen und Situationen gegenüber. Mit nichtautistischen Menschen würden die Fähigkeitenworkshops niemals funktionieren; sie bauen direkt auf diesen Stärken spezifisch autistischer Persönlichkeitsmerkmale auf.

Nach unserer Erfahrung besteht eine wichtige Unterstützung autistischer Menschen darin, sie ein Stück weit dahin zu führen, sich selbst zu erkennen. Das betrifft den eigenen Persönlichkeitstyp genauso wie das eigene Denken und Wahrnehmen, das Verhältnis von Innen- und Außenwelt, Sprache und (wahrnehmungsbasiertem) Denken und vielen anderen damit verbundenen Aspekten. Eine Autismusdiagnose kann dazu ein erster Schritt sein, legt aber nicht selten den Fokus auf Aspekte, die einer Persönlichkeitsentwicklung nicht gerade förderlich sind, indem sie die ohnehin schon starke Entfremdung verstärkt. Entscheidend ist, die eigenen Entwicklungspotenziale kennen und adäquat abschätzen zu lernen, um in die Lage zu kommen, die eigenen Stärken zu entwickeln und mit den eigenen Schwächen gut umzugehen (Theunissen, 2016).

Wie Berufseinstiege gelingen können

Die interessantesten und lehrreichsten Erfahrungen haben wir mit autistischen jungen Menschen gemacht, die wir über eine längere Zeit auf ihrem Weg ins Berufsleben begleitet haben. Ich skizziere im Folgenden ein paar Beispiele (mit anonymisierten Namen):

Maximilian begleiten wir bereits seit einigen Jahren. Dadurch, dass er anfangs kaum sprach, schon gar nicht mit Menschen, die er nicht kannte, wurde er sowohl in seinem Umfeld als auch von der Arbeitsagentur als geistig behindert eingeschätzt, ohne Perspektive auf dem regulären Arbeitsmarkt. Er hatte einen schlechten Hauptschulabschluss und konnte nur rudimentär lesen und schreiben. Seit seiner Jugend hegte er den Wunsch in einem sozialen Beruf zu arbeiten, zu dem er sich fundierte Kenntnisse angeeignet hatte. Wir bemerkten, dass er über ein außerordentliches Bildergedächtnis verfügte, auch über ein sehr stringentes analytisches Denken, und obendrein sehr standhaft war, man kann auch sagen stur. Sein Weg ins Berufsleben war sehr schwierig und mit vielen frustrierenden Erlebnissen verbunden, bis er nach Jahren auf einen Arbeitgeber traf, der es mit ihm versuchen wollte, obwohl er sich weigerte, beim Vorstellungsgespräch zu sprechen. Es zeigte sich dann sehr schnell, dass er unglaublich motiviert war, den Anforderungen des Berufs zu entsprechen. Maximilian gilt bei seiner Arbeitsstelle inzwischen als außerordentlich zuverlässig und fleißig. Obwohl es für ihn sehr schwer war, brachte er sich die notwendigen Kenntnisse in Lesen und Schreiben bei und lernte vor allen Dingen auch, mit anderen Menschen zu kommunizieren (was ja in einem sozialen Beruf unerlässlich ist). Nach eineinhalb Jahren in dem Beruf arbeitet er inzwischen mit Kollegen, die von seinem Autis-

mus nichts wissen; er wird von ihnen allenfalls als jemand, der ein bisschen anders ist, wahrgenommen.

Als Linus zum ersten Mal einen Fähigkeitenworkshop besuchte, gab er an, außer Ballerspielen keine Interessen zu haben. Wir arbeiteten mit ihm heraus, dass diese Vorliebe für Ballerspiele mit seinem Bilderdenken zusammenhing, ebenso wie seine ständigen Wahrnehmungsüberforderungen und psychischen Anspannungszustände, mit denen er nicht zurecht kam. Er hatte wie Maximilian einen schlechten Hauptschulabschluss und strebte eine Hilfstätigkeit in einer geschützten Umgebung an. Die fand er in einem kleinen Betrieb, wo man bereit war, auf ihn und seine Anforderungen einzugehen, die er gelernt hatte, klar zu erkennen und zu äußern. Insbesondere war er darauf angewiesen eine klar strukturierte, ruhige Arbeitsumgebung zu haben. Bis er dort anfang zu arbeiten, war der Betrieb alles andere als strukturiert und ruhig, was sich danach aber änderte. Inzwischen profitiert der Betrieb nicht nur von den nun strukturierten Arbeitsabläufen, die allen anderen Mitarbeitenden und dem Betrieb selbst zu Gute kommen, sondern auch von Linus' ausgeprägtem Bildergedächtnis und seiner Genauigkeit bei der Arbeit.

Kolja hatte vom Berufsbildungswerk eine Werkstattempfehlung erhalten, als er dort abging. Auch er konnte nur einen Hauptschulabschluss vorweisen und sprach sehr wenig und „einsilbig“. Für ihn waren klare Ordnungen wichtig und – das erkannten wir sofort – er war auch ausgesprochen gut darin, Ordnung herzustellen. Er hatte den Wunsch, im Bereich Buchhaltung zu arbeiten, und wusste, dass er dafür einen besseren Schulabschluss benötigte. Er entschloss sich, einen Realschulabschluss auf dem zweiten Bildungsweg nachzuholen. Das gelang ihm gut, da er ausgesprochen diszipliniert war und viel für die Schule arbeitete. Danach folgten Fachabitur und ein Bachelorstudium in Wirtschaftswissenschaften. In dieser Zeit arbeitete Kolja auch hart an seinen Fähigkeiten, mit anderen Menschen zu kommunizieren. Nach dem Studium hatte er einige Monate lang befristete Teilzeitjobs im Bereich Buchhaltung. Auch wenn er inzwischen auf fachlicher Ebene gut kommunizieren konnte, fiel seine Kommunikationsweise auf und bildete nach wie vor ein Hindernis im Berufseinstieg heraus. Daher hat er sich entschieden, sich weiter zu qualifizieren und in einem weiteren Studiengang einen Masterabschluss nachzuholen.

Als letztes Beispiel möchte ich noch jemanden erwähnen, der deutliche künstlerische Neigung hat. Als wir ihn kennen lernten, hatte sich Thorben gerade ent-

schieden, einen Werkstattplatz anzunehmen. Er war sehr offen anderen Menschen gegenüber, unabhängig davon, ob er sie kannte oder nicht, zugleich fiel es ihm schwer, sich zu orientieren. Auch unsere Einschätzung war die, dass er in einem gewöhnlichen Beruf auf dem regulären Arbeitsmarkt einen schweren Stand haben würde. Thorben zeichnete gerne und gut; seine Zeichnungen waren sehr detailreich und bildeten Formen aus Strukturen und Mustern. Im Kontext des Werkstattträgers fand er einen Arbeitsplatz als Künstler. Dort wurden Plakate, Prospekte, CD- und Schallplattenhüllen und ähnliches entworfen und zum Teil auch in Handarbeit produziert. Thorben fand dort einen fast idealen Rahmen, sich künstlerisch zu entwickeln. Er hatte nicht nur Zeit zum Zeichnen und Gelegenheit, unterschiedliche Techniken zu erlernen, sondern auch viele Möglichkeiten, sich mit anderen künstlerisch arbeitenden Menschen auszutauschen und seine Bilder auszustellen. Inzwischen stellt er auch in bekannten und namhaften Galerien aus und konnte sich im Bereich inklusiver Kunstprojekte einen Namen machen.

Es gibt eine ganze Reihe von wichtigen Aspekten, die diese Beispiele aufzeigen, von denen ich zwei herausstellen möchte, die auch generell unseren Erfahrungen entsprechen: Nicht wenige autistische Menschen haben bereits früh konkrete Vorstellungen davon, was sie gerne tun würden. Diese Vorstellungen sind wichtige Wegweiser für die Entwicklung von Potenzialen, Fähigkeiten und auch Persönlichkeiten dieser Menschen. Der zweite Aspekt ist, dass das Entwicklungspotenzial autistischer Menschen in aller Regel massiv unterschätzt wird. Ein Berufseinstieg muss immer als ein Weg, als ein Prozess verstanden werden, der idealerweise von den jeweiligen autistischen Menschen vorgegeben wird. Die entscheidende Unterstützung besteht wesentlich in einem Umfeld, das für die Entwicklung der Potenziale förderlich ist.

Ein Gewinn für alle Seiten

Es gibt zahlreiche Hürden beim Berufseinstieg autistischer Menschen. Oft sind es eine mehr oder weniger gescheiterte Schullaufbahn, ein Bewerbungsprozess, in dem ein anderes Kommunikationsverhalten vermittelt werden muss, oder ein Berufsanfang, der nicht genügend Raum für notwendige Entwicklungen lässt. Die Berufswelt hat sich in den letzten Jahrzehnten in einer Weise verändert, die für autistische Menschen eher ungünstig und geeignet ist, sie zu benachteiligen (Seng, 2014). In immer mehr Bereichen sind Fähigkeiten wichtig, die autistische Menschen in der Regel nicht besonders gut bedienen können: Kommunikationsfähigkeiten, Teamarbeit und vor allen Dingen die Fähigkeit, sich selbst gut zu

„verkaufen“. Fachliche Fähigkeiten, Motivation, Sachbezogenheit oder ungewöhnliche Problemlösungsstrategien, werden oft nicht an erster Stelle erwartet, obwohl sie für viele Berufe nützliche Eigenschaften sind.

Autistische Menschen erfahren die Barrieren zum Berufsleben daher auch als diskriminierend. Es zählen weder ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten noch ihre Disziplin und Aufrichtigkeit, die sie in ihre Arbeit einbringen. Statt dessen werden sie alleine auf Grund ihres Andersseins benachteiligt, weil ihre Kommunikationsweise und ihr Auftreten nicht den gängigen Erwartungen entspricht. Dem gegenüber stehen Unternehmen, die bereitwillig auf diese oft ja eher seltenen Potenziale verzichten, weil sie nicht bereits sind, auf etwas einzulassen, was sie nicht kennen und einschätzen können.

Umgekehrt haben wir aber die Erfahrung gemacht, dass Unternehmen, die sich öffnen und insgesamt ein offenes Betriebsklima kultivieren, in dem es gerade erwünscht ist, dass die Mitarbeiter individuell und unterschiedlich sind, ungemein von den Potenzialen profitieren können, die sie bei ihren Mitarbeitern freisetzen – nicht nur bei den autistischen. Es macht den Eindruck, dass die Vorstellungen und Vorurteile darüber, wie Menschen zu sein haben, insgesamt in eine Sackgasse führen, an deren Ende die Entfaltung von Kreativität und Möglichkeiten zu einem Stillstand kommt. Autistische Menschen, die mit der berechtigten Erwartung in den Arbeitsmarkt kommen, dort adäquat wahr- und angenommen zu werden – so wie sie eben sind – bieten eine Chance für diesen Arbeitsmarkt, aus dieser Sackgasse herauszukommen (Seng, 2014). Die Schwierigkeiten, denen autistische Menschen auf dem Weg ins Berufsleben und überhaupt zu einer gesellschaftlichen Anerkennung begegnen, sind keine spezifisch autistischen Schwierigkeiten. In ihnen zeigt sich vielmehr die Unfähigkeit einer Mehrheit, mit dem Anderssein anderer Menschen umzugehen. Dieses Problem kann natürlich nicht alleine von autistischen Menschen beim Berufseinstieg gelöst werden. Aber sie stehen bei diesem Konflikt sozusagen an vorderster Front und benötigen vor allen Dingen Unterstützung, ihn zumindest ein Stück weit für sich und für alle anderen auch zu lösen.

Literatur

Asperger Felder, Maria: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“. In: Pollack, Arnold (Hrsg.): „Auf den Spuren Hans Aspergers. Fokus Asperger-Syndrom Gestern Heute Morgen“. Stuttgart, 2015

Aspies e.V. (Hrsg.): „Risse im Universum“. Berlin, 2010

Bogdaschina, Olga: „Autism and the Edges of the Known World“. London, 2011

Bogdaschina, Olga: „Sensory Perceptual Issues in Autism and Asperger Syndrome“, 2. Aufl. London, 2016

Böke, Henning: „Asperger: Die Geburt eines Syndroms. Prologomenon zur Enthinderung autistischer Intelligenz“. In: Behindertenpädagogik Heft 47/3. Gießen, 2008.

Frith, Uta, Happé, Francesca: „The neuropsychology of autism“. In: „Brain“ (1996) 119, S. 1377-1400. Oxford, 1996

Gernsbacher, Morton Ann: „Diverse Brains“. <https://www.youtube.com/watch?v=gDu8mpWX3QY>, 2015

Gatti, Tobias, Koch, Leonora, Seng Hajo (Hrsg.): „Typisch untypisch – Berufsbiographien von Asperger Autisten“. Stuttgart, 2017

Grandin, Temple, Barron, Sean: „Unwritten Rules of Social Relationships. Decoding Social Mysteries Through the Unique Perspectives of Autism“. Arlington (Tx), 2005

Grandin, Temple, Panek, Richard: „The Autistic Brain. Exploring the Strengths of a Different Kind of Mind“. New York, 2013

Happé, Francesca: „Asperger Syndrome: understanding strengths and weaknesses“. In: Pollack, Arnold (Hrsg.): „Auf den Spuren Hans Aspergers. Fokus Asperger-Syndrom Gestern Heute Morgen“. Stuttgart, 2015

Seng, Hajo: „... zu Höchstleistungen motiviert. Asperger-Betroffene auf dem Arbeitsmarkt“. In: autismus Deutschland e.V (Hrsg.): „Autismus in Forschung und Gesellschaft“. Hamburg, 2014

Seng, Hajo: „Autistische Intelligenz - Kommunikation und Kognition unter besonderen Bedingungen“. In: autismus Deutschland e.V (Hrsg.): autismus 79/15. Hamburg, 2015

Seng, Hajo: „Ein autistisches Leben leben“, 5. Aufl.. Hamburg, 2015

Tebartz van Elst, Ludger: „Autismus und ADHS. Zwischen Normvariante, Persönlichkeitsstörung und neuropsychiatrischer Krankheit“. Stuttgart, 2016

Theunissen, Georg, Kulik, Wolfram, Leuchte, Vico, Paetz, Henriette (Hrsg.): „Handlexikon Autismus-Spektrum“. Stuttgart, 2014

Theunissen, Georg (Hrsg.): „Menschen im Autismus-Spektrum: Verstehen, annehmen, unterstützen“. Stuttgart, 2014

Theunissen, Georg (Hrsg.): „Autismus verstehen: Außen- und Innensichten“. Stuttgart, 2016

Vero, Gee: „Autismus (meine) andere Wahrnehmung“. Southam, 2014

Text- und Bildnachweis

Titelbild: Simian Idiot: „Our Friend The Blobfish“, 2011; <http://simianidiot.tumblr.com/post/7043087782/our-friend-the-blobfish>

„**Was ist Autismus?**“: Hajo Seng, 2013

Graphik S. 46: Autism România, 2011; <http://www.autismromania.ro>

„**Ist das Asperger-Syndrom eine Krankheit?**“ In: Ludger Tebartz van Elst (Hrsg.), „Das Asperger Syndrom im Erwachsenenalter“, Berlin: MWV, 2012

„**Autismus und Kreativität**“: In: Ludger Tebartz van Elst (Hrsg.), „Das Asperger Syndrom im Erwachsenenalter“, Berlin: MWV, 2012

Graphik S. 61: Erik Wenk: „Mehrsprech“, 2015. Zu einem Artikel auf Elfenbeinbungalow, <http://elfenbeinbungalow.de/2013/10/05/mehrsprech-woerter-als-werkzeuge/#more-448>

„**Im Spiegel der Autismusforschung**“: Hamburg: autWorker eG, 2010. Behindertenpädagogik 3/2010, Gießen: Psychosozial-Verlag, 2010

„**Autistische Intelligenz**“: autismus 69/2015, Hamburg: autismus Deutschland, 2015

Graphik S. 111: Rudolf D. Klöckner: „Schild der Woche“, RBNSHT Urban Culture, 2015. <http://urbanshit.de/schild-der-woche>

„**Wundersame Fähigkeiten**“: Hamburg: autWorker eG, 2013

Foto S. 173: Fahrplan Wien, 1926; Quelle: Wikimedia

„... **zu Höchstleistungen motiviert**“: Tagungsband der Bundestagung 2014, Hamburg: autismus Deutschland, 2014

Graphik S. 189: Mind Value: „word cloud of i ching“, 2015. <http://mind-value.blogspot.de/2012/05/word-cloud-of-i-ching.html>. Erstellung mit der Software von Tim Guan-tin Chien. <http://timdream.org/wordcloud>

„**Arbeit anders denken**“: Tagungsband der Bundestagung 2017, Hamburg: autismus Deutschland, 2017

„Fähigkeiten und Potenziale auf dem Weg ins Berufsleben“: Wolfgang Rickert-Bolg, Barbara Rittmann (Hrsg.): „Autismus-Therapie in der Praxis“. Stuttgart: Kohlhammer, 2017

Foto Rückseite: Ferdinand Marshall Karl, 2004; Quelle: <http://www.testbild.info>

